Bernstein und das sozialdemokratische Programm

Eine Antikritik
von Karl Kautsky

Stuttgart 1899
Verlag von J. H. W. Dietz Nachf.
(G. m. b. H.)

Bernstein

und das

Sozialdemokratische Programm

Eine Antikritik

von

Karl Kautsky

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.)
1899

Druck von J. H. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.) in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.



Vorwort.

Nach dem Erscheinen meiner Artikel gegen Bernstein im „Vorwärts" und der „Neuen Zeit" (im April dieses Jahres) wurde ich mehrfach aufgefordert, sie im Separatabdruck als besondere Broschüre erscheinen zu lassen. Das sei schon deswegen wünschenswerth, weil das Bernsteinsche Buch in Kreise drang, die weder den „Vorwärts" noch die „Neue Zeit" lesen, die nur wieder durch eine besondere Schrift erreichbar seien. Eine solche dürfte aber auch Manchem willkommen sein, der die Artikel gelesen aber nicht gesammelt habe.

Ich kam gern dieser Anregung nach, bei einer bloßen Separatausgabe wollte ich's jedoch nicht bewenden lassen. Im Buche stand mir weit mehr Raum zu Gebote, als im „Vorwärts", ich konnte daher die Untersuchungen über die Entwicklungstendenzen der kapitalistischen Gesellschaft dort erheblich ausdehnen, und das schien mir von äußerster Wichtigkeit. Gerade diese Seite war bisher von der Kritik des Bernsteinschen Buches sehr stiefmütterlich behandelt worden, ganz naturgemäß, da eine Zeitung zu solchen Exkursen keinen Raum hat. Die geringe Beachtung dieser Seite wurde aber von der gegnerischen Presse dahin gedeutet, daß wir darüber nichts zu sagen wüßten. Und doch bildet dies Thema den praktisch wichtigsten Theil seines Buches; es enthält Fragen, deren Beantwortung über die Lebensfähigkeit der sozialistischen Bewegung entscheidet.

Die bisher versäumte Abrechnung mit Bernstein auf diesem Gebiet ist zum Hauptinhalt meiner Schrift geworden, so sehr, daß ich, um die letztere nicht allzu sehr anschwellen zu lassen, die einleitenden Kapitel über die Methode viel kürzer faßte, als ich es in den entsprechenden Artikeln der „Neuen Zeit" gethan. Ich hielt mich zu dieser Kürzung um so eher berechtigt, als die Fragen der Methode doch nicht in dem gegebenen Rahmen erledigt werden konnten. Ihre erschöpfende Erörterung in einer populären Gelegenheitsschrift war von vornherein ausgeschlossen. Da ich trotz der Verkürzung der Kapitel noch die Entgegnungen in Betracht zog, die Bernstein in der „Neuen Zeit" und im „Vorwärts" veröffentlichte, bildet auch der Abschnitt über die Methode nicht einen Separatabdruck, sondern ist fast völlig neu geschrieben.

Ebenso kurz wie diesen habe ich den Abschnitt über die Taktik gehalten. Wohl lag die Versuchung nahe, in dem einen wie in dem anderen auf alle die Einzelfragen einzugehen, die Bernstein theils in seinem Buche selbst, theils im Laufe der Diskussion aufgeworfen. Aber im Interesse der Lesbarkeit und des knappen Umfangs der Schrift mußte ich mich auf das Nothwendigste beschränken. Eine solche Selbstbeschränkung ist für einen Autor während einer Polemik sehr hart, aber sie ist unumgänglich, soll man nicht vom Hundertsten ins Tausendste kommen und den Leser ermüden, statt ihn zu überzeugen. Ich konnte mich bei der Behandlung der Fragen der Taktik um so eher kurz fassen, als das Meiste von dem, was hier zu sagen war, bereits von anderen Seiten gesagt wurde.

Uebrigens muß ich gestehen, daß zur Kürze meiner Ausführungen über die Taktik auch ein äußerliches Moment beitrug: der Wunsch, rasch fertig zu werden, um meine Schrift noch vor dem Parteitag in Hannover an die Oeffentlichkeit zu bringen.

Nicht als ob ich erwartete, sie werde den Parteitag beeinflussen. Wenn sie erscheint, haben sicher alle Jene, die dorthin delegirt werden, sich ihr Urtheil schon gebildet. Sollte der Eine oder der Andere sich so wenig um den Gegenstand gekümmert haben, daß er noch nicht weiß, welche Stellung er einzunehmen hat, so wäre der Betreffende sicher der letzte, vorliegende Seiten noch zu lesen.

Nein, wenn ich wünschte, noch vor dem Parteitag meine Arbeit fertig zu stellen, so entsprang das der Erwartung und Hoffnung, er werde einen Abschluß der Diskussion mit Bernstein bringen.

Ich habe Disputationen nie große Erwartungen entgegengebracht, kaum je hat sich eine solche als ein Mittel erwiesen, zu zeigen, auf welcher Seite die Wahrheit liegt. Aber in der Regel sind sie vortrefflich geeignet, vorhandene Gegensätze zu enthüllen und scharf zum Ausdruck zu bringen und dadurch aufklärend zu wirken. Dies erwartete ich auch von der Diskussion über das Bernsteinsche Buch. Sie hat mich sehr enttäuscht, mehr noch als das Buch selbst; die Artikelserie über die Probleme des Sozialismus hatte etwas anderes erwarten lassen. Wir können es uns heute nicht verhehlen, daß die ganze Diskussion über das Bernsteinsche Buch recht unfruchtbar geblieben ist. Je mehr sie fortschreitet, desto mehr fühlt sich Bernstein mißverstanden — absichtlich mißverstanden — und desto weniger wissen wir, was er eigentlich will und welchen Zweck sein so großes Aufsehen erregender Vorstoß eigentlich hatte, da ja doch alles beim Alten bleiben soll.

Ich muß offen gestehen, daß es mich große Ueberwindung kostete, angesichts dieser Erkenntniß vorliegende Schrift zu Ende zu schreiben. Ich hätte es vielleicht nicht gethan, wäre ich nicht angespornt worden durch das Triumph-

geschrei von Liberalen und Anarchisten, die Sozialdemokratie hätte der Bernsteinschen Kritik ihres Programms, namentlich seinen statistischen Daten, nichts entgegenzuhalten vermocht. Meine Arbeit richtet sich in der That weit weniger gegen Bernstein selbst, als gegen jene Sozialliberalen und „Edelanarchisten" und ihre Helfershelfer, denen sein Buch eine willkommene Sammlung von Materialien zu Angriffen gegen unsere Partei geworden ist.

Diesen Elementen den Spaß etwas zu verderben, den ihnen Bernsteins Schrift gemacht hat, ist der Hauptzweck der vorliegenden Kritik. Erschien sie aber nach dem Parteitag, so drohte sie eine Diskussion von Neuem zu entfachen, deren weitere Fortführung auf der von Bernstein gegebenen Grundlage immer unfruchtbarer wird, die in Hannover zu einem Abschluß zu bringen wohl der Wunsch aller Betheiligten ist.

Ich persönlich wenigstens darf sagen, daß ich diese Schrift als mein Schlußwort in der Angelegenheit betrachte. Die Gegenwart bietet uns so viele wichtige Probleme, die zu studiren sind, der Marxsche Nachlaß so viele Schätze, die noch ungehoben sind, daß man sicher sein darf, ich werde ohne Noth über die Probleme des Bernsteinschen Sozialismus nicht mehr das Wort ergreifen.

Das Schweigen wird mir um so leichter fallen, je schwerer mir in dieser Sache das Reden geworden ist. Die Polemik gegen einen alten Freund hat immer etwas Peinliches.

Freilich muß die Freundschaft verstummen, sobald wissenschaftliche oder politische Ueberzeugung mit ihr in Konflikt kommt. Daß ich dies nicht beachtet, daß ich der Freundschaft in meiner Stellung Bernstein gegenüber zu großen Einfluß eingeräumt, soll mir nach einem Bericht der „Sächsischen Arbeiterzeitung" Liebknecht in einem Referat in Dresden vorgeworfen haben. Danach wäre Bernstein ein wissenschaftlich und politisch unbedeutender Mensch, dessen Artikel in der „Neuen Zeit" ich nur aus Freundschaft aufnahm. Ich habe auf diesen Vorwurf nicht reagirt, einmal, weil er viel mehr mich als Bernstein herabsetzte, und zu meiner persönlichen Vertheidigung ergreife ich nur ungern das Wort. Dann aber auch, weil ich es für unmöglich hielt, daß Liebknecht so gesprochen, da Niemand, der die „Neue Zeit" auch nur oberflächlich kennt, im Zweifel darüber sein kann, was Bernstein für sie bedeutet. Aber da einige Schlauköpfe aus meinem Schweigen geschlossen haben, ich hielte den Bernstein und mir gemachten Vorwurf für zutreffend, so ist es vielleicht nicht ganz überflüssig, daß ich dem hier widerspreche. Wenn Professor Diehl in den Conradschen Jahrbüchern meint, in Bernstein „hat der sogenannte wissenschaftliche Sozialismus einen seiner talentvollsten, klarsten und gelehrtesten Anhänger verloren", so stimme ich dieser Werthschätzung der Thätigkeit, welche Bernstein für unsere Sache entfaltete, vollständig zu.

Ob seine letzte Schrift, die wir hier kritisiren, dann ein theoretischer Rückschritt und wie dieser zu erklären, das ist eine Frage, die uns hier in der Vorrede noch nicht zu beschäftigen braucht. Mir erscheint der jetzige Standpunkt Bernsteins — oder wenn man will, der Mangel an einem ausgesprochenen Standpunkt — verderblich, und ich halte es für meine Pflicht, ihn auf das Entschiedenste zu bekämpfen. Aber unsere Gegnerschaft darf uns nicht blind machen für das, was Bernstein uns gewesen. Ich persönlich schulde ihm nicht blos jene Anregungen und Belehrungen, die er uns Allen im „Sozialdemokrat" und der „Neuen Zeit" geboten, sondern auch jene mächtige geistige Förderung, die aus dem engsten und verständnißvollsten Zusammenarbeiten vieler Jahre sich ergiebt. Sollte es mir gelungen sein, auf den folgenden Seiten triftige Argumente gegen Bernsteins jetzige Anschauungen vorgebracht zu haben, so verdanke ich das nicht blos Marx und Engels, sondern auch Eduard Bernstein.

Berlin-Friedenau, September 1899.

K. Kautsky.



Einleitung.

In der Literatur der deutschen Sozialdemokratie bildet das Bernsteinsche Buch die erste Sensationsschrift. Wohl hat Bebels „Frau" an literarischem Erfolg unsere übrige Literatur weit hinter sich gelassen, aber eine eigentliche Sensationsschrift bildet sie doch nicht. Daß ein Sozialdemokrat ein sozialdemokratisches Buch schreibt, darin liegt ja nichts Sensationelles.

Ganz anders liegt die Sache, wenn ein hervorragender Sozialdemokrat, einer der „orthodoxesten" Marxisten ein Buch schreibt, in dem er feierlich verbrennt, was er bisher angebetet, und anbetet, was er bisher verbrannt hat. Daß man vom bürgerlichen Demokraten sich zum Sozialdemokraten entwickelt, das ist ein alltäglicher Fall, und die bürgerliche Presse hat keine Ursache, solche Fälle an die große Glocke zu hängen. Ganz anders, wenn endlich, endlich einmal das Umgekehrte sich zu ereignen scheint. Ob dies bei Bernstein wirklich der Fall, ob seine Schrift wirklich den Abfall vom Sozialismus der Sozialdemokratie bedeutet, darüber ein Urtheil zu fällen ist hier noch nicht am Platze. Offenkundig aber ist es, daß die bürgerliche Presse sein Buch in diesem Sinne auffaßt und ausnützt und des Jubels darüber kein Ende weiß. Nach so vielen Niederlagen endlich ein Sieg! Endlich ein Anzeichen, daß in der stolzen, unüberwindlichen Sozialdemokratie wenigstens einer ihrer denkenden Köpfe anfängt, an seiner Partei irre zu werden und an Stelle der Siegeszuversicht Zweifel und Bedenken laut werden zu lassen. Solch frohe Botschaft konnte nicht laut genug verkündet werden.

Diese Haltung der Gegner allein mußte schon die allgemeine Aufmerksamkeit auch der Parteigenossen auf das Bernsteinsche Buch lenken. Aber es wurde noch beachtenswerther dadurch, daß es innerhalb der Partei keineswegs einstimmige Verurtheilung fand. Allerdings widersprachen sich die Fürsprecher Bernsteins in mannigfacher Weise. Während die einen erklärten, er bestätige nur, was bisher schon in unserer Partei gegolten, rühmten ihn andere als einen Reformator unserer praktischen Politik, die doch wichtiger sei, als die graue Theorie; von dritter Seite wieder wurde gegen seine praktische Politik eingewendet, das Neue an ihr sei nicht gut und das Gute nicht neu, aber Bernsteins Verdienst bestehe darin, daß er sich als selbständiger Denker auf

dem Gebiete der Theorie erwiesen und das theoretische Denken, das zu sehr in den Hintergrund getreten, neu belebt habe. Die Mehrzahl der parteigenössischen Stimmen aber, die sich bisher vernehmen ließen, schloß sich zwar dem letzterwähnten Urtheil über die praktische Politik Bernsteins an, erklärte aber seine Theorien für einen bloßen Abklatsch kathedersozialistischer Ladenhüter.

Diese Unterschiede in der Auffassung sind theils dem Umstande zuzuschreiben, daß, wie wir noch sehen werden, Bernstein seinen Standpunkt keineswegs immer völlig klar und widerspruchslos dargelegt hat, theils aber und vornehmlich dem Umstande, daß in unserer Partei selbst ziemlich gegensätzliche Strömungen in höchst wichtigen Fragen bestehen.

Das ist an sich noch kein Unglück. Seit jeher haben in unserer wie in jeder Partei Gegensätze bestanden, Gegensätze individueller, lokaler, beruflicher, theoretischer Natur. Der Junge und Heißblütige denkt anders als der Alte, Bedächtige, der Bayer anders als der Sachse und dieser wieder anders als der Hamburger; der Bergarbeiter anders als die Konfektionsarbeiterin, derjenige, der im gewerkschaftlichen Kampf oder im Genossenschaftswesen aufgeht, anders als jener, der mit Leib und Seele Parlamentarier und Wahlagitator ist; anders derjenige, der an der Hand von Marx und Engels in das Bereich des Sozialismus eintrat, als derjenige, der über Rodbertus zu uns kam u. s. w.

Solche Unterschiede sind nicht blos unvermeidlich, sondern nothwendig, soll nicht das geistige Leben innerhalb der Partei erstarren. Aber diese ist eine kämpfende Armee, kein Disputirklub; die Gegensätze in ihrem Innern dürfen nicht so weit gehen, daß sie jedes gedeihliche Zusammenwirken unmöglich machen, ja nicht einmal so weit, daß sie Reibungen erzeugen, deren Ueberwindung Zeit- und Kraftverlust bedeutet und die Kampfesfreudigkeit lähmt. Die Ausdehnung der Partei darf nie auf Kosten ihrer Geschlossenheit und Einheitlichkeit geschehen. Nichts schlimmer als Zerfahrenheit in der Taktik.

Das Wesen der Taktik besteht eben in der Einheitlichkeit, in dem Zusammenfassen verschiedener Kräfte zu einer gemeinsamen planmäßigen Aktion. Auf der Einheitlichkeit beruht die große Ueberlegenheit eines Heeres über zusammengelaufene Haufen, selbst wenn letztere weit zahlreicher und an Ausrüstung nicht schlechter gestellt sind. In der Einheitlichkeit besteht die Ueberlegenheit einer geschlossenen Partei gegenüber der Masse der Indifferenten.

Man verwechsle nicht Taktik mit Agitationsweise. Diese muß sich individuellen und lokalen Verhältnissen anpassen. In der Agitation muß man es jedem Agitator überlassen, durch jene Mittel zu wirken, die ihm zu Gebote stehen; der eine wirkt am meisten durch seine Begeisterung, der andere durch schlagenden Witz, der dritte durch die Fülle der Thatsachen u. s. w. Und wie nach dem Agitator muß sich die Agitation nach dem Publikum richten; man

muß so sprechen, daß man verstanden wird, muß an das den Zuhörern Bekannte anknüpfen. Das ist ja selbstverständlich und gilt nicht blos für die Bauernagitation. Man wird auch zu Droschkenkutschern anders sprechen als zu Seeleuten, und zu diesen wieder anders als zu Schriftsetzern. In der Agitation muß individualisirt werden, aber unsere Taktik, unser politisches Handeln muß einheitlich sein. Wir dürfen nicht bei einer das ganze Reich umfassenden Aktion, etwa einer Reichstagswahl, eine besondere Taktik für den Norden haben und eine andere für den Süden, eine besondere für das Land und eine andere für die Stadt. Auf der Einheitlichkeit der Taktik beruht die Einheit der Partei, und wo jene verloren geht, geht auch diese bald in die Brüche.

Einheitlichkeit der Taktik ist Einheitlichkeit im Handeln. Sie schließt Verschiedenheiten im Denken, Verschiedenheiten der theoretischen Auffassung nicht aus. Völlige Einheitlichkeit des Denkens ist höchstens in einer religiösen Sekte erreichbar und sie ist unvereinbar mit selbständigem Denken. Aber das besagt keineswegs, daß die theoretische Auffassung des einzelnen Parteimitglieds eine gleichgiltige Angelegenheit, gewissermaßen Privatsache sei.

Die Parteithätigkeit bedingt wie jede gesellschaftliche Thätigkeit ein gewisses Opfer an Selbständigkeit des Individuums. Der Anarchist und der literarische Eingänger mögen wegen dieses Opfers mit Verachtung auf den Parteimann herabsehen; sie können die Thatsache nicht beseitigen, daß ohne gesellschaftliches Zusammenwirken nichts Großes in der praktischen Welt geschaffen werden kann. Aber es ist klar, daß der Verzicht auf Selbständigkeit, der von dem einzelnen Parteimitglied verlangt wird, nicht zu groß werden darf, soll nicht die Partei zu einer Horde willenloser Sklaven oder zu einer Herde gedankenloser Schafe herabsinken. Das heißt jedoch nichts anderes, als daß, je größer die theoretischen Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Partei, desto größer das Opfer an Selbständigkeit, das der Einzelne im Interesse des einheitlichen Handelns zu bringen hat, desto geringer die Begeisterung für das Wirken der Partei und desto größer die Gefahr, die ihrer Einheit droht. Anderseits aber wird man sich freilich hüten müssen, die Grenze zu eng zu ziehen, über die hinaus ein Abweichen des Einzelnen von dem theoretischen Standpunkt der Mehrheit unvereinbar wird mit seiner wirksamen Bethätigung als Parteimitglied, über die hinaus eine Vereinbarung des einheitlichen Charakters der Partei mit der gleichzeitigen Selbständigkeit der Parteigenossen sich als unmöglich erweist.

Diese Grenze genau zu bestimmen ist eine der wichtigsten Aufgaben einer jeden Partei; zu diesem Zwecke formulirt sie ihre Ziele und deren Begründung in einem Programm, das mehr noch der Organisation als der Propaganda dient. Unser Programm setzt nicht blos unsere nächsten Forde-

rungen fest, sondern auch jene Grundsätze, deren Anerkennung die Einheitlichkeit der Partei und ihre Kampfesfreudigkeit sichert. Der allgemeine Theil unseres Programms ist nicht blos eine Verzierung des Parteigebäudes, ein harmloses Vergnügen, das die „Praktiker“ gern den „Theoretikern“ gönnen, das aber weiter keinen Zweck hat, er hat die eminent praktische Aufgabe, die Grenzscheide aufzubauen zwischen uns und nicht nur unseren entschiedenen Gegnern, sondern auch allen den flauen, unsicheren Kantonisten, die hie und da gerne mitthäten, die aber nicht gesonnen sind, unseren Kampf zum Ende unter allen Umständen mitzukämpfen.

Aber gerade weil diese Aufgabe des Programms eine so wichtige, darf es nicht Tabu, nicht unnahbar für jede Kritik sein. Nichts Schlimmeres als ein Programm, das zu der Wirklichkeit in Widerspruch steht. Entweder verliert es jede praktische Geltung in der Partei, dann verliert diese aber auch jeden festen Zusammenhalt und jede feste Grenze gegenüber den benachbarten Elementen, dann strömen Krethi und Plethi ihr zu, an Stelle von Grundsätzen treten wechselnde Stimmungen und Augenblickseinflüsse geschickter Demagogen, an Stelle zielbewußten unaufhaltsamen Vorwärtsmarschirens tritt ein Zickzackkurs, an Stelle der Geschlossenheit Zerfahrenheit, an Stelle des Selbstvertrauens und der Begeisterung Zweifelsucht und Nörgelei. Oder aber, das Programm verliert nicht sein Ansehen innerhalb der Partei, da es aber mit der Wirklichkeit unvereinbar ist, verliert es seine propagandistische Kraft, degradirt die Partei zur Sekte und führt sie auf die Bahn unfruchtbarer Deklamationen oder verhängnißvoller Abenteuer.

Zeitweise Neuprüfung des Programms ist also nicht blos gestattet, sondern sogar geboten. Aber angesichts seiner Bedeutung für das ganze Leben der Partei muß man verlangen, daß sie mit der größten Gewissenhaftigkeit vorgenommen werde, daß man nicht auf den ersten besten Einfall, die erste beste Kritik hin, die man gehört, das Programm der eigenen Partei in Frage stelle, daß man nicht ohne zwingende Gründe Zweifel an der Festigkeit der Grundlagen des Parteigebäudes erwecke, und daß man den alten Standpunkt nicht erschüttere, ehe man nicht einen neuen gewonnen und gefestigt hat.

Man muß begeistert sein, um große Dinge zu vollbringen, sagte St. Simon. Aber nur große Ziele können begeistern. Ist das Ziel unserer Bewegung hinfällig geworden, dann lenke man den Enthusiasmus auf ein anderes, besser begründetes, jedoch eben so hohes Ziel, aber man tödte nicht jeden Enthusiasmus durch unfruchtbaren Zweifel.

Das sind die Grundsätze, die uns bei der Prüfung unseres Programms leiten müssen.

Wir durften erwarten, Bernstein werde uns in seinem Buche eine derartige Kritik unseres Programms geben; eine Kritik, die, wenn sie unser bis-

heriges Ziel beseitigt, ein neues, besseres an seine Stelle setzt; die, wenn sie die bisherige Begründung des Zieles und den Weg dahin verwarf, es verstand, eine bessere Begründung zu geben, einen besseren Weg anzuzeigen. Gerade jetzt, angesichts der Gegensätze in unseren eigenen Reihen, konnte eine derartige Kritik und die daran sich knüpfende Diskussion nur klärend und förderlich für unsere Sache wirken. Unsere Gegner freilich mußte diese Kritik zum mindesten kalt lassen, ja um so mehr erbittern, je wirksamer sie sich erwies, denn um so mehr mußte sie die Sozialdemokratie befestigen, statt sie zu erschüttern.

Wie und inwieweit Bernsteins Kritik unseres Programms diese Aufgabe erfüllt hat, wird sich zeigen. Auf keinen Fall trug es zur besseren Lösung der letzteren bei, daß Bernstein sich damit nicht begnügte, sondern von Grund auf demolirend neben dem Programm auch die Methode kritisirte, deren Resultat es ist. Selbst ein Mann von dem Genie und dem encyklopädischen Wissen eines Marx oder Engels wäre davor zurückgeschreckt, im Raum einiger Bogen, innerhalb weniger Wochen eine Kritik der philosophischen Grundlagen unseres Programms, eine Kritik des Programms selbst und eine Darlegung der daraus sich ergebenden praktischen Konsequenzen zu geben. Engels Anti-Dühring umfaßte im Wesentlichen blos den ersten Theil dieser Aufgabe, Marx' Anti-Proudhon behandelte blos die wichtigsten Grundsätze der politischen Oekonomie.

Weniger in Bernsteins Schrift wäre mehr gewesen. Eine Kritik des Programms hatte nur dann einen Zweck, wenn Bernstein die Methode für richtig anerkannte, durch die es gewonnen war. Ist diese Methode irrig, dann schwebt von vornherein das Programm in der Luft, dann heißt es vor Allem die neue Methode feststellen, nach der gearbeitet werden muß; erst nachher kann man an den Aufbau eines neuen Programms gehen.

Mit Recht bemerkte Antonio Labriola, schon vom rein formellen Standpunkt aus leide das Buch Bernsteins an dem schweren Fehler, zu encyklopädisch zu sein („Mouvement Socialiste“, Nr. 8, S. 455). Wer ihn kritisiren wolle, sei gezwungen, ein ganzes Buch zu schreiben.

Ja, wollte man Bernstein erschöpfend kritisiren, müßte man eine ganze Bibliothek schreiben, denn er sieht seine Aufgabe vornehmlich darin, Probleme zu stellen, deren Lösung er Anderen überläßt. Dabei ist aber Bernsteins Schrift eine Gelegenheitsschrift, eine Sensationsschrift, die im Moment viel Staub aufwirbelt, deren nachhaltige Wirkung aber nicht feststeht. Der Kritiker kann sich nicht Jahre lang Zeit lassen, seine Gegenencyklopädie zu schreiben, sie muß möglichst bald erscheinen, soll sie einen Zweck haben.

Zu alledem gesellt sich noch eine weitere Schwierigkeit. Bernsteins Schrift leidet in Folge des Uebermaßes von Problemen, die auf einen engen Raum rasch hingeworfen wurden, nicht nur an dem Mangel positiver Er-

gebnisse, sondern auch an Unklarheit der Darstellung. Die Gedanken drängen sich, überstürzen sich, keiner kommt zu voller Entfaltung. Dabei hat Bernstein, wie er selbst in seiner Vorrede anführt, es nicht immer über sich bekommen, diejenige Form und diejenigen Argumente zu wählen, durch die seine Gedanken am schärfsten zum Ausdruck gelangt wären. Er zwang sich zu dieser Beschränkung aus Rücksicht auf seine todten Freunde und Meister. Wir werden noch sehen, ob er ihrem Andenken dadurch sehr genützt hat. Sicher aber hat es die Auseinandersetzung mit ihm sehr erschwert.

Alles das bewirkt, daß es dem Kritiker des Bernsteinschen Buches fast unmöglich ist, erhebliche, greifbare Resultate zu erzielen. Die Aufgabe, vor die es ihn stellt, ist eine ungeheure, den Einzelnen erdrückende; die Ueberfülle der Themata wie der Mangel an positivem Gehalt in dem kritisirten Buche schließen es fast völlig aus, durch die Kritik zu einer Vertiefung und Lösung der einzelnen Probleme zu gelangen, und da die wichtigsten Gedanken nicht zu Ende gedacht und präzis dargestellt sind, bleibt es nur zu oft dem Leser überlassen, ihre Konsequenzen zu ziehen und daraus den Standpunkt des Verfassers zu erschließen.

So kommt es, daß der Haupteinwurf Bernsteins gegenüber seinen Kritikern der ist, sie verstünden ihn nicht und stellten seine Anschauungen falsch dar. Dabei ereignet sich aber das Merkwürdige, daß diejenigen, die Bernstein entgegentreten, alle sein Buch in gleicher Weise auffassen. Dagegen sind es seine Vertheidiger, die es auf die verschiedensten Arten auslegen. Die einen fassen es auf als vollständigen Bruch mit den bisherigen Prinzipien und Aeußerungen der Sozialdemokratie, die anderen als Bestätigung des wirklichen Charakters unserer Bewegung, als bloßes Abstreifen einiger veralteten Aeußerlichkeiten.

Alles das macht eine umfassende Kritik des Bernsteinschen Buches weder zu einer leichten, noch zu einer angenehmen und erfolgverheißenden Arbeit. Aber die Aufgabe ist gegeben; sie muß gelöst werden. Wir werden trachten, die Lösung so viel als möglich mit positivem Gehalt zu erfüllen.

I. Die Methode.

a) Die materialistische Geschichtsauffassung.

Bernsteins Buch stellt in seinem Fortschreiten verschiedene Stadien einer Entwicklung dar; sie werden eingeleitet durch ein Vorstadium, jene Artikel in der „Neuen Zeit", von denen die ganze Diskussion ausging, in der wir jetzt stehen. Seine Artikel über „den Kampf der Sozialdemokratie und die Revolution der Gesellschaft" („Neue Zeit", XVI, 1, S. 484, 548), mit dem Satze vom Endziel und der Bewegung, der seitdem zu einem geflügelten Wort geworden — diese Artikel stellten sich blos dar als eine Polemik gegen Belfort Bax. Deswegen angegriffen, gestaltete Bernstein seine Erwiderungen zu einer Polemik gegen die „Sozialrevolutionäre" in der Partei, die Parvus, Luxemburg, Plechanow.

Noch mehr erweitert Bernstein den Kreis seiner Gegner im Anfange seiner Broschüre. Aber er tritt da noch auf als der Vertreter des Marxschen Standpunkts. Die Marxsche Geschichtsauffassung hat eine Wandlung durchgemacht, erklärte er; die meisten Marxisten merken sie nicht, aber er, Bernstein, kann sie ganz genau verfolgen; wir müssen die materialistische Geschichtsauffassung in ihrer vollkommenen, nicht ihrer primitiven Form anerkennen.

Hier sehen wir Bernstein als Vertheidiger der Marxschen Lehre gegen die Unvernunft der Marxisten. Noch fühlt er sich als Prophet, der nicht gekommen ist, das Gesetz aufzuheben, sondern es zu erfüllen.

Aber im Fortgang seiner Abhandlung schreibt er sich immer mehr in die Hitze; bald stehen wir im zweiten Stadium: Marx und Engels haben eine Wandlung durchgemacht; aber nicht nur die Marxisten, sondern auch Marx und Engels selbst sind sich ihrer nicht bewußt geworden. Bernstein freilich hat sie herausgefunden. Im Sinne dieser Wandlung ist die Marxsche Lehre zu reformiren, von dem schlecht berathenen Marx ist an den besser berathenen zu appelliren. Bisher war es bei den Kathedersozialisten Mode, dem bösen Marx den braven Lassalle gegenüberzustellen. Bernstein bringt Abwechslung in die Sache und stellt dem bösen Marx den braven Marx gegenüber. Aber auch dabei bleibt er nicht, er schreibt weiter, wird immer wärmer und kampflustiger und so schreibt er sich in das dritte Stadium

hinein; vom braven Marx bleibt nichts mehr übrig, nein, auch in seiner vollendetsten Gestalt wird er verworfen; die Richtung der thatsächlichen Entwicklung, erklärt Bernstein, ist der von Marx behaupteten gerade entgegengesetzt.

Dies ist das entschiedenste und wichtigste Stadium des Buches. Da weiß man doch, wo und wie. Aber leider bleibt Bernstein nicht in diesem Stadium. Der Wildbach, der das Gebäude des Marxismus fortzuschwemmen droht, verflacht und versandet in einem Exkurs über praktische Sozialreformen, deren Nothwendigkeit von Berlepsch und Bassermann bis Parvus und Plechanow allgemein anerkannt wird, bis wir schließlich in dem dünnen Rinnsal als einziges praktisches Schlußergebniß der ganzen Auseinandersetzung die Mahnung finden, keine Ausdrücke zu gebrauchen, durch welche die Bourgeois erschreckt werden könnten.

Wenden wir uns zunächst dem ersten Stadium des Buches zu. Es handelt sich hier um die Grundlage der marxistischen Theorie, die materialistische Geschichtsauffassung. Durch „diese beiden großen Entdeckungen", sagt Engels in seinem Anti-Dühring, „die materialistische Geschichtsauffassung und die Enthüllung des Geheimnisses der kapitalistischen Produktion vermittelst des Mehrwerths . . . wurde der Sozialismus eine Wissenschaft". Sie haben den modernen Sozialismus nicht geschaffen, aber sie gaben erst die Möglichkeit, den Sozialismus wissenschaftlich, methodisch zu begründen und auszubauen. Unter diesen beiden Entdeckungen selbst ist wieder die der materialistischen Geschichtsauffassung die grundlegende geworden. Mit ihr steht und fällt der Marxismus, das heißt die höchste bisher erreichte Stufe der sozialistischen Theorie.

Bernstein geht daher in seiner Streitschrift von der Frage aus, ob und inwieweit die materialistische Geschichtsauffassung Geltung hat. Welches ist aber der Weg, um zu einem Urtheil über sie zu gelangen? Marx hat uns selbst in der berühmten Vorrede zu seiner „Kritik der politischen Oekonomie" den Weg beschrieben, den er einschlug.

Als Redakteur der „Rheinischen Zeitung" kam er 1842—1843 in „die Verlegenheit, über sogenannte materielle Interessen mitsprechen zu müssen", ohne die betreffenden Fragen tiefer ergründet zu haben. Die Beschäftigung damit, sowie Kontroversen, die sich darüber entspannen, erregten in ihm Zweifel mannigfacher Art an der Richtigkeit der damals herrschenden Anschauungen. Marx hielt jedoch keineswegs den bloßen Zweifel bereits für einen theoretischen Fortschritt, den man nicht rasch genug dem Publikum vortragen könne. Statt ein Buch über seine Zweifel zu schreiben, benutzt er eine Meinungsverschiedenheit mit dem Herausgeber der „Rheinischen Zeitung", um sich „von der öffentlichen Bühne in die Studirstube zurückzuziehen."

„Die erste Arbeit, unternommen zur Lösung der Zweifel, die mich bestürmten, war eine kritische Revision der Hegelschen Rechtsphilosophie, eine

Arbeit, wovon die Einleitung in den 1844 in Paris herausgegebenen „Deutsch-französischen Jahrbüchern“ erschien. Meine Untersuchung mündete in dem Ergebniß, daß Rechtsverhältnisse wie Staatsformen weder aus sich selbst zu begreifen sind, noch aus der sogenannten allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes, sondern vielmehr in den materiellen Lebensverhältnissen wurzeln, deren Gesammtheit Hegel, nach dem Vorgange der Engländer und Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts, unter dem Namen der bürgerlichen Gesellschaft zusammenfaßt, daß aber die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft in der politischen Oekonomie zu suchen sei. Die Erforschung der letzteren, die ich in Paris begann, setzte ich fort zu Brüssel, wohin ich in Folge eines Ausweisungsbefehls des Herrn Guizot übergewandert war . . . Die Herausgabe der „Neuen Rheinischen Zeitung“ 1848 und 1849 und die später erfolgten Ereignisse unterbrachen meine ökonomischen Studien, die erst 1850 in London wieder aufgenommen werden konnten. Das ungeheure Material für Geschichte der politischen Oekonomie, das im Britischen Museum aufgehäuft ist, der günstige Standpunkt, den London für die Beobachtung der bürgerlichen Gesellschaft gewährt, endlich das neue Entwicklungsstadium, worin letztere mit der Entdeckung des kalifornischen und australischen Goldes einzutreten schien, bestimmten mich, ganz von vorne wieder anzufangen und mich durch das neue Material kritisch durchzuarbeiten.“

Marx kam also — und das Gleiche gilt von Engels — zu seiner Geschichtsauffassung auf dem Wege der Erforschung der ökonomischen Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft. Zu der gleichen Geschichtsauffassung kam Morgan durch Erforschung der Entwicklung primitiver Völkerschaften. Dasselbe Entwicklungsgesetz wurde an beiden Enden der Entwicklungsreihe gefunden. Das ist wohl kein Zufall. Die ökonomische Entwicklung der modernen Gesellschaft liegt uns naturgemäß am nächsten, ist uns am bekanntesten. Bei den prähistorischen Gesellschaftsformen wieder sind ihre Verhältnisse am einfachsten und klarsten, ist die Gesetzmäßigkeit ihrer Entwicklung, sobald die Thatsachen einmal bekannt und festgestellt sind, am sichersten zu erkennen. Am wenigsten Klarheit herrscht über die Mittelglieder der Entwicklungsreihe, da deren ökonomische und gesellschaftliche Verhältnisse überhaupt um so schwerer zu erkennen sind, je weiter sie zurückliegen, und um so komplizirter werden, je mehr sie sich von der Urzeit entfernen. Immerhin bringt die Forschung auch hier immer weiter vor und deckt immer weitere Zusammenhänge des klassischen Alterthums und des Mittelalters mit der Urgesellschaft wie mit der modernen Gesellschaft auf.

Trotzdem ist die Literatur des historischen Materialismus noch eine recht dürftige, die Theorie noch in ihren Anfangsstadien und ihre Entwicklung keineswegs vergleichbar jener, die z. B. der Darwinismus genommen. Mit

Recht weist Antonio Labriola in seiner neuesten Schrift darauf hin (Socialisme et Philosophie, S. 12), und er zeigt auch den Grund an, auf dem dieser Unterschied beruht.

Die materialistische Geschichtsauffassung ist die Theorie geworden, durch die das Proletariat seine sozialistischen Ansprüche begründet. Das hat ihre historische Bedeutung ungemein erweitert, aber ihre wissenschaftliche Entwicklungsfähigkeit, für die nächste Zeit wenigstens, verengt. Sie ist darauf angewiesen, von den Sozialisten allein weiter gefördert zu werden, den Angehörigen einer armen, kämpfenden Partei, die meist in der Erwerbsarbeit aufgehen und ihr bischen Muße für praktische Kämpfe hingeben müssen. „Alle jene aber, die außerhalb des Sozialismus stehen, hatten und haben ein Interesse daran, diese neue Theorie zu bekämpfen, zu entstellen oder wenigstens zu ignoriren, und die Sozialisten ... können nicht die Zeit, die Mühe, die Studien aufwenden, die nothwendig sind, soll eine Geistesrichtung die umfassende Entwicklung und die Reife einer Schule erreichen, wie das mit jenen Lehren der Fall ist, welche von der offiziellen Welt gefördert oder wenigstens nicht bekämpft werden und daher durch das eifrige Zusammenwirken zahlreicher Mitarbeiter wachsen und gedeihen“ (a. a. O.).

Und das verspricht zunächst nicht besser zu werden. In dem Maße, in dem der Sozialismus an praktischer Bedeutung zunimmt, wachsen auch die praktischen Anforderungen an die Klasse der sozialistischen „Intelligenz“, und schwindet die Zahl der für die Theorie verfügbaren Kräfte. Die wachsende Ausdehnung der Tagespresse, die Zunahme der Sitze in den Parlamenten und Gemeinderäthen, die Vermehrung der Arbeitersekretariate ꝛc. ꝛc. absorbirt fast alle Kräfte, welche die Befähigung und Neigung zu theoretischer Arbeit hätten. Es ist kein Zufall, daß die sogenannten „Theoretiker“ in der deutschen Sozialdemokratie vornehmlich Leute sind, die im Auslande leben, die daher ausgeschlossen sind von der praktischen Parteithätigkeit, so wie es kein Zufall ist, daß auch die marxistische Theorie ein Produkt des Exils war und ein Produkt der politischen Stagnation vor 1848 und nach 1849. Hätte diese Stagnation länger gedauert und wäre es nicht zur „Internationale“ gekommen, kein Zweifel, das „Kapital“ läge fertig vor uns und die Marxsche Theorie wäre vollendeter, als sie heute ist.

Es scheint, daß innerhalb der entwickelten kapitalistischen Produktionsweise, welche die intensivste Anspannung aller Kräfte auf den Gebieten praktischer Thätigkeit erheischt, ein allseitig geführter Klassenkampf dem theoretischen Sinn nur wenig förderlich ist. Noch 1873 konnte Marx in seinem Nachwort zum „Kapital“ auf den großen theoretischen Sinn der deutschen Arbeiterklasse hinweisen. Mit Bedauern muß man heute gestehen, daß dieser Sinn im Schwinden begriffen ist. Er war ein Erbstück jener Zeit, in der die Wortführer des

deutschen Bürgerthums philosophirten, indeß das französische und englische revolutionirte und die Welt eroberte. Die Begründung des Reiches der Dichter und Denker 1871 hat das Dichten und Denken arg in den Hintergrund gedrängt.

Der meiste theoretische Sinn dürfte noch in Rußland zu finden sein, dessen Intelligenz heute ebenso wie ehedem die deutsche dazu verurtheilt ist, die politischen und sozialen Umwälzungen des Westens blos theoretisch zu reproduziren.

In dieser für die theoretische Fortentwicklung so ungünstigen Situation muß um so werthvoller und erwünschter jeder Versuch sein, die materialistische Geschichtsauffassung zu vertiefen und weiter zu entwickeln. Dies ist aber nur möglich auf demselben Wege, auf dem Marx, Engels und Morgan zu dieser Auffassung kamen, durch weitere Erforschung der Thatsachen und nicht durch Herumdeuteln an einzelnen ihrer Ausdrücke. Nur dadurch, namentlich durch Weiterentwicklung der Wirthschaftsgeschichte, kann sie verständlicher gemacht werden; an den Thatsachen und nicht an einzelnen Worten ist sie zu prüfen, aus ihnen weiter zu entfalten. Entweder unterzieht man die Thatsachen, auf denen Marx und Engels fußten, einer neuerlichen Prüfung, untersucht von Neuem ihre Zusammenhänge und die Schlüsse, die sich daraus ergeben, oder man dringt auf neue Gebiete vor, untersucht diese, vergleicht die dort gewonnenen Resultate mit den bisher schon erzielten und bekräftigt damit oder korrigirt, erweitert oder verengt die Theorie.

Hätte Bernstein diesen Weg eingeschlagen, jeder Marxist wäre ihm dankbar dafür gewesen. Aber derselbe Bernstein, der uns von oben herab belehrt, daß „nicht im ewigen Wiederholen der Worte des Meisters die Aufgabe ihrer Schüler beruht" (S. 19), er giebt uns nichts als ein paar Zitate aus Marx-Engelsschen Schriften und Briefen, deutet an deren Worten herum, und bemerkt, die aus den letzten Briefen herauszulesende Deutung stelle die vollkommenste Gestalt der Theorie dar, in dieser Form müßten wir sie acceptiren. In dem ganzen Kapitel über die materialistische Geschichtsauffassung wird nicht auf eine einzige historische Thatsache Bezug genommen! Man denke sich einen Darwinisten, der den Sinn des Darwinismus nicht an der Hand naturwissenschaftlicher Thatsachen erörtern wollte, sondern an der Hand einiger allgemein gehaltenen Sätze aus Darwins Schriften und der Deutung der darin enthaltenen Worte: Entwicklung, Kampf ums Dasein, Zuchtwahl u. s. w. Dieses Verfahren erlaubte ich mir Scholastik zu nennen, und ich fühle mich durchaus nicht geschlagen durch Bernsteins Einwurf, ich hätte dann gelegentlich meiner Diskussion mit Bax selbst Scholastik getrieben. Ich nenne durchaus nicht jede prinzipielle Erörterung Scholastik. Nicht darin besteht deren Wesen, daß mit Begriffen operirt wird, sondern darin, daß diese Begriffe gewonnen werden nicht durch Erforschung der Wirklichkeit, sondern durch

Zergliederung der Bedeutung einzelner Worte und Sätze von Autoritäten. Wer sich aber meiner Polemik mit Bax entsinnt, der wird auch wissen, daß das entscheidende Gewicht damals nicht der Deutung einiger Worte von Marx und Engels zufiel, sondern den Thatsachen der Geschichte, dem Entwicklungsgang der griechischen Philosophie, den Anfängen des Christenthums, dem Puritanismus.

Aber bei Bernstein handelt es sich auch gar nicht darum, den Gang der gesellschaftlichen Entwicklung aufzuhellen. Er packt die Sache philosophischer an. Für ihn ist „die Frage nach der Richtigkeit der materialistischen Geschichtsauffassung die Frage nach dem Grade der geschichtlichen Nothwendigkeit. Materialist sein . . . heißt zunächst die Nothwendigkeit alles Geschehens behaupten. . . . So ist der Materialist ein Kalvinist ohne Gott" (S. 4). Dem entsprechend betitelt er auch das Kapitel, in dem er von der marxistischen Geschichtsauffassung handelt: „Die materialistische Geschichtsauffassung und die historische Nothwendigkeit." Anfangs, erklärt er, fußte jene auf der Annahme einer solchen; sie war deterministisch. Aber im Laufe der Jahre wurden Marx und Engels aus strengen immer flauere Deterministen, was sie allerdings nie ausdrücklich erklärten, was sich aber aus der Deutung einiger Privatbriefe von Engels ergiebt. Bernstein bringt sogar das Kunststück fertig, uns auf einen Brief von Engels zu verweisen, den außer ihm Niemand kennt und von dem er kein Wort mittheilt — aus Diskretion. Wir sind indiskret genug, so diskrete Briefe einfach als nicht vorhanden zu betrachten und die Berufung auf sie für eine Absurdität zu halten.

Schließlich kommt Bernstein zu dem Ergebniß: „Der philosophische oder naturwissenschaftliche Materialismus ist deterministisch, die marxistische Geschichtsauffassung ist es nicht; sie mißt der materiellen Grundlage des Völkerlebens keinen unbedingten Einfluß auf dessen Gestaltungen zu" (S. 14).

Auf meine Einwände dagegen erwiderte er in einem Artikel der „Neuen Zeit", den er überschrieb: „Die Nothwendigkeit in Natur und Geschichte". Ich will es dem Leser ersparen, ihn mit durch die verschiedenen Arten von unbedingtem oder mehr oder weniger bedingtem, physischem, philosophischem und ökonomischem, strengem und flauem, allgemeinem und besonderem Determinismus durchzuschleppen, die uns da Bernstein vorführt. Nur eines sei bemerkt. Bei dem Verbalismus, den er treibt, ist Präzision im Ausdruck unerläßlich, soll man nicht in hoffnungslose Verwirrung gerathen. Wenn Bernstein die ganze Erörterung über die materialistische Geschichtsauffassung auf die Frage zuspitzt, ob sie deterministisch sei oder nicht, darf er über den Sinn dieses Wortes keinen Zweifel lassen. Aber Bernstein muß selbst zugeben, daß er es gerade in dem ersten, grundlegenden Kapitel besonders an Genauigkeit und Klarheit des Ausdrucks mangeln läßt. Er erklärt in dem schon zitirten

Artikel der „Neuen Zeit“: „Es ist dies ein Punkt, wo ich Kautskys Kritik zum Theile als berechtigt anerkennen muß. Soweit die Ausdrucksweise in Betracht kommt, läßt der betreffende Abschnitt in der That an einigen Stellen zu wünschen übrig, fehlt es der Darstellung an Präzision.“ Macht er aber diesen Fehler in seinem Artikel wieder gut? Mit nichten. Er kommt hier zu dem Resultat: „Der ganze Streit ist ein Streit um die Interpretation eines Wortes: Determinismus. Wie ich es gebrauche, steht es für materiell bestimmte Nothwendigkeit und würde, auf die Geschichte angewendet, Fatalismus heißen. Darüber kann Niemand, der mein Buch unbefangen liest, im Zweifel sein.“ Nach Bernstein war also die Marxsche Geschichtsauffassung ursprünglich fatalistisch. Das wollen wir festhalten.

Wie aber, wenn wir nun im Zweifel sind, was „Fatalismus“ heißen soll? Er meint damit doch nicht den Glauben an ein Fatum? Wenn das Wort hier einen Sinn haben soll, kann's nur den von mechanischer, automatischer Nothwendigkeit haben. In der That erklärt Bernstein: wenn Kautsky „nicht einen rein mechanischen Weltprozeß unterstellt, dessen Automaten die Menschen sind, ob sie sich auch noch so bewußt vorkommen mögen, dann fällt die Nothwendigkeit der allgemeinen Menschheitsentwicklung rettungslos zusammen“. Mit anderen Worten, eine historische Nothwendigkeit besteht für Bernstein nur dort, wo die Menschen in einer Zwangslage sich befinden, wo nicht blos ihr Wollen bestimmt motivirt, sondern auch ihr Handeln unfrei ist. Nach allen seinen philosophischen Erörterungen endet er damit, Freiheit des Wollens und Freiheit des Handelns miteinander zu verwechseln. Nun wird es klar, warum er meint, die Frage nach der Richtigkeit der materialistischen Geschichtsauffassung sei eine Frage nach dem Grade der historischen Nothwendigkeit. Diese Nothwendigkeit in dem Sinne des nothwendigen, gesetzmäßigen, kausalen Zusammenhangs aller historischen Erscheinungen genommen, kann natürlich keinen Grad haben, dagegen kann ein äußerer Zwang, unter dem die Menschen stehen, im Grade sehr verschieden sein.

Ich muß allerdings gestehen, daß ich „voreingenommen“ genug war, es für unmöglich zu halten, Bernstein werde die historische Nothwendigkeit in letzterem Sinne auffassen. Es ist da nicht das erste Mal, daß Bernstein erklärt, er habe sich so deutlich ausgedrückt, daß nur Böswilligkeit oder Voreingenommenheit ihn mißverstehen könne. Aber er ist so streng nur gegen seine bisherigen Parteifreunde. Etwas anderes ist's, wenn ein „Doktor, Magister gar“, ihn ebenso auffaßt. Ich hatte bereits in meiner ersten Kritik zweifelnd gefragt: „Sollte Bernstein nicht Determinismus mit Mechanismus verwechseln?“ In einem Artikel über Bernstein bemerkte Dr. v. Wenckstern: „Am glücklichsten ist Kautsky in seinen Bemerkungen über die Auffassung der materialistischen Geschichtstheorie durch Bernstein. Man muß hier zugeben, daß ihm (Bern-

stein) allerdings ... die Verwechslung des philosophischen Begriffs ‚deterministisch‘ mit dem Begriff ‚mechanisch‘ unterlaufen ist.“

Meine Kritik wird von Bernstein in seinem Artikel als ein Beweis der Befangenheit hingestellt, mit der ich ihm gegenüberstehe. Gleich darauf aber erweist er dem Doktorhut seine Reverenz und erklärt in einer Fußnote: „Ich gebe zu, daß dieser Gebrauch des Wortes ‚Determinismus‘ nicht mit dem Sinne übereinstimmt, den es in der modernen Philosophie hat, wo es speziell die Bestimmtheit des menschlichen Willens durch Beweggründe bezeichnet. Diejenigen Kritiker meines Buches, die wie Dr. v. Wenckstern in der wissenschaftlichen Beilage der Münchener ‚Allgemeinen Zeitung‘ aus diesem Grunde an ihm Anstoß nehmen, haben unzweifelhaft den wissenschaftlichen Sprachgebrauch auf ihrer Seite. Das gilt aber nicht für Kautsky“ — denn Kautsky ist verpflichtet, das Wort Determinismus im Sinne von Fatalismus zu gebrauchen, eine Verpflichtung, die ich höflichst ablehnen muß.

So ein Privatdozent hat's doch gut! Da plagt sich unsereins im Schweiße seines Angesichts, die qui pro quos Bernsteins zu entwirren und klar zu legen, und was findet dieser? Mißdeutungen, nichts als Mißdeutungen, so grober Natur, daß die äußerste Nachsicht dazu gehört, sie nicht für absichtliche Fälschungen zu erklären. Wenn aber ein Privatdozent so nebenbei auf zwei Zeilen dasselbe sagt, dann wird ihm sofort auf das Bereitwilligste bescheinigt, daß er „unzweifelhaft den wissenschaftlichen Sprachgebrauch auf seiner Seite hat“. Wie viel Arbeit erspart doch ein akademischer Titel!

Welchen Sprachgebrauch hatte aber Bernstein gerade im Auge, als er folgende Sätze schrieb?

In dem schon mehrfach angezogenen Artikel in der „Neuen Zeit“ erklärte er: „Der Gedanke, daß unsere Welt genau so ist, wie sie sein mußte, ist im Grunde nur eine Erbauungsvorstellung für Materialisten, die einen Trost für die Niederträchtigkeiten dieser Welt brauchen.“ Wohl beruht auf dieser „Erbauungsvorstellung“ jegliche Wissenschaft und jegliche Möglichkeit einer Wissenschaft, aber sie kann nur von Materialisten und ähnlichen Idioten acceptirt werden, die der lächerlichen Ueberzeugung huldigen, in der Welt gehe alles natürlich zu. Ja, wer das annimmt, für den ist allerdings Kausalität und Nothwendigkeit gleichbedeutend. Aber „daß alles Geschehen eine Ursache haben muß, heißt eben noch nicht, daß alles Geschehen eine natürliche, mit keiner übersinnlichen Macht zusammenhängende Ursache haben muß“.

Jetzt fehlt nur noch, daß Bernstein herausfindet, Marx und Engels hätten schließlich in ihrer Geschichtsauffassung die Nothwendigkeit durch den Finger Gottes ersetzt. An ungedruckt bleibenden Privatbriefen, aus denen sich das herausdeuten ließe, wird wohl kein Mangel sein.

Wenn aber die Marxsche Geschichtsauffassung ursprünglich fatalistisch war, wie steht's dann mit dem Klassenkampf? An der Spitze der theoretischen Ausführungen des Kommunistischen Manifests steht der Satz: „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen." An dem modernen Klassenkampf des Proletariats haben die Kommunisten theilzunehmen als „der praktisch entschiedenste, immer weiter treibende Theil der Arbeiterparteien aller Länder". Wozu das, wenn Marx annahm, die Entwicklung gehe fatalistisch vor sich?

Für Bernstein selbst enthält der marxistische Standpunkt in seinen Anfängen nicht nur Fatalismus, sondern auch das Gegentheil davon.

In der bekannten Vorrede zur Kritik der politischen Oekonomie werden, wie Bernstein behauptet, „Bewußtsein und Sein einander so schroff gegenübergestellt, daß die Folgerung nahe liegt, die Menschen würden lediglich als lebende Agenten geschichtlicher Mächte betrachtet, deren Werk sie geradezu wider Wissen und Willen ausführen" (S. 6). Der reine Fatalismus. Das ist schlimm genug. Aber gerade damals, als seine Geschichtsauffassung am fatalistischsten war, machte derselbe Marx, wie Bernstein ihm vorwirft, im Verein mit Engels „statt der wirklichen Verhältnisse den bloßen Willen zur Triebkraft der Revolution". Das ist jedenfalls noch schlimmer. Am schlimmsten aber, daß Marx und Engels sich dieses unerhörten Widerspruchs nie bewußt wurden. Die Möglichkeit, daß Bernstein Marx und Engels in dem einen wie in dem anderen Falle falsch aufgefaßt habe, kommt ihm nicht in den Sinn. Er hat ja für alle Widersprüche von vornherein die Deutung in der Tasche, die Zweiseelentheorie. Bei jedem Menschen findet er zwei Seelen, überall einen Dualismus; aber wenn man anzudeuten wagt, daß diese zwei Seelen vor allem in seiner Brust zu finden seien, wird er entrüstet.

Bernstein konstatirt indeß nicht blos das Vorhandensein der zwei Seelen bei Marx und Engels, sondern auch eine besondere Entwicklung jeder der beiden Seelen, und zwar in entgegengesetzter Richtung, und doch entwickelt sich jede in der Richtung auf Bernstein — welches Kunststück! Die eine Seele wird immer weniger fatalistisch, sie erkennt immer mehr eine selbständige Eigenbewegung der politischen und ideologischen Mächte an, macht also immer mehr „statt der wirklichen Verhältnisse den Willen zur Triebkraft" der sozialen Entwicklung. Die andere Seele dagegen, wie in dem Kapitel über „Marxismus und Hegelsche Dialektik" zu lesen, schränkte die Rolle des Willens und der Ideologie in der Revolution immer mehr ein und legte immer größeres Gewicht auf ihre materiellen Grundlagen, wovon die Engelssche Vorrede zu den Marxschen Klassenkämpfen deutlich zeugt. So können die beiden armen Seelen sich nie finden und es gehört eine hervorragende Gabe

der Seelenriecherei dazu, sich in diesem Kuddelmuddel zurechtzufinden und ganz genau festzusetzen, welches die wahre marxistische Seele ist.

Bernstein hat sie glücklich in einigen Privatbriefen von Engels entdeckt und er bedeutet uns: „Wer heute die materialistische Geschichtstheorie anwendet, ist verpflichtet, sie in ihrer ausgebildetsten und nicht in ihrer ursprünglichen Form anzuwenden, das heißt, er ist verpflichtet, neben der Entwicklung und dem Einfluß der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse den Rechts- und Moralbegriffen, den geschichtlichen und religiösen Traditionen jeder Epoche, den Einflüssen von geographischen und sonstigen Natureinflüssen, wozu dann auch die Natur des Menschen selbst und seiner geistigen Anlagen gehört, volle Rechnung zu tragen" (S. 7).

Sehr richtig, nur muß dies Jeder thun, der irgend eine Geschichtsauffassung, welcher Art immer, anwendet. Was uns da Bernstein in nicht ganz einwandsfreier Reihenfolge aufzählt, das sind eben die Faktoren, deren Zusammenhänge zu erforschen sind. Ueber die Art ihres Zusammenhangs erfahren wir nicht das Mindeste, wenn man uns verpflichtet, ihnen „Rechnung zu tragen".

Dieser unklare Gemeinplatz ist das ganze Resultat der Bernsteinschen Untersuchung über die materialistische Geschichtsauffassung.

Ohne klare Geschichtstheorie giebt es aber auch keine klare Methode der sozialistischen Forschung. Hier ist der Punkt, wo Geschichtsauffassung und Sozialismus sich berühren, der Punkt, der die Frage der historischen Theorie zu mehr als einer Doktorfrage macht.

Der Zusammenhang zwischen Theorie und Methode erhellt deutlich aus einer Stelle des Engelsschen Anti-Dühring. Ich wähle die dritte, „durchgesehene und vermehrte Auflage", die Engels 1894, ein Jahr vor seinem Tode, herausgab, zu der Zeit, aus der auch seine Privatbriefe entstammen, auf die sich Bernstein beruft. Ich habe in meinem Artikel in der „Neuen Zeit" schon gezeigt, daß zwischen diesen Briefen und den Werken von Marx und Engels kein Widerspruch besteht und kann eine Wiederholung dieser Auseinandersetzung mir und meinen Lesern erlassen.

In dem Anti-Dühring (S. 286) heißt es: „Die materialistische Anschauung der Geschichte geht von dem Satz aus, daß die Produktion, und nächst der Produktion der Austausch ihrer Produkte, die Grundlage aller Gesellschaftsordnung ist; daß in jeder geschichtlich auftretenden Gesellschaft die Vertheilung der Produkte, und mit ihr die soziale Gliederung in Klassen oder Stände, sich darnach richtet, was und wie produzirt und wie das Produzirte ausgetauscht wird. Hiernach sind die letzten Ursachen aller gesellschaftlichen Veränderungen und politischen Umwälzungen zu suchen, nicht in den Köpfen der Menschen, in ihrer zunehmenden Einsicht in die ewige Wahrheit

und Gerechtigkeit, sondern in Veränderungen der Produktions- und Austauschweise; sie sind zu suchen nicht in der Philosophie, sondern in der Oekonomie der betreffenden Epoche. Die erwachende Einsicht, daß die bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen unvernünftig und ungerecht sind, daß Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage geworden, ist nur ein Anzeichen davon, daß in den Produktionsmethoden und Austauschformen in aller Stille Veränderungen vor sich gegangen sind, zu denen die auf frühere ökonomische Bedingungen zugeschnittene gesellschaftliche Ordnung nicht mehr stimmt. Damit ist zugleich gesagt, daß die Mittel zur Beseitigung der entdeckten Mißstände ebenfalls in den veränderten Produktionsverhältnissen selbst — mehr oder minder entwickelt — vorhanden sein müssen. Diese Mittel sind nicht etwa aus dem Kopfe zu erfinden, sondern vermittelst des Kopfes in den vorliegenden materiellen Thatsachen der Produktion zu entdecken."

Mit dem Entdecken allein ist es aber nicht gethan. Die Mittel müssen auch angewandt, eventuell den Widerstrebenden aufgezwungen werden. Aber nicht alle Volksschichten sind willkürlich durch bloße Kraft der Ueberredung dazu zu bewegen. Die durch Propaganda am ehesten für die betreffenden Kämpfe zu gewinnenden und zu vereinigenden Volksschichten müssen ebenfalls entdeckt werden. Es sind stets nur ganz bestimmte Klassen, deren Interessen und Neigungen zusammenfallen mit den Bedürfnissen der gesellschaftlichen Entwicklung. Auch diese Interessen und Neigungen können nur erkannt werden durch Erforschung der bestehenden Produktionsweise.

Das ist die Methode, die sich aus der Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung in der Politik ergiebt, sie ist es, durch die der Sozialismus zu einer Wissenschaft wurde. Das besagt natürlich nicht, daß hinfort nur derjenige Sozialist sein könne, der diese Methode anerkenne oder mindestens verstehe. Man kann für eine Sache auch eintreten, ohne sich über die letzten Gründe seines Thuns klar geworden zu sein. Wenn man den marxistischen Sozialismus den wissenschaftlichen nennt, so soll damit aber auch nicht eine Ueberhebung der Marxisten verbunden sein, als ob sie behaupten wollten, daß bei ihnen allein wissenschaftliches Denken zu finden wäre. Es giebt sicher Marxisten, die mit der Wissenschaft auf sehr gespanntem Fuße stehen und Nichtmarxisten, die in der Wissenschaft Bedeutendes leisten. Aber eine andere Methode, den Sozialismus wissenschaftlich zu begründen, als die marxistische, ist bisher noch nicht in Wirksamkeit getreten.

Die Methode ist das Entscheidende am marxistischen Sozialismus, nicht die Resultate. Die letzteren können sich ändern, haben sich in manchen Punkten schon geändert und werden sich in manchen noch weiter ändern im Laufe der Entwicklung, die nicht nur neue Thatsachen, sondern auch neue Mittel der Forschung giebt. Daß wir in manchem anders urtheilen, als

Marx und Engels bei der Abfassung des Kommunistischen Manifests, ist selbstverständlich. Aber was sich immer glänzender bewährt, das ist die Methode, durch welche die Resultate des Kommunistischen Manifests gewonnen wurden.

Sicher ist auch diese Methode nicht der Weisheit letzter Schluß. Aber wenn Jemand uns veranlassen will, von dieser so klaren, so fruchtbaren, so wohlbewährten Methode abzugehen, dann müssen es zwingende Gründe sein und dann muß uns als Ersatz eine mindestens ebenso klare und fruchtbare, wenn auch noch nicht so bewährte Methode geboten werden.

Wer die marxistische Methode für falsch hält, dem bleiben nur zwei Wege. Er erkennt an, daß die gesellschaftliche Entwicklung eine nothwendige, gesetzmäßige ist, aber er leugnet es, daß sie in letzter Linie auf die Entwicklung der Produktionsweisen zurückzuführen ist. Er nimmt an, daß andere Faktoren daneben oder ausschließlich „in Rechnung zu ziehen sind". Dann muß er, will er die Richtung der sozialen Entwicklung und die Mittel zu ihrer kräftigsten Förderung erforschen, die Gesetze darlegen, denen diese anderen Faktoren, etwa die ethischen Anschauungen und Triebe, unterliegen. Von einem wissenschaftlichen Sozialismus könnte erst dann bei dieser Methode die Rede sein, wenn die betreffenden Faktoren ebenso erforscht wären, wie die kapitalistische Produktionsweise im „Kapital", und dargethan wäre, daß aus ihrem Wirken eine sozialistische Gesellschaft erstehen muß.

Oder aber, man leugnet überhaupt die Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung oder wenigstens die Möglichkeit, sie mit den gegebenen Mitteln zu erkennen. Damit schwindet aber auch jede Möglichkeit, die Richtung der sozialen Entwicklung selbst nur einigermaßen durch Erforschung der Gegenwart und Vergangenheit klar zu legen, es schwindet jede Möglichkeit einer wissenschaftlichen Behandlung der großen Probleme unserer Zeit, also auch eines wissenschaftlichen Sozialismus. Das schließt eine sozialistische Bewegung nicht aus, aber ihre Ziele hören auf, etwas anderes zu sein, als aus den Bedürfnissen der Gegenwart entspringende fromme Wünsche. Die Argumente, die Art des Kampfes, alles müßte sich ändern.

Da Bernstein die materialistische Geschichtsauffassung in ihrer klassischen — oder wie er meint, primitiven — Form ablehnt, mußte er, wenn er überhaupt Klarheit in die Methode bringen wollte, sich für eine der beiden eben erwähnten Methoden entscheiden. Hier aber versagt er vollständig. Er begnügt sich damit, uns durch einige Ausfälle gegen die Materialisten und die Nothwendigkeit und durch einige gezwungene Deutungen von Privatbriefen glauben machen zu wollen, Marx und Engels hätten am Ende ihres Lebens auf die konsequente Anwendung ihrer Geschichtsauffassung und der dieser entsprechenden

Methode verzichtet, auf der ihre klassischen Schöpfungen vom „Elend der Philosophie“ und dem Kommunistischen Manifest bis zum „Kapital“ und „Anti-Dühring“ beruhen. Aber er hütet sich, auch nur mit einem Worte zu verrathen, welche Methode er für die richtige hält, und auch in der Diskussion ist es nicht gelungen, ihm hierüber eine Aeußerung zu entlocken. Sein erbitterter Kampf gegen die historische Nothwendigkeit läßt annehmen, er huldige der Anschauung, als sei es überhaupt unmöglich, den Sozialismus wissenschaftlich zu begründen. Aber dagegen spricht der Umstand, daß er sich noch als Marxist, ja als der Vertreter der eigentlichen materialistischen Geschichtsauffassung gegenüber den dogmengläubigen Marxisten fühlt, die an der klassischen Form festhalten. Leider kann man auf das bloße „in Rechnung ziehen“ verschiedener Faktoren keine Methode des wissenschaftlichen Sozialismus begründen.

So beschränkt Bernstein sich auf einige Orakelsprüche. Auf Seite 10 und 11 setzt er auseinander, daß die ideologischen und ethischen Faktoren einen immer größeren Spielraum selbständiger Bethätigung erhalten und fährt fort: „Der Geschichte ehernes Muß erhält auf diese Weise eine Einschränkung, die für die Praxis der Sozialdemokratie, um dies vorauszuschicken, keine Minderung, sondern eine Steigerung und Qualifizirung der sozialpolitischen Aufgaben bedeutet.“ Man sollte erwarten, daß wir später in der Schrift etwas über diese „Steigerung und Qualifizirung“ erfahren. Aber mit nichten. Es bleibt bei der vorausgeschickten Andeutung. Wir lesen nur noch auf S. 178, daß Bernstein „in der That den Sieg des Sozialismus nicht von dessen immanenter ökonomischer Nothwendigkeit abhängig mache, es vielmehr weder für möglich noch für nöthig halte, ihm eine rein materialistische Begründung zu geben.“

Ob er es für möglich und nöthig hält, ihm eine andere Begründung zu geben, erfahren wir nicht und ebenso wenig natürlich diese Begründung selbst.

Bernstein begnügt sich damit, gegen die alte Methode zu Felde zu ziehen, er hält es nicht für nöthig, eine neue an ihre Stelle zu setzen. Er kommt auch ohne bestimmte Methode zurecht. Unbewußt benutzt er immer noch die alte materialistische Methode, die sich durch sein ganzes Buch hindurchzieht. Aber da er sie ausdrücklich für unzureichend erklärt hat, nimmt er daraus das Recht, von ihr abzuweichen, wenn ihre Konsequenzen ihm unbequem werden.

Es ist bezeichnend, daß er es ablehnt, dem Sozialismus eine „rein materialistische“ Begründung zu geben. Inkonsequenter Materialismus, das ist Bernsteins Verbesserung der marxistischen Methode.

---

b) Die Dialektik.

Tritt Bernstein in Bezug auf die materialistische Geschichtsauffassung nicht als ihr Kritiker, sondern als ihr Kommentator auf, so ändert sich das im Fortgang seiner Broschüre.

Die Lehre von Marx und Engels, sagt er, hat eine Entwicklung durchgemacht, „aber nicht alle der . . . Wandlungen hinsichtlich einzelner Theile oder Voraussetzungen der Theorie haben bei der schließlichen Ausgestaltung dieser volle Berücksichtigung gefunden. . . . Marx und Engels haben sich darauf beschränkt, die Rückwirkungen, welche die von ihnen anerkannten Aenderungen in den Thatsachen und die bessere Erkenntniß der Theorie auf die Ausgestaltung und Anwendung der Theorie haben müssen, theils überhaupt nur anzudeuten, theils blos in Bezug auf einzelne Punkte festzuhalten. Und auch in letzterer Beziehung fehlt es bei ihnen nicht an Widersprüchen. Die Aufgabe, wieder Einheit in die Theorie zu bringen und Einheit zwischen Theorie und Praxis herzustellen, haben sie ihren Nachfolgern hinterlassen. . . . Heute steht es so, daß man aus Marx und Engels alles beweisen kann. Das ist für den Apologeten und literarischen Rabulisten sehr bequem. Wer sich aber nur ein wenig theoretischen Sinn bewahrt hat, der wird, sobald er sich dieser Widersprüche bewußt wird, auch das Bedürfniß empfinden, mit ihnen aufzuräumen. Darin, und nicht im ewigen Wiederholen der Worte der Meister beruht die Aufgabe ihrer Schüler" (S. 19).

Die Richtigkeit des Schlußsatzes dieses Passus kann ich ebenso wenig leugnen, als die des Anfangssatzes. Gegen den Rest aber verhalte ich mich nicht minder kritisch, als Bernstein gegen Marx und Engels, auf die Gefahr hin, von ihm zu den Apologeten oder Rabulisten gezählt zu werden.

Daß die Marxsche Theorie nicht fertig aus den Köpfen ihrer Urheber hervorging, daß sie eine Entwicklung durchmachte, ist selbstverständlich, ebenso wie es eine billige Wahrheit ist, darauf hinzuweisen, daß die Aufgabe der Schüler nicht im ewigen Wiederholen der Worte der Meister besteht. Die Resultate, die Marx und Engels gefunden, sind nicht das letzte Wort der Wissenschaft. Die Gesellschaft ist im Fluß ständiger Entwicklung, und nicht nur neue Thatsachen tauchen auf, sondern auch neue Methoden der Beobachtung und Forschung. Manches wird unhaltbar, was Marx und Engels behauptet, manches bedarf der Einschränkung, manche Lücke, die sie offen gelassen, muß ausgefüllt werden.

Aber von dieser Art der Weiterentwicklung der Theorie spricht hier Bernstein nicht, sondern von den Widersprüchen, in die sich Marx und Engels durch ihre eigenen wissenschaftlichen Fortschritte dadurch verstrickten, daß sie deren Konsequenzen nicht auf allen Gebieten zogen und an veralteten Ansichten festhielten, die mit ihren eigenen neueren in Widerspruch standen.

Das ist nichts Selbstverständliches mehr, das will *bewiesen* sein und zwar zwingend. In der Regel ist der Entwicklungsgang einer Theorie ein

anderer, als Bernstein ihn hier gezeichnet. In ihren Anfängen muß sie anknüpfen an ihre Vorgänger; da kann sie sich nicht frei halten von Widersprüchen; aber je mehr sie sich vervollkommt, je selbständiger sie wird, desto mehr streift sie die überkommenen Gedankenformen ab, desto einheitlicher und geschlossener wird sie. Und bei Marx und Engels sollte es anders gewesen sein, zwei Denkern, deren Streben nach Einheitlichkeit, deren Klarheit im Denken, deren Präzision im Ausdruck selbst von den Gegnern anerkannt sind? Die sollten sich, ohne es zu merken, in so große Widersprüche verwickelt und so verschwommen gedacht haben, daß man aus ihren Schriften alles beweisen kann?

Es ist richtig, daß manche Sätze von Marx und Engels verschiedener Auslegung fähig erscheinen, aber muß man darum ein Rabulist oder Apologet sein, wenn man sie widerspruchslos aufzufassen sucht? Es ist das Schicksal jeder tiefgehenden Philosophie, daß sie nicht ohne Weiteres verstanden und verschieden ausgelegt wird. Nur der wird einen tiefen Denker völlig verstehen, der es vermag, sich ganz in seinen Gedankengang hineinzuleben. Einem Gegner wird das kaum je gelingen, und wo der Gleichdenkende vollste Einheitlichkeit und Geschlossenheit findet, da sieht jener Widersprüche, die blos ein Apologet oder Rabulist miteinander vereinbaren kann.

Wieso kommt es, daß Bernstein erst jetzt, seitdem er aus der Zunft der Apologeten und Rabulisten ausgetreten, die Widersprüche bei Marx und Engels entdeckt? Was ist es, was ihm plötzlich die Augen darüber geöffnet hat? Wir dürfen wohl erwarten, daß den starken Worten Bernsteins auch starke, zwingende Thatsachen entsprechen.

Zunächst giebt er uns als Beweis für seine Behauptung ein Beispiel, ein einziges. Aber das wird wohl erdrückend sein!

Im Vorwort zur Neuauflage des Kommunistischen Manifests (1872) sagten Marx und Engels von dem dort entwickelten Revolutionsprogramm, es sei „stellenweise veraltet“. Aber 1885 druckte Engels ein Revolutionsprogramm aus dem Jahre 1848 und ein Rundschreiben der Exekutive des Kommunistenbundes ab und bemerkte dazu, daß daraus „auch heute noch Mancher etwas lernen kann“ und „daß Manches auch heute noch paßt“. Ich muß gestehen, daß ich Rabulist oder Apologet genug bin, hier keinen Widerspruch zu dem „stellenweise veraltet“ zu finden. Freilich sagt die Vorrede von 1872 auch: „Die (Pariser) Kommune hat den Beweis geliefert, daß ‚die Arbeiterklasse nicht die fertige Staatsmaschinerie einfach in Besitz nehmen und sie für ihre eigenen Zwecke in Bewegung setzen kann.‘“ „Aber fünf Jahre später“, fährt Bernstein fort, „in der Streitschrift gegen Dühring, heißt es wieder kurzweg: ‚Das Proletariat ergreift die Staatsgewalt und verwandelt die Produktionsmittel zunächst in Staatseigenthum.‘“

Bernstein scheint den Widerspruch zwischen diesen beiden Sätzen für so offenkundig zu halten, daß er es für überflüssig hält, ihn auseinanderzusetzen. Mir ist es dagegen beim besten Willen nicht möglich, einen Widerspruch hier zu entdecken. Wenn Engels sagt, die Arbeiterklasse könne nicht die fertige Staatsmaschinerie einfach in Besitz nehmen, so heißt das doch nicht, sie könne sie überhaupt nicht in Besitz nehmen. Das wäre ja die völlige Umwälzung eines der Fundamente der marxistischen Politik, und die hätten Marx und Engels doch nicht so nebenher, in zwei Zeilen, ohne weiteren Kommentar vorgenommen. Wer aber noch Zweifel hegt, wie der in Rede stehende Satz aufzufassen ist, der lese das Engelssche Vorwort zur dritten, 1891 erschienenen Auflage des „Bürgerkrieg in Frankreich" nach. Da heißt es unter Anderem: „Die Kommune mußte gleich von vornherein anerkennen, daß die Arbeiterklasse, einmal zur Herrschaft gekommen, nicht fortwirthschaften könne mit der alten Staatsmaschine; daß diese Arbeiterklasse, um nicht ihrer eigenen, erst eben eroberten Herrschaft verlustig zu gehen, einerseits alle die alte, bisher gegen sie selbst ausgenutzte Unterdrückungsmaschinerie beseitigen, andererseits aber sich sichern müsse gegen ihre eigenen Abgeordneten und Beamten" u. s. w. (S. 12). Wo steckt in diesem Gedankengang der geringste Widerspruch zu dem Satze: „Das Proletariat ergreift die Staatsgewalt und verwandelt die Produktionsmittel zunächst in Staatseigenthum." Man muß schon selbst in den stärksten Widerspruch zum marxistischen Standpunkt gerathen sein, um da einen Widerspruch hineinzulesen.

Aber freilich, später weiß Bernstein noch andere Widersprüche aufzuweisen. Woher kommen sie? Wie ist es zu erklären, daß zwei so scharfe logische Denker sich so verrennen konnten? Die Schuld daran trägt die Hegelsche Dialektik. Sie ist die Erbsünde des Marxismus.

Hätte Engels die nöthige Revision der Theorie selbst vorgenommen, dann „hätte er unbedingt, wenn nicht ausdrücklich, so doch in der Sache, mit der Hegeldialektik abrechnen müssen. Sie ist das Verrätherische in der Marxschen Doktrin, der Fallstrick, der aller folgerichtigen Betrachtung der Dinge im Wege liegt" (S. 26). „Die logischen Purzelbäume des Hegelianismus schillern radikal und geistreich. Wie das Irrlicht zeigt er uns in unbestimmten Umrissen jenseitige Prospekte. Sobald wir aber im Vertrauen auf ihn unsere Wege wählen, werden wir regelmäßig im Sumpfe landen. Was Marx und Engels Großes geleistet haben, haben sie nicht vermöge der Hegelschen Dialektik, sondern trotz ihrer geleistet" (S. 36).

Was bleibt aber vom Marxismus übrig, wenn man ihm die Dialektik nimmt, die sein „bestes Arbeitsmittel" und „seine schärfste Waffe" war? (Engels, „Feuerbach", S. 45.) War nicht das Denken von Marx und Engels durch und durch dialektisch?

Schon 1875 schrieb Dühring in seiner „Kritischen Geschichte“ vom ersten Bande des Marxschen „Kapital“:

„Es ist bei dem Mangel an natürlicher und verständlicher Logik, durch welchen sich die dialektisch krausen Verschlingungen und Vorstellungsarabesken auszeichnen, wirklich nicht abzusehen, was, menschlich und deutsch geredet, eigentlich in den zwei Bänden noch folgen soll. Schon auf den bereits vorhandenen Theil muß man das Prinzip anwenden, daß in einer gewissen Hinsicht und auch überhaupt nach einem bekannten philosophischen Vorurtheil Alles in Jedem und Jedes in Allem zu suchen und daß dieser Misch- und Mißvorstellung zu Folge schließlich Alles Eins sei“ (2. Auflage, S. 496).

Das ist so ziemlich dasselbe, was Bernstein sagt, der ja auch behauptet, aus Marx und Engels könne man alles beweisen. Nur besteht zwischen Bernstein und Dühring der Unterschied, daß dieser keineswegs wähnte, durch seine Kritik „die Fortentwicklung und Ausbildung der marxistischen Lehre“ zu bewirken und dahin zu gelangen, „daß es schließlich doch Marx ist, der gegen Marx Recht behält“.

Doch lassen wir einstweilen Marx bei Seite und wenden wir uns der „Abrechnung“ mit der verrätherischen Dialektik zu.

Was ist denn eigentlich dies unmoralische Ding, das uns da Fallstricke legt und unsere Tugend gefährdet? Nichts anderes, als die Auffassung, „daß die Welt nicht als ein Komplex von fertigen Dingen zu fassen ist, sondern als ein Komplex von Prozessen, worin die scheinbar stabilen Dinge nicht minder wie ihre Gedankenabbilder in unserem Kopfe, die Begriffe, eine ununterbrochene Veränderung des Werdens und Vergehens durchmachen, in der bei aller scheinbaren Zufälligkeit und trotz aller momentanen Rückläufigkeit schließlich eine fortschreitende Entwicklung sich durchsetzt“ (Engels, „Feuerbach“, S. 46). Die Triebkraft aller Entwicklung ist aber der Kampf der Gegensätze.

Erklärt Bernstein diese Auffassung oder die besonderen Formen, die sie bei Hegel bezw. Marx und Engels gefunden, für falsch? Er will die Revision der Theorie vornehmen, die Engels versäumt, er erklärt als deren Voraussetzung die Abrechnung mit der Dialektik, wüthet gegen diese — sagt uns aber in seiner Schrift kein Sterbenswörtchen darüber, worin nach seiner Auffassung ihr Irrthum besteht.

Er erklärt sie blos für sehr gefährlich, weil sie leicht unsinnig angewandt werden kann.

Für unsere Zwecke genügt es, auf diese Auffassung Bernsteins hinzuweisen. Auf jeden Fall gestattet auch sie uns, ja macht es zeitweise nothwendig, dialektisch zu denken — oder besser gesagt, gestattet sie Nichtsozialdemokraten, dialektisch zu denken. Ob sie es auch Sozialdemokraten gestattet, das ist die Frage.

Das dialektische Denken, sagt Bernstein, ist sehr schön und gut dort, wo es nicht irgend einer „Liebhaberei“ zu dienen hat, die uns zu „willkürlichem Konstruiren“ verleitet. Da wird die Dialektik zur Gefahr.

Sehr richtig, nur ist nicht einzusehen, warum gerade das dialektische Denken dabei gefährlicher sein soll, als das Denken überhaupt. Oder sollte es eine Begründung dieses Satzes sein, wenn Bernstein schreibt: „Keine Untersuchungs- und Darstellungsmethode bietet sich so leicht zu solchen Konstruktionen, keine leiht ihnen so willig ein plausibles Gewand wie die Dialektik, und darum ist keine so gefährlich. Denn die Wenigsten, die sie anwenden, befolgen dabei die Regeln, die Hegel selbst für sie vorschrieb.“

Sollte es wirklich ein Naturgesetz gerade der Hegelschen Dialektik sein, daß sie in regelwidriger Weise angewandt wird? Wenn das aber nicht der Fall, dann ist die regelwidrige Anwendung ein Fehler nicht Hegels, sondern der betreffenden Dialektiker, in unserem Falle also Marx und Engels. Und in der That verwandelt sich die Anklage gegen die Fallstricke der Hegelschen Dialektik bei der Abrechnung in eine Anklage gegen die Marxsche Methode und ihr reifstes und glänzendstes Produkt, das „Kapital“.

Ich hatte Bernstein gegenüber bemerkt:

„Wer über das Gebiet der Wirklichkeit hinaus in Konstruktionen macht, wird immer im Sumpfe landen, mag er die Dialektik anwenden oder auf Kant zurückgehen. Ist aber Marx der Gefahr ‚willkürlicher Konstruktion‘ unterlegen? Dühring hat das schon behauptet in Bezug auf den Paragraphen von der geschichtlichen Tendenz der kapitalistischen Akkumulation im ‚Kapital‘: ‚Die Hegelsche Negation der Negation muß hier in Ermangelung besserer und klarerer Mittel den Hebammendienst leisten, durch welchen die Zukunft aus dem Schoße der Vergangenheit entbunden wird.‘ Darauf erwiderte Engels in seinem Anti-Dühring: ‚Indem Marx den Vorgang als Negation der Negation bezeichnet, denkt er nicht daran, ihn dadurch beweisen zu wollen als einen geschichtlich nothwendigen. Im Gegentheil. Nachdem er geschichtlich bewiesen hat, daß der Vorgang sich in der That theils ereignet hat, theils noch sich ereignen muß, bezeichnet er ihn zudem als einen Vorgang, der sich nach einem bestimmten dialektischen Gesetz vollzieht. Das ist alles.‘

„Marx selbst erklärte in seinem Nachwort zur zweiten Auflage des ‚Kapital‘: ‚Die Forschung hat den Stoff sich im Detail anzueignen, seine verschiedenen Entwicklungsformen zu analysiren und deren inneres Band aufzuspüren. Erst nachdem diese Arbeit vollbracht, kann die wirkliche Bewegung entsprechend dargestellt werden. Gelingt dies und spiegelt sich nun das Leben des Stoffes ideell wieder, so mag es aussehen, als habe man es mit einer Konstruktion a priori zu thun.‘

„Wenn Bernstein also meint, bei Anwendung der Hegelschen Dialektik laufe man Gefahr, willkürlich zu konstruiren, so sehen wir hier, daß man bei Marx, wenn man sich an Aeußerlichkeiten hält, leicht Gefahr läuft, für Konstruktion a priori zu halten, was das Produkt tiefen Eindringens in die Wirklichkeit.“

Dem entgegnet Bernstein:

„Darauf wird man wohl, bei aller Hochachtung vor Marx, antworten dürfen, daß die Behauptung und selbst der Glaube eines Schriftstellers, daß er nach diesen oder jenen Grundsätzen gearbeitet habe, noch kein Beweis für die faktische, konsequente Innehaltung dieser Grundsätze ist. Am allerwenigsten, wenn es sich um ein Werk handelt, das in so hohem Grade Tendenzwerk ist, wie das ‚Kapital'. Sicher enthält dies Werk eine ungeheure Fülle objektiven Wissensstoffes und ist es das Produkt tiefen Eindringens in die Wirklichkeit. Aber als Buch, in seiner Zusammenstellung, ist es nicht blos objektive Darstellung von gesammeltem und untersuchtem Detail, da ist es eine Kampf-, wenn man will, eine Streitschrift ....

„Soviel ist jedenfalls klar, daß z. B. zwischen den Kapiteln in Marx' Hauptwerk, die den Entwicklungsgang von der handwerksmäßigen zur kapitalistischen Produktion schildern, und dem Abschnitt ‚Geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation' nicht nur jener Unterschied besteht, der sich naturgemäß daraus ergiebt, daß die ersteren einen wirklichen Vorgang schildern, der letztere eine Perspektive entwirft. Vielmehr besteht zwischen ihnen auch der Unterschied, daß in dem einen Falle die dialektische Methode blos Hilfsmittel der Untersuchung faktischer Thatsachen ist, wobei diesen selbst, soweit die Entwicklung der Dinge in Betracht kommt, nirgends Gewalt angethan wird, in dem anderen aber von den Thatsachen ein ungenügendes, einseitig zugespitztes Bild gegeben wird, um sie in das vorher dialektisch konstruirte Schema einzupassen. Diejenigen, die das bestreiten, seien darauf verwiesen, daß das genannte Schema keinen Gedanken enthält, der sich nicht schon im ‚Kommunistischen Manifest' — ja, in der ‚Heiligen Familie' findet. Auch damit ist die Genealogie des Schemas nicht erschöpft, aber für den hier zu erörternden Punkt genügt es festzustellen, daß, wie ich es in meiner Schrift bezeichnet habe, das ‚Kapital' in eine These ausläuft, die lange fertig war, bevor Marx an die Untersuchung herantrat."

Hier folgt der schon oben zitirte Satz, daß keine Methode zu solchen Konstruktionen sich so leicht biete wie die Dialektik, und daß die Wenigsten bei der Anwendung der letzteren die von Hegel vorgeschriebenen Regeln befolgen, und als Illustration dazu bringt Bernstein in einer Note folgendes Zitat aus Lassalles Vorrede zum „System der erworbenen Rechte":

„So herrschte allen Ernstes bei den Hegelianern ein horror pleni, ein Grauen vor dem positiven Stoffe und seiner unnahbaren Fülle, während doch gerade nur aus dem konkreten Detail des Empirischen die Wahrheit erkannt werden und sie auch gerade nur in ihm die Schärfe ihres Beweises finden kann." Freilich, heißt es bei Lassalle weiter, ist die empirische Wissenschaft „ein weit schwerer zu erlangendes und auch weit unnachgiebigeres Element als der geschmeidige Aether allgemeiner Redensarten."

Dies Zitat hätte Bernstein sich sparen können, denn in seinem Zusammenhang erweckt es den Eindruck einer ebenso unanständigen wie lächerliche Verdächtigung. Daß Bernstein eine solche vorbringen wollte, ist ausgeschlossen, dann aber erweist sich das Zitat als eine völlig gegenstandslose „allgemeine Redensart".

Das Zitat hätte nur dann einen Zweck an dieser Stelle, wenn es auf Marx zu beziehen wäre, denn es handelt sich in dem ganzen Zusammenhang um das „Kapital". Bernstein kann aber unmöglich behaupten wollen, daß bei Marx ein „horror pleni, ein Grauen vor dem positiven Stoffe" herrscht und daß er der empirischen Wissenschaft den „geschmeidigen Aether allgemeiner Redensarten" vorzog. Das kann er nicht behaupten wollen, schon deshalb nicht, weil er sich dadurch in den Augen eines Jeden lächerlich machen würde, der auch nur eine Marxsche Schrift gelesen.

Meint er aber nicht Marx, dann ist das ganze Zitat sinnlos. Wenn Lassalle in seiner Vorrede von den „Hegelianern" spricht, meint er nicht alle, die sich an Hegel gebildet, Marx und Engels ebenso wenig wie Feuerbach oder Bruno Bauer oder sich selbst, sondern er spricht von den Rechtsphilosophen unter den Hegelianern, die sich damit begnügten, die Hegelschen Sätze wiederzukäuen, statt die Wirklichkeit zu studiren. Es ist offenbar, daß das Lassallesche Zitat in seinem Zusammenhang zu dem Streitpunkt — ob Marx und Engels trotz der Hegelschen Dialektik oder mit ihrer Hilfe ihre großen Leistungen vollbrachten — paßt wie die Faust aufs Auge.

Eingehender müssen wir die andere Behauptung Bernsteins behandeln: Marx habe die Methode, die ihm selbst als die beste erschien, nur anzuwenden geglaubt, nicht immer aber angewandt, denn sein Werk sei ein Tendenzwerk gewesen; es laufe in eine These aus, die schon lange fertig war, ehe Marx an seine Untersuchung heranging, und der Fehler der dialektischen Methode sei eben der, daß sie zur anscheinenden Begründung solcher Thesen sich leichter gebrauchen lasse als eine andere.

Wir sehen das Verrätherische und Heimtückische der Hegelschen Dialektik immer mehr sich auflösen; was noch vor Kurzem eine ins Verderben lockende Sirene, wird nun immer mehr zur unerfahrenen Unschuld, die verführt und mißbraucht wird — von der Marxschen Tendenz. Nicht in der Dialektik, sondern in der Tendenz, die sich der Dialektik bedient, liegt im Grunde die Gefahr, sie ist das Verrätherische und Verderbliche am Marxschen Buche. Was ist aber diese Tendenz anders als — der Sozialismus?

Diese Anschauung tritt scharf zu Tage im Schlußkapitel des Bernsteinschen Buches. Dort führt er aus:

„Für mich illustrirt das Kapitel (über die Tendenzen der kapitalistischen Akkumulation) einen Dualismus, der durch das ganze monumentale Marxsche Werk geht, und in weniger prägnanter Weise auch an anderen Stellen zum Ausdruck kommt. Einen Dualismus, der darin besteht, daß das Werk wissenschaftliche Untersuchung sein und doch eine, lange vor seiner Konzipirung fertige These beweisen will, daß ihm ein Schema zu Grunde liegt, in dem das Resultat, zu dem hin die Entwicklung führen sollte, schon von vornhinein feststand. Das Zurückkommen auf das Kommunistische Manifest weist hier auf einen thatsäch-

lichen Rest von Utopismus im Marxschen System hin. Marx hatte die Lösung der Utopisten im Wesentlichen acceptirt, aber ihre Mittel und Beweise für unzulänglich erkannt. Er unternahm also deren Revision, und zwar mit dem Fleiße, der kritischen Schärfe und der Wahrheitsliebe des wissenschaftlichen Genies. Er verschwieg keine wichtige Thatsache, er unterließ es auch, solange der Gegenstand der Untersuchung keine unmittelbare Beziehung zum Endziel des Beweisschemas hatte, die Tragweite dieser Thatsachen gewaltsam zu verkleinern. Bis dahin bleibt sein Werk von jeder, der Wissenschaftlichkeit nothwendig Abbruch thuenden Tendenz frei. Denn die allgemeine Sympathie mit den Emanzipationsbestrebungen der arbeitenden Klasse steht an sich der Wissenschaftlichkeit nicht im Wege. Aber wie sich Marx solchen Punkten nähert, wo jenes Endziel ernsthaft in Frage kommt, da wird er unsicher und unzuverlässig, da kommt es zu solchen Widersprüchen, wie sie in der vorliegenden Schrift u. A. im Abschnitt über die Einkommensbewegung in der modernen Gesellschaft aufgezeigt wurden, da zeigt es sich, daß dieser große wissenschaftliche Geist doch schließlich Gefangener einer Doktrin war. Er hat, um es bildlich auszudrücken, im Rahmen eines vorgefundenen Gerüsts ein mächtiges Gebäude aufgerichtet, bei dessen Aufbau er sich solange streng an die Gesetze der wissenschaftlichen Baukunst hielt, solange sie nicht mit den Bedingungen kollidirten, die ihm die Konstruktion des Gerüsts vorschrieb, sie aber vernachlässigte oder umging, wo das Gerüst zu eng war, um ihre Beobachtung zu erlauben. Statt da, wo es dem Bau Schranken setzte, kraft deren dieser es nicht zum Freistehen bringen konnte, das Gerüst selbst zu zertrümmern, änderte er am Bau selbst auf Kosten der Proportion herum, und brachte ihn so erst recht in Abhängigkeit vom Gerüst. War es das Bewußtsein dieses irrationellen Verhältnisses, das ihn von der Fertigstellung des Werkes immer wieder zu Verbesserungen an Einzeltheilen gehen ließ? Wie dem auch sei, meine Ueberzeugung ist, daß, wo immer jener Dualismus sich zeigt, das Gerüst fallen muß, wenn das Gebäude zu seinem Rechte kommen soll. Im Letzteren und nicht im Ersteren liegt das, was werth ist, von Marx fortzuleben." („Voraussetzungen ꝛc.", S. 177, 178.)

Hier tritt es deutlich zu Tage, daß nicht die Dialektik der Fallstrick ist, „der aller folgerichtigen Betrachtung der Dinge im Wege liegt", sondern „die Lösung der Utopisten". Marx ist wissenschaftlich dort, wo nicht das „Endziel ernsthaft in Frage kommt". „Denn die allgemeine Sympathie mit den Emanzipationsbestrebungen der arbeitenden Klasse", wie sie jeder Kathedersozialist aufbringt, „steht an sich der Wissenschaftlichkeit nicht im Wege". Aber wo das Endziel in Frage kommt, da wird Marx „unsicher und unzuverlässig". Was werth ist, von den Marxschen Leistungen fortzuleben, das sind seine Einzelbeobachtungen über die Arbeitstheilung, das Maschinenwesen, das Geldwesen u. dgl. Soll dies Gebäude zu seinem Rechte kommen, dann muß das Gerüst fallen, „die Lösung der Utopisten", die vor der Konzipirung des Werkes „fertige These".

Das sagen, mit etwas anderen Worten, die Herren Julius Wolf und Konsorten auch, und ich muß gestehen, wenn man die Anklage so formulirt, so steckt darin immer noch mehr Sinn, als wenn sie gegen die Dialektik erhoben wird.

Es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß das „Kapital“ noch unbefangener und wissenschaftlicher ausgefallen wäre, wenn der Verfasser mit seinem Genie, seiner Gründlichkeit, seiner Wahrheitsliebe die schöne Eigenschaft verbunden hätte, über allen Klassenkämpfen und Klassengegensätzen zu stehen, ohne seine enge Fühlung mit der ökonomischen Wirklichkeit aufzugeben. Den Wunsch nach einem solchen Forscher kann man wohl aussprechen, aber er muß in einer so sehr von Klassengegensätzen zerrissenen Gesellschaft ein frommer Wunsch bleiben.

Die Kraft der wissenschaftlichen Forschung ist eine so gewaltige, daß sie den Erforscher sozialer Verhältnisse unter Umständen über den überkommenen Standpunkt der eigenen Klasse erheben kann. Das war ja auch bei Marx und Engels der Fall. Aber die Ergebnisse der ökonomischen Forschung greifen so tief in die vitalsten Interessen der einzelnen gegensätzlichen Klassen ein, daß der Forscher, je tiefer er sich in das Studium der Wirklichkeit versenkt, je schärfer er sie erfaßt, je leidenschaftlicher sein Drang nach Wahrheit, um so weniger gleichgiltig bleiben kann in den großen Kämpfen, die unsere Gesellschaft durchtoben, daß er um so eher Partei ergreifen muß, was natürlich nicht nothwendigerweise gleichbedeutend ist mit dem Anschluß an eine der bestehenden politischen Parteien. Auf dem Gebiete der politischen Oekonomie heißt Forscher sein auch Kämpfer sein, wenn der Forscher nur einigermaßen ein Mann ist und kein Kastrat. Und selbst die Kastraten müssen auf diesem Gebiet mitkämpfen, freilich nicht immer für die eigene Ueberzeugung und nur dort, wo sie einer machtvollen Rückendeckung sicher sind.

Wollte Bernstein sagen, daß die Vereinigung der sozialen Forschung mit sozialem Kampf einer der Nachtheile ist, mit denen die ökonomische Wissenschaft gegenüber der Naturforschung behaftet ist, so müßte man ihm zustimmen. Aber dann wäre es sonderbar, daß er diesen Nachtheil nur bei Marx entdeckt. In diesem Sinne ist jedes ökonomische Werk ein „Tendenzwerk“; auch die Schriften etwa von Adam Smith und Ricardo.

Aber Bernstein hat offenbar etwas Anderes im Auge, wenn er dem „Kapital“ vorwirft, es sei ein Tendenzwerk, das eine These beweisen soll, „die lange fertig war, bevor Marx an die Untersuchung herantrat“, daß es also in wesentlichen Punkten nicht eine wissenschaftliche Untersuchung, sondern eine advokatorische Leistung ist, die nicht das Recht ihres Klienten prüft, sondern dem Klienten zum Siege verhelfen will um jeden Preis.

Bernstein scheint nicht zu merken, daß dies der schwerste Vorwurf ist, den man gegen ein wissenschaftliches Werk überhaupt erheben kann. Nachdem er seine bisherigen Kameraden deswegen zu Apologeten und Rabulisten degradirt hat, weil sie fortfahren, dieselbe Sache zu vertreten, für die er mit ihnen zwei Jahrzehnte lang Schulter an Schulter gekämpft, kommt er nun

dazu, auch seine Meister, als deren dankbarer Schüler er sich fühlt, in die Reihe der Apologeten und Rabulisten zu verweisen.

Nun, die Wahrheit über alles, und wenn das Bernsteins Ueberzeugung ist, hat Niemand ein Recht, ihm ihr Aussprechen vorzuwerfen. Aber wir sind Rabulisten genug, für eine derartige Behauptung auch einen Beweis zu verlangen und uns diesen Beweis näher anzusehen.

Bernstein erklärt, in dem Kapitel über die Tendenz der kapitalistischen Akkumulation werde den Thatsachen Gewalt angethan, um sie in ein vorher dialektisch konstruirtes Schema einzupassen. „Diejenigen, die das bestreiten, seien darauf verwiesen, daß das genannte Schema keinen Gedanken enthält, der sich nicht schon im ‚Kommunistischen Manifest' — ja in der ‚Heiligen Familie' findet". Da haben wir die These, die lange fertig war, ehe Marx an „die Untersuchung" herantrat.

An welche Untersuchung? Das ist die Frage. Will Bernstein behaupten, Marx sei zu seiner These ohne jede Untersuchung gekommen, er habe sie rein dialektisch aus den Begriffen konstruirt, es habe dazu genügt, die Formel der Negation der Negation auswendig gelernt zu haben?

Oder will Bernstein behaupten, Marx habe seine „These" von Anderen formulirt vorgefunden und unbesehen übernommen? Wir können nicht annehmen, daß Bernstein die eine oder die andere Behauptung hätte aufstellen wollen, es wäre jede gleich lächerlich. Dann bleibt aber nur die Annahme übrig, daß Marx zu seiner These auf keinem anderen Wege kam, als auf dem wissenschaftlicher Untersuchung.

Marx war schon lange Hegelianer, er spielte schon eine Rolle als Politiker, ohne eine Ahnung von dem zu haben, was Bernstein sein dialektisch konstruirtes Schema nennt. Wie er zu seinen politisch-ökonomischen Anschauungen kam, beschrieb er selbst in dem Vorwort zur „Kritik der politischen Oekonomie": „Mein Fachstudium war das der Jurisprudenz, die ich jedoch nur als untergeordnete Disziplin neben Philosophie und Geschichte betrieb. Im Jahre 1842 bis 1843, als Redakteur der ‚Rheinischen Zeitung', kam ich zuerst in die Verlegenheit, über sogenannte materielle Interessen mitsprechen zu müssen. . . Anderseits hatte zu jener Zeit, wo der gute Wille, ‚weiter zu gehen', Sachkenntniß vielfach aufwog, ein schwach philosophisch gefärbtes Echo des französischen Sozialismus und Kommunismus sich in der ‚Rheinischen Zeitung' hörbar gemacht. Ich erklärte mich gegen diese Stümperei, erklärte aber zugleich in meiner Kontroverse mit der ‚Augsburger Allgemeinen Zeitung' rund heraus, daß meine bisherigen Studien mir nicht erlaubten, irgend ein Urtheil über den Inhalt der französischen Richtungen selbst zu wagen. Ich ergriff vielmehr begierig die Illusion der Geranten der ‚Rheinischen Zeitung', die durch schwächere Haltung das über es gefällte Todesurtheil rückgängig

machen zu können glaubten, um mich von der öffentlichen Bühne in die Studirstube zurückzuziehen."

Das sieht ja sehr nach einer These aus, die fertig war, lange bevor die Untersuchung begann.

Marx begab sich zunächst nach Paris, dann, nach seiner Ausweisung von dort, nach Brüssel. An der Quelle studirte er die verschiedenen Richtungen des französischen Sozialismus, dann auch den englischen und die politische Oekonomie, im Verein mit Engels, der ihm das Verständniß der englischen Verhältnisse vermittelte. Aus allen diesen Studien und nicht aus irgend einer dialektischen Konstruktion erwuchs den Beiden allmälig jene Anschauung, die ihren ersten zusammenfassenden Ausdruck im Kommunistischen Manifest fand.

Anderen Leuten hätte diese Grundlegung genügt; nicht so Marx und Engels. Die Revolution unterbrach ihre Studien. Marx nahm die seinen in London 1850 wieder auf, wie er in der schon oben (S. 8) zitirten Vorrede weiter mittheilt. Auch seine Erwerbsthätigkeit als Mitarbeiter an der „New York Tribune" zwang ihn, die ökonomische Entwicklung Englands und des Kontinents zu studiren.

„Diese Skizze über den Gang meiner Studien im Gebiet der politischen Oekonomie soll nur beweisen, daß meine Absichten, wie man sie immer beurtheilen mag und wie wenig sie mit den interessirten Vorurtheilen der herrschenden Klassen übereinstimmen, das Ergebniß gewissenhafter und langjähriger Forschung sind."

Hier sehen wir deutlich, welches Bewandtniß es mit „der Untersuchung" hat, an die Marx erst herantrat, lange nachdem seine These schon fertig war. Thatsächlich haben wir es nicht mit einer Untersuchung zu thun, sondern mit zweien. Die erste endigte mit dem Kommunistischen Manifest. Damit hielt Marx seine These so wenig für fertig, daß er nach der Revolution nochmals mit neuem Material „von vorne anfing". Er kam dabei im Wesentlichen zu demselben Resultat, wie das erste Mal. Diese Wiederholung der Untersuchung muß für jeden Unbefangenen von seltener und unübertroffener Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit zeugen. Bernstein dagegen streicht ganz einfach die erste Untersuchung aus der Geschichte, er spricht nur von jener Untersuchung, die zum „Kapital" führte und da diese zu demselben Resultat kommt, wie das Kommunistische Manifest, so hat er damit den Beweis dafür, daß dieses Resultat eine vor „der" Untersuchung fertige These war, zu deren Stützung die Thatsachen der Wirklichkeit zurechtgehobelt wurden. Selten noch hat man sich für eine so schwere Beschuldigung den Beweis leichter gemacht. Wenn ein Rechner eine Aufgabe zweimal nach einander ausrechnet und jedesmal zu dem gleichen Resultat kommt, so kann man ihm auch nach Bern-

steinscher Logik vorwerfen, er habe sich das **Ergebniß** willkürlich konstruirt, lange bevor er an seine Rechnung ging, und diese dann so eingerichtet, daß das gewünschte Resultat herauskommen mußte. Man braucht nur ebenso die zweite Rechnung als „die“ Rechnung zu bezeichnen, wie Bernstein die zweite Untersuchung als „die“ Untersuchung bezeichnet.

Um auf diese famose Manier den Marxismus zu reinigen und auf eine höhere Stufe zu erheben, war es aber nothwendig, nicht nur, daß Bernstein von den Forschungen „abstrahirte“, die zum Kommunistischen Manifest führten, sondern auch, daß er nicht näher angab, welches die These sei, die so lange vor der Untersuchung schon fertig gewesen.

Mit dieser These kann kaum etwas Anderes gemeint sein, als der Satz, daß die kapitalistische Produktionsweise selbst die Mittel ihrer eigenen Ueberwindung erzeuge durch die Konzentration des Kapitals, das Wachsthum der Masse und Kampffähigkeit des Proletariats und die Verschärfung des Gegensatzes zwischen den beiden Elementen. Diese These läßt sich allerdings von der „Heiligen Familie“ an durch alle grundlegenden Schriften von Marx und Engels verfolgen, sie liegt den modernen sozialistischen Programmen zu Grunde; sie ist das, was den Marxismus als sozialistische Theorie charakterisirt. Man braucht aber diese „These“ nur zu nennen, um sofort zu erkennen, daß es ein Unding ist, sie für ein aus hegelianischen Begriffen konstruirtes Schema zu erklären. Man mag sie für falsch halten — damit haben wir es hier noch nicht zu thun, wo es sich um die **Methode**, nicht um die **Resultate** handelt. Aber Niemand wird es für möglich halten, daß man zu einem solchen Satze auf anderem Wege als durch Erforschung der thatsächlichen Verhältnisse, durch Eindringen in „das konkrete Detail des Empirischen“ gelangen kann. Am Ende wird Bernstein auch noch erklären, Engels' „Lage der arbeitenden Klassen in England“, die 1845 erschien, sei ein Produkt dialektischer **Konstruktion**. Thatsächlich gewährt diese Schrift einen vortrefflichen Einblick in das Gedankenleben, dem jene These entsproß, die Marx nach Bernstein ins Blaue hinein konstruirt hat, um es zu seiner Lebensaufgabe zu machen, hinterdrein nach Argumenten für sie herum zu suchen.

Sollte aber Bernstein mit der Marxschen „These“ etwas Anderes meinen, als den fraglichen Satz? Er spricht auch davon, Marx habe die „**Lösung der Utopisten**“ im Wesentlichen acceptirt, aber ihre Begründung unzureichend gefunden, sich daher daran gemacht, bessere Argumente für dies „Beweisschema“ herbeizuholen. Dies vorgefundene Schema wird bei Bernstein mit dem dialektisch konstruirten durcheinandergeworfen, ist aber etwas von diesem Verschiedenes, schon deswegen, weil die Utopisten keine Hegelianer waren, aber noch vielmehr deswegen, weil wir bei Marx wie bei Engels vergeblich nach dieser Lösung suchen. Bernstein schreibt von **einer** „Lösung der Utopisten“.

Aber die Utopisten hatten nicht eine Lösung, sondern jeder eine andere. Jeder der Vorgänger von Marx und Engels hatte seine besondere Lösung, Louis Blanc und Proudhon ebenso wie Cabet oder Weitling. Der Marxismus dagegen zeichnet sich gerade dadurch aus, daß er keine fertige Lösung hat. Und gerade das haben Marx und Engels von Anfang an verkündet, sobald sie zu einem festen Standpunkt gelangt waren. Schon in der „Heiligen Familie" erklärten sie: „Es handelt sich nicht darum, was dieser oder jener Proletarier oder selbst das ganze Proletariat als Ziel sich einstweilen vorstellt. Es handelt sich darum, was es ist und was es diesem Sein gemäß geschichtlich zu thun gezwungen sein wird. Sein Ziel und seine geschichtliche Aktion ist in seiner eigenen Lebenssituation wie in der ganzen Organisation der heutigen, bürgerlichen Gesellschaft sinnfällig, unwiderruflich vorgezeichnet."

Von diesem Standpunkt ausgehend haben Marx und Engels es stets abgelehnt, Rezepte für die Garküche der Zukunft zu verfertigen. Ihre praktischen Forderungen lassen sich in den Satz zusammenfassen: Organisirung und Schulung des Proletariats zum Zwecke der Eroberung der Machtmittel der kapitalistischen Gesellschaft. Wo steckt da die „Lösung der Utopisten?" Bei der Erforschung des Zieles, das sich aus der Lebenssituation des Proletariats und der Organisation der bürgerlichen Gesellschaft ergiebt, kamen sie gewiß vielfach zu Resultaten, die sich mit manchen Idealen der Utopisten begegneten, gewiß haben sie von ihren Vorgängern gelernt, gerade deswegen gelernt, weil sie ihre These nicht dialektisch aus den Begriffen konstruirten, sondern aus dem Studium der Wirklichkeit und jener Anschauungen gewannen, welche die größten Geister ihrer Zeit von der Wirklichkeit hegten. Aber nie hatten sie eine fertige „Lösung" in der Tasche und stets verfochten sie eine Anschauung, die eine solche geradezu ausschloß.

Und was für die Meister gilt, gilt auch für die Schüler. Wenn es eine Lehre giebt, die das Schwören auf die Worte des Meisters ausschließt, ist es die Marxsche. Ihre dialektisch-materialistische Geschichtsauffassung lehrt uns, die Gesellschaft nicht als fertiges Ding, sondern als einen Komplex von Prozessen betrachten, die sich mit Nothwendigkeit nach bestimmten Gesetzen vollziehen. Sie lehrt uns, in der Oekonomie den letzten Grund unserer neuen gesellschaftlichen Ideen suchen, in ihr die Triebkraft unserer Bewegung, die Bedingungen, aber auch die Grenzen unserer Erfolge erforschen. Von diesem Standpunkt aus kann nichts thörichter sein, als die jeweiligen Aufgaben der sozialistischen Bewegung aus den Begriffen konstruiren zu wollen. Keine Lehre verlangt mehr das „Eindringen in das konkrete Detail des Empirischen", als gerade die Marxsche, keine erkennt weniger endgiltige Wahrheiten an als sie.

Man wirft den Marxisten gern vor, sie bildeten eine Kirche, die nichts anderes zu thun wisse, als ihr Evangelium zu kommentiren. Erst jüngst

wieder hat Herr Dr. Schitlowsky diesen Vorwurf erhoben in einem Artikel, in dem er die philosophischen Anschauungen von Marx und Engels — **kommentirt**. In dieser letzteren Thatsache haben wir den Grund, warum ein so großer Theil unserer Arbeitskraft durch das Kommentiren unserer Meister absorbirt wird: Wir wüßten auch Besseres zu thun, aber gegenüber den unzähligen Angriffen, Mißverständnissen und Verdrehungen unserer Gegner müssen wir doch wenigstens hie und da uns zu einer Richtigstellung verstehen. Man vergleiche die Fluth von Marxkommentaren, die von gegnerischer Seite auf den Bücher- und Zeitschriftenmarkt geschleudert werden, mit der geringen Zahl der Erwiderungen von marxistischer Seite, und man wird finden, daß die Kommentare der „Kirche" relativ einen äußerst bescheidenen Raum einnehmen. Aber die Zahl der Sozialdemokraten, die Gelegenheit haben, sich der Theorie zu widmen, ist gering, dagegen ist die Zahl der Studenten, Doktoren, Privatdozenten, Professoren Legion, die den Beruf oder den inneren Drang in sich fühlen und Zeit und Mittel im Ueberfluß zur Verfügung haben, um in Marxvernichtung zu machen. Da kommt bei aller Zurückhaltung auf jeden Einzelnen von uns immer noch mehr Arbeit der Abwehr, oder wie Herr Schitlowsky sagt, der Kommentirung, als uns lieb ist. Auch dies ist einer der Gründe, die Zeit und Gelegenheit der Marxisten zur Fortentwicklung der Theorie beengen.

Bisher hat Bernstein uns bei dieser Thätigkeit geholfen. Nun hat er sich dem großen Schwarm derjenigen zugesellt, die uns zwingen, unsere Zeit damit todtzuschlagen, daß wir zum xten Male auseinandersetzen, was Marx eigentlich gesagt und gewollt hat, und er hat leider auch schon die schlechten Manieren dieser Leute angenommen, die, demüthig an die Brust klopfend, Gott danken, daß sie nicht sind wie jene Marxisten, die Apologeten und Rabulisten, die da nur die Worte des Meisters zu wiederholen wissen und ihre Thesen lange fertig in der Tasche haben, ehe sie an die wissenschaftliche Untersuchung gehen.

Das ist, bei Lichte besehen, der ganze Kern von Bernsteins Kritik der Dialektik.

---

c) Der Werth.

Nach der Philosophie die Oekonomie. Deren Schlüssel ist die Werththeorie, mit ihr beschäftigt sich auch Bernstein. Hier war jene „zaghafte, schwerfällige Form der ersten Kapitel", deren er sich selbst anklagt, am wenigsten am Platze. Auf diesem so schwierigen und so wichtigen Gebiet gilt es vor Allem klar und entschieden zu sein und nicht den mindesten Zweifel aufkommen zu lassen.

Daran hat es Bernstein hier leider sehr fehlen lassen. Seine Schrift hat die Aufgabe, seine jüngsten, so vielen Mißverständnissen ausgesetzten Anschauungen unzweideutig zum Ausdruck zu bringen. Was er uns aber über die Werththeorie giebt, ist ein Referat über die Marxsche Werththeorie, unter Beifügung gelegentlicher Bedenken, aber ohne irgendwie erkennen zu lassen, welches sein eigener Standpunkt in der Frage. Das Dunkel wird vermehrt dadurch, daß er der Marxschen Theorie die Grenznutzentheorie als ebenbürtig gegenüber stellt, aber auch, ohne sich entschieden über sie auszusprechen. Der Marxsche Werth ist ihm „eine rein gedankliche Thatsache, nicht anders wie der Grenznutzenwerth der Gossen-Jevons-Böhmschen Schule" „Von Hause aus ist es Marx ebenso erlaubt, von den Eigenschaften der Waare soweit abzusehen, daß sie schließlich nur noch Verkörperungen von Mengen einfacher menschlicher Arbeit bleiben, wie es der Böhm-Jevonsschen Schule freisteht, von allen Eigenschaften der Waaren außer ihrer Nützlichkeit zu abstrahiren." Dann zitirt er einen Satz aus dem „Kapital", der „allein es unmöglich macht, sich über die Gossen-Böhmische Theorie mit einigen überlegenen Redensarten hinwegzusetzen". In einer Note aber weist Bernstein auf eine dritte Werththeorie hin, die des Herrn v. Buch, die uns nicht näher bekannt geworden ist, und erklärt sie für „das Produkt nicht geringer Schärfe der Analyse und einen bemerkenswerthen Beitrag zu einem keineswegs völlig aufgeklärten Problem".

Aus alledem aber ergiebt sich als völlig unaufgeklärtes Problem die Bernsteinsche Werththeorie. Wir erfahren nicht, welche es ist, die Marxsche, die Jevonssche, die Buchsche, oder eine eigene, die Synthese der drei genannten. Das Problem bleibt in dem Buche Bernsteins ungelöst.

Meine Kritik erwiderte er mit einem Artikel in der „Neuen Zeit" („Arbeitswerth oder Nutzwerth", XVII, 2, S. 548 ff.), in dem er mir nicht weniger vorwirft, als ich verstände ihn nicht oder wolle ihn nicht verstehen. Dergleichen Insinuationen gehören zu den Schönheiten Bernsteinscher Polemik. Er hält es für unmöglich, daß die Schuld an dem Nichtverstehen auf seiner Seite liegen könne. Die Sache ist doch so einfach und handgreiflich:

„Peter und Paul stehen vor einem Mineralienkasten. ‚Das hier sind parallelflächig-hemiëdrische Krystalle', sagt Peter. ‚Es ist Schwefelkies', sagt Paul.

„Wer von Beiden hat Recht?

„‚Beide haben Recht', antwortet der Mineraloge. ‚Was Peter sagt, bezieht sich auf die Form, Pauls Bemerkung auf die Substanz'.

„Die Richtigkeit der Entscheidung leuchtet in diesem Falle sofort ein, weil wir es mit einem konkreten Gegenstand zu thun haben, wo die Unterscheidung von Form und Substanz eine einfache Sache ist. Zwischen normal veranlagten Menschen kann ein Streit darüber, ob das Material zu einer Decke aus Wolle

oder Plüsch besteht, nicht stattfinden, sondern nur darüber, ob das Material Wolle oder nicht, das Gewebe Plüsch oder nicht sei. Nun kann es aber zwei ganz vernünftigen Leuten einfallen, darüber zu streiten, welches für das besagte Stück Stoff die charakteristische Eigenschaft sei, das Material, aus dem es besteht oder die Fabrikation, in der es sich darstellt. Und da sie die Sache gründlich betreiben, könnten sie schließlich dahin gelangen, daß der Eine auf die Fasereigenschaft des Wollstoffs, der Andere auf die Gewebseigenschaft des Plüschfabrikats zurückgreift und der Streit sich prinzipiell nur noch um die Frage dreht, ob die Fasersubstanz oder das Webprodukt den Charakter bestimmt.

„Das ist, auf ein anderes Gebiet übertragen, der Streit um den Werth, wie er seit Generationen in der politischen Oekonomie tobt. Die Gegensätze: Faserstoff — Webprodukt heißen da: Arbeitswerth — Nützlichkeit. Und wie unsere beiden theoretisirenden Freunde sehr gut wissen, daß man ohne Faserstoff nicht weben kann und daß die unverarbeitete ununterschiedene Faser im Leben keine richtige Decke abgiebt, so wissen die Oekonomen beider Lager sehr gut, daß der ökonomische Werth eines Gegenstandes, dessen Beschaffung keine Arbeit kostet, null ist, ob seine Nützlichkeit noch so groß sei, und daß alle in ihn gesteckte Arbeit einem Gegenstand keinen Werth verleihen kann, so lange er keinerlei menschlichem Bedürfniß oder Verlangen entspricht.

„... Der ökonomische Werth hat ... einen zwieschlächtigen Charakter: er enthält das Moment der Nützlichkeit (Gebrauchswerth, Bedarf) und das der Herstellungskosten (Arbeitswerth)."

Beide Momente, meint Bernstein weiter, sind bestimmend für die Werthgröße. Um aber zur Kategorie des Mehrwerths gelangen zu können, unterstellte Marx, daß die Waaren sich zu ihrem Arbeitswerth veräußern und abstrahirte von dem anderen werthbestimmenden Faktor, der Nützlichkeit. Die Grenznutzentheoretiker machen es zu anderen Zwecken umgekehrt.

Je nach dem Zwecke der Untersuchung hat die eine oder die andere Art der Auffassung ihre Berechtigung.

Mit anderen Worten, die Marxsche Theorie ist richtig, aber ebenso auch die der Grenznutzentheoretiker; beide sind nur zwei Seiten derselben Sache. Man muß sich nur wundern, daß so außerordentlich scharfsinnige Leute, wie die Männer des Grenznutzens, noch nicht darauf gekommen sind. Daß Marx und seine Anhänger nicht merkten, wie der seit Generationen geführte Streit um den Werth in so einfacher Weise sich lösen lasse, ist weniger zu verwundern. Bei diesen verbohrten Köpfen ist Einseitigkeit selbstverständlich. Aber wie dem auch sei, nun hat Bernstein seine überraschende Entdeckung gemacht und nun muß für die Werththeorie eine neue Epoche anbrechen. Nur eine Kleinigkeit fehlt noch, Bernstein weist darauf hin, daß die Grenznutzentheorie „für gewisse Zwecke der Untersuchung in der That ihre Berechtigung" hat, indeß für andere Zwecke die Marxsche Theorie vorzuziehen ist. Leider hat er vergessen, zu sagen, für welche Zwecke die eine, für welche die andere berechtigt ist. Und das beeinträchtigt einigermaßen den Werth seiner Ent-

deckung angesichts des Umstandes, daß die Theoretiker der einen wie die der anderen Richtung ihre Theorie unterschiedslos überall da anwenden, wo es einer Werththeorie eben bedarf. Es ist uns in der ganzen ökonomischen Literatur kein Fall bekannt, wo ein Forscher das eine Mal von der Marxschen und ein andermal, zu einem anderen Zwecke, von der Grenznutzentheorie ausginge oder ein solches Verfahren auch nur für möglich hielte. Wo und wie das möglich ist, das hätte uns doch Bernstein zeigen sollen.

Und auch die Moral seines Schwefelkiesexempels hätte er ziehen sollen: die Krystalle sind die Form, der Schwefelkies die Substanz des Körpers. Bildet nun die Nützlichkeit die Werthform und die Arbeit die Werthsubstanz oder umgekehrt?

Welches ist der Zweck, dem eine Werththeorie zu dienen hat? Dieser ist kein anderer als der, den Schlüssel zu bieten zum Verständniß unserer Produktionsweise.

Diese ist Waarenproduktion, in ihr wird nicht direkt zum Verbrauch produzirt, sondern zum Verkauf. Kaufen und Verkaufen sind die grundlegenden Vorgänge des heutigen ökonomischen Getriebes, wer es begreifen will, muß vor Allem die Gesetze begreifen, nach denen Kaufen und Verkaufen vor sich gehen.

Wer den Markt beobachtet, findet leicht, daß trotz aller Schwankungen, welche der Wechsel von Zufuhr und Nachfrage hervorruft, dennoch der Preis jeder einzelnen Waarengattung kein willkürlicher ist, sondern die Tendenz hat, einen bestimmten Höhepunkt einzunehmen. Diese bestimmte Tendenz ist ihr Werth, sie kommt nur zur Erscheinung im Austausch oder Verkauf, als Tauschwerth. Der Werth ist also keine „rein gedankliche Thatsache“, sondern eine Thatsache der Wirklichkeit, es giebt keinen Marxschen und keinen Jevonsschen Werth, sondern nur einen Waarenwerth, den man beobachtet und untersucht hat, lange bevor es einen Marx und Jevons gab.

Was „rein gedanklich“ und Marx, respektive Jevons eigenthümlich ist, das ist nicht die Thatsache des Werthes, sondern die Theorie des Werthes, das heißt, der Versuch, herauszufinden, in welchem Zusammenhange diese anscheinend mystische Thatsache mit wohlbekannten Thatsachen des ökonomischen Lebens steht und sie so zu erklären.

„Von Hause aus“ ist es freilich Marx ebenso erlaubt, von allen Eigenschaften der Waare abzusehen, außer der, daß sie Verkörperungen menschlicher Arbeit sind, wie es Jevons freisteht, von allen ihren Eigenschaften außer ihrer Nützlichkeit zu abstrahiren, aber es handelt sich hier nicht darum, was „von Hause aus“, sondern was zu dem bestimmten Zwecke erlaubt ist, den Werth der Waare zu erforschen, der als ihr Tauschwerth auftritt.

Dieser bestimmte Zweck hat gar nichts mit den weiteren Zwecken zu thun, die der Forscher an die Untersuchung der Werththeorie anknüpft. Wie

immer diese ferneren Zwecke sich gestalten mögen, der Zweck der Werththeorie bleibt derselbe: Aufdeckung des Grundgesetzes, das den Prozeß des Tauschens beziehungsweise Kaufens und Verkaufens regulirt.

Hat aber jede Werththeorie denselben Zweck, dann ist es absurd, anzunehmen, es könnten für verschiedene Untersuchungszwecke verschiedene Werththeorien nebeneinander als richtig gelten.

Bernstein verweist uns zur Erläuterung seines Standpunkts auf einen Artikel in der „Neuen Zeit“ (XV, 1, S. 50 ff.), in dem er sich ausführlicher über die Grenznutzentheorie ausgesprochen. Aber was er dort sagt, stimmt nicht völlig mit seinem jetzigen Standpunkt. Dort erklärt er, daß für die Grenznutzentheorie „der Werth und der Preis ein und dasselbe sind“, also ist sie „**keine Werththeorie, sondern eine Preistheorie**“. . . . . Für Detailuntersuchungen hinsichtlich der Gesetze des Marktes kann der Begriff des Grenznutzens als eine „fruchtbare Bereicherung der ökonomischen Begriffe betrachtet werden“.

Das heißt nichts anderes, als daß Bernstein die Grenznutzentheorie für unfähig erklärt, als Werththeorie zu dienen. Aber auch als Preistheorie kann sie nur für Detailuntersuchungen nützliche Anregungen geben, denn wie ist eine umfassende Preistheorie ohne eine Werththeorie denkbar, die ihr Fundament bildet? Nur aus einer Werththeorie, nie aus einer Preistheorie kann zum Beispiel das Wesen des Geldes erklärt werden. Das bildet in der That einen der schwächsten Punkte der Grenznutzentheorie. Sie sieht sich außer Stande, die Funktion des Geldes als Maß der Werthe zu erklären.

Heute spricht Bernstein von ihr als einer der Marxschen ebenbürtigen Werththeorie. Um das zu können, führt er ganz unvermerkt eine neue ökonomische Kategorie ein, den „**ökonomischen Werth**“. „Der ökonomische Werth“, sagt er, „hat einen zwieschlächtigen Charakter: er enthält das Moment der **Nützlichkeit** (**Gebrauchswerth, Bedarf**) und das der **Herstellungskosten** (**Arbeitswerth**).“

Der ökonomische Werth? Was ist das für eine Sorte von Werth?

Marx weist im „Kapital“ auf den zwieschlächtigen Charakter der **Waare** hin, die gleichzeitig **Gebrauchswerth** ist und **Werth** (**Tauschwerth**), und auf den zwieschlächtigen Charakter der die **Waare** produzirenden Arbeit. Der zwieschlächtige Charakter des „ökonomischen Werthes“ findet in dieser Auffassung keinen Platz. Hat Bernstein also nicht seine eigene, uns noch verborgen gehaltene Theorie des ökonomischen Werthes, dann fällt es uns schwer, diesen irgendwo unterzubringen.

In seinem Buche hat Bernstein noch den zwieschlächtigen Charakter der **Waare** im Auge. In einer der im Eingang dieses Kapitels erwähnten Stellen

spricht er davon, daß es Marx ebenso erlaubt sei, von allen anderen Eigenschaften der **Waare**, als ihrer Verkörperung von Arbeit abzusehen, wie den Grenznutzentheoretikern von allen, ausgenommen der Nützlichkeit. Jetzt sagt er dasselbe vom „ökonomischen Werthe“, was er noch vor ein paar Monaten von der Waare gesagt. Sein Standpunkt gegenüber der Werththeorie erweist sich als sehr fruchtbar.

Sollte Bernstein ökonomischen Werth mit dem Tauschwerth verwechseln? Es giebt Leute, die annehmen, daß der Tauschwerth einer Waare abhänge von der in ihr steckenden Arbeit und von dem Grade ihrer Nützlichkeit. Meint das Bernstein mit seinem Satze über den zwieschlächtigen Charakter des ökonomischen Werthes? Aber was soll dann das Wort „Arbeitswerth“? Die Bezeichnung „Arbeitswerth“ kann nur besagen, daß der Werth einer Waare ausschließlich bestimmt wird durch die in ihr enthaltene Arbeit. Wer der Ansicht ist, daß der Werth nicht ausschließlich durch die Arbeit, sondern noch durch einen anderen Faktor, etwa die Nützlichkeit, bestimmt wird, kann von einem „Arbeitswerth“ nicht reden. Will aber Bernstein sagen, der ökonomische Werth als Tauschwerth sei gleichzeitig Gebrauchswerth und ausschließlich durch die Arbeit bestimmter Tauschwerth?

So klar und unzweideutig der zwieschlächtige Charakter der **Waare** ist, ebenso unklar und verworren ist der zwieschlächtige Charakter des „**ökonomischen Werthes**“. Daß mit einem derartigen Werthbegriff die Grenznutzentheorie ebenso vereinbar ist wie die Marxsche und noch ein halb Dutzend andere, will ich nicht bestreiten. In der Nacht dieses Begriffs sind alle Werththeorien gleich grau.

So bringt es denn auch Bernstein fertig, mit der Marxschen und der Böhm-Bawerkschen Werththeorie die des Herrn Leopold von Buch zu vereinbaren.

Bernstein hat in der Marxschen Werththeorie eine Lücke gefunden. Nach dieser Theorie ist es die zur Produktion einer Waare gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit, die ihre Werthgröße bestimmt. Aber es giebt verschiedene Arten von Arbeit. Jede derselben muß auf die gleiche Art Arbeit, einfache Arbeit, reduzirt werden, soll das Quantum der einen mit dem der anderen vergleichbar sein. „Komplizirtere Arbeit gilt nur als **potenzirte** oder vielmehr **multiplizirte** einfache Arbeit, so daß ein kleines Quantum komplizirter Arbeit gleich einem größeren Quantum einfacher Arbeit. Daß diese Reduktion beständig vorgeht, zeigt die Erfahrung. . . . Die verschiedenen Proportionen, worin verschiedene Arbeitsarten auf einfache Arbeit als ihre Maßeinheit reduzirt sind, werden durch einen gesellschaftlichen Prozeß hinter dem Rücken der Produzenten festgesetzt und scheinen ihnen daher durch das Herkommen gegeben („Kapital“, I, 4. Aufl., S. 11).

Welcher Art dieser gesellschaftliche Prozeß, das hat Marx nicht näher erklärt. In der „Kritik der politischen Oekonomie“ (2. Aufl. S. 6) bemerkt er: „Die Gesetze, die diese Reduktion regeln, gehören noch nicht hierher.“ Leider ist er nicht mehr dazu gekommen, diese Gesetze zu entwickeln, die er jedenfalls selbst schon erkannt hatte, sonst wiese er nicht auf sie hin. Hier ist also die Marxsche Theorie unvollständig. Darin müssen wir Bernstein zustimmen. Nicht aber der Art und Weise, wie er die Lücke auszufüllen sucht.

„Buch nun“, sagt er, „sucht den gordischen Knoten dadurch zu lösen, daß er streng die zwei Arten von Werth auseinanderhält, die bei Marx ineinander laufen: Werth schlechthin und relativer Werth. Die Erstere ist bei ihm der Arbeitswerth, den er direkt durch Arbeitslohn und Arbeitszeit bestimmen läßt, indem er auf Grund der Physiologie den Begriff „der Grenzdichtigkeit der Arbeit“ bildet (je kürzer der Arbeitstag und je größer der Antheil des Arbeiters an seinem Produkt, um so höher die Grenzdichtigkeit der Arbeit). Durchaus verschieden von diesem Arbeitswerth sei der Schätzungswerth des Produkts, den es auf dem Markte hat oder erzielt. Beide müssen begrifflich streng auseinander gehalten werden. Nicht aus dem Arbeitswerth, sondern aus dem Verhältniß desselben zum Schätzungswerth sei die Ausbeutung des Arbeiters zu ermitteln.

„Ich halte die Buchsche Theorie nicht für einwandsfrei, aber für einen, von scharfer Analyse zeugenden Schritt auf dem rechten Wege, die vorerwähnte Lücke zu überbrücken, und jedenfalls scheint es mir zweckmäßiger, mit zwei Werthbegriffen zu operiren, als einem und demselben Begriff eine Definition zu geben, die zwei einander neutralisirende Prinzipien einschließt, wie dies bei der „gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit“ der Fall. Da mir von der Buchschen Arbeit erst der erste Theil vorliegt, vermag ich indeß noch nicht, mich endgiltig über sie zu äußern.“

Mir ist auch der erste Theil des Buchschen Buches nicht bekannt, aber Bernsteins Hinweise lassen ihn mir als nichts weniger denn einen „von scharfer Analyse zeugenden Schritt auf dem rechten Wege“ erkennen.

Daß der Werth „schlechthin“ und der „relative Werth“ bei Marx ineinander laufen, davon ist mir nichts bekannt. Der Werth „schlechthin“, der „Arbeitswerth“, der „individuelle Werth“, wie Marx im 3. Bande ihn nennt, wird bei ihm streng auseinandergehalten vom Marktwerth und dem Marktpreis (vergl. z. B. „Kapital“, III, 1, S. 157/158). Dagegen scheinen bei Herrn v. Buch manche Begriffe ganz sonderbar ineinanderzulaufen, wenn er den Werth durch den Arbeitslohn bestimmt werden läßt.

Der Werth ist eine ökonomische Kategorie, die bereits vor dem Auftreten der Lohnarbeit besteht. Man muß blind sein für den Unterschied zwischen einfacher und kapitalistischer Waarenproduktion, man muß diese für die einzige Form der Waarenproduktion halten, will man den Werth durch den Arbeitslohn bestimmen. Was wird dann aus dem Werthe von Waaren, die nicht durch Lohnarbeiter hergestellt worden sind, sondern etwa durch selbständige Handwerker? Was ist aber der Arbeitslohn anderes, als eine Summe

von Waarenwerthen, die ausgetauscht werden gegen die gleichwerthige Arbeitskraft? Zuerst wird also der Werth durch den Arbeitslohn bestimmt, und dann der Arbeitslohn durch den Werth!

Wird der Werth der Arbeitskraft auch durch den Arbeitslohn bestimmt?

Es ist sehr verdienstvoll, Lücken in einer Theorie herauszufinden, aber dies Verdienst wird in sein Gegentheil verwandelt, wenn man die Lücke in völlig verkehrter Weise auszufüllen sucht.

Was können wir aber mit einem „ökonomischen Werth" anfangen, der gleichzeitig Gebrauchswerth und Tauschwerth, gleichzeitig durch den Arbeitsaufwand wie durch den Arbeitslohn bestimmter „Arbeitswerth" ist? Wie eine Geschichtsauffassung hat sich eine Werththeorie in der Praxis zu erproben, in ihrer Anwendung. Die Bernsteinsche Werththeorie, was immer sie sein mag, tritt auf als eine Abänderung oder Erweiterung der Marxschen. Aber mit dieser hängt auf das Innigste die ganze Auffassung der modernen Produktionsweise zusammen, die Marx entwickelt hat. Diese ganze Auffassung wird in ihrer bisherigen Form hinfällig und bedarf der Korrektur, wenn die Marxsche Werththeorie eine Abänderung erfährt. Die Lehre vom Mehrwerth und Profit, die Auffassung des Kapitals und seines Verhältnisses zum Proletariat, alles muß sich total ändern, wenn die grundlegende Werththeorie sich ändert. Das ficht Bernstein jedoch nicht an. Er macht noch einige Bemerkungen über Mehrwerth und Mehrprodukt, läßt aber alles beim Alten, hantirt mit den alten marxistischen Auffassungen vom Kapital weiter, als ob seine Bedenken gegen die Werththeorie gar nicht geäußert worden wären. Er spricht der Böhm-Bawerkschen Werththeorie eine gewisse Berechtigung zu. Hält er auch die Böhm-Bawerksche Theorie des Kapitals und des Kapitalzinses für berechtigt, oder mit der Marxschen Theorie vereinbar?

Darüber erfahren wir nichts. Seine weiteren ökonomischen Auseinandersetzungen stehen in gar keiner Beziehung zu seiner Kritik der Werththeorie, an der wir deshalb auch ganz ruhig hätten vorbeigehen können, wenn nicht das ganze Rudel Anti-Marxisten in ein Freudengeheul darüber ausgebrochen wäre, daß ein Marxist selbst den Bankerott der Marxschen Werththeorie proklamirt.

Das hat Bernstein nun nicht gethan. Er hat blos gezeigt, daß er nicht mehr recht weiß, was er mit ihr anfangen soll. Er findet sie unfertig und des Ausbaus bedürftig; er sucht sie aber nicht im Geiste ihres Begründers weiter zu entwickeln, sondern will ihre Lücken schließen durch Einfügung von Anschauungen, die dem Wesen der Theorie fremd, ja feindlich gegenüberstehen, die ersonnen wurden zur Ueberwindung der Theorie und die mit ihr in einen organischen Zusammenhang nicht gebracht werden können. Mit diesen Versuchen wird Bernstein bei den Grenznutzentheoretikern ebenso wenig An-

klang finden wie bei den Marxisten. Nicht der Theoretiker, der Zweifler ist es, den sie in ihm begrüßen.

Etwas Positives hat Bernstein als Kritiker der Werththeorie ebenso wenig zu Tage gefördert wie als Kritiker der materialistischen Geschichtsauffassung. Sein „Fortschritt“ über Marx hinaus besteht darin, daß er an Stelle der Einheitlichkeit der Auffassung den Eklektizismus setzt, den er selbst preist als die „Rebellion des nüchternen Verstandes gegen die jeder Doktrin innewohnende Neigung, den Gedanken in spanische Stiefel einzuschnüren“.

Wenn Bernstein die Geschichte der geistigen Entwicklung sich vergegenwärtigt, dann wird er finden, daß alle die großen Rebellen gegen die Einschnürung des Geistes in spanische Stiefel nichts weniger waren als Eklektiker, daß das Streben nach Einheitlichkeit bei ihnen ebenso groß war wie das nach Selbständigkeit. Der Eklektiker dagegen ist viel zu nüchtern, um ein Rebell zu sein. Er ärgert sich wohl mitunter und kann ganz fuchsteufelswild werden über die Unbequemlichkeiten, die das Streben nach einheitlicher Auffassung der Dinge mit sich bringt. Aber man zeige uns den Eklektiker in der Republik der Geister, der den Namen eines Rebellen verdient. Wenn ich eine höfliche Verbeugung vor Marx ausgleiche durch eine höfliche Verbeugung vor Böhm-Bawerk, so ist das noch lange keine Rebellion!

Dabei aber bezeichnet es Bernstein als die Aufgabe der Nachfolger von Marx und Engels, „wieder Einheit in die Theorie zu bringen“.

Es lebe die eklektische Einheit!

Ich will gerne zugeben, daß dieser Stiefel des Gedankens kein spanischer ist.

II. Das Programm.

a. Die Zusammenbruchstheorie.

Hier sind wir bei dem Kernpunkt der Ausführungen Bernsteins angelangt. Von nun an wenden sie sich direkt gegen unser Programm, erhalten also praktische Bedeutung. Seine Kritik der Zusammenbruchstheorie ist auch jener Theil seiner Streitschrift, der von unseren Gegnern mit besonderem Wohlbehagen registrirt wurde. Hier ist also Genauigkeit und Klarheit besonders von Nöthen.

Eine besondere „Zusammenbruchstheorie" ist von Marx und Engels nicht aufgestellt worden. Das Wort stammt von Bernstein, ebenso wie auch das Wort „Verelendungstheorie" von Gegnern des Marxismus stammt.

Das Wort Zusammenbruchstheorie erfand Bernstein bei seiner Polemik gegen Bax in der „Neuen Zeit", XVI, 1, S. 548 ff. Er ging damals in seinem zweiten Artikel von dem Absatz III der Resolution über die ökonomischen Aufgaben der Arbeiterklasse aus, welche dem internationalen Kongreß zu London 1896 vorgelegen hatte. Dieser Satz lautete in der deutschen Fassung: „Die ökonomische Entwicklung ist gegenwärtig schon so weit vorgeschritten, daß eine **Krisis** bald eintreten kann. Der Kongreß fordert daher die Arbeiter aller Länder auf, die Leitung der Produktion zu lernen, um als klassenbewußte Arbeiter die Leitung der Produktion zum Wohle der Gesammtheit übernehmen zu können." Die englische und französische Fassung weichen von der deutschen erheblich ab und geben einen besseren Sinn. Danach heißt es nicht: „Die ökonomische Entwicklung ist so weit **vorgeschritten**, daß eine Krisis **bald** eintreten kann", sondern es heißt, „sie **schreitet** so schnell vorwärts, daß eine Krisis in **verhältnißmäßig** kurzer Zeit eintreten kann." „Daher", heißt es dort weiter, „haben die Arbeiter die Aufgabe, die **Verwaltung des Landes** (nicht die **Leitung der Produktion**) zu lernen". In dem Kongreßbericht, der im Verlag des „Vorwärts" erschien, fehlt aber dieser Passus **ganz**. Als Absatz III finden wir einen Satz über die Feier des 1. Mai.

Man wird zugeben, daß es etwas kühn ist, auf diesen, in seinem Wortlaut nicht feststehenden und dunklen — denn was heißt Krisis? —,

dabei sehr harmlosen Satz eine Kritik der sozialdemokratischen Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung aufzubauen. Das aber thut Bernstein. Der zitirte Satz, sagt er, „steht mindestens prinzipiell mit der zur Zeit in der Sozialdemokratie vorherrschenden Auffassung vom Entwicklungsgang der modernen Gesellschaft im Einklang".

„Nach dieser Auffassung wird früher oder später eine Geschäftskrisis von gewaltiger Stärke und Ausdehnung durch das Elend, das sie erzeugt, die Gemüther so leidenschaftlich gegen das kapitalistische Wirthschaftssystem entflammen, die Volksmassen so eindringlich von der Unmöglichkeit überzeugen, unter der Herrschaft dieses Systems die gegebenen Produktivkräfte zum Wohle der Gesammtheit zu leiten, daß die gegen dieses System gerichtete Bewegung unwiderstehliche Kraft annimmt und unter ihrem Andrängen dieses selbst hoffnungslos zusammenbricht. Mit anderen Worten, die unvermeidliche große wirthschaftliche Krisis wird sich zu einer allumfassenden gesellschaftlichen Krisis ausweiten, deren Ergebniß die politische Herrschaft des Proletariats als der dann einzig zielbewußten revolutionären Klasse und eine unter der Herrschaft dieser Klasse sich vollziehende völlige Umgestaltung der Gesellschaft im sozialistischen Sinne sein wird." Das ist, Bernstein wiederholt es, die Auffassung der Sozialdemokratie. „So hat sich denn in der Sozialdemokratie die Ueberzeugung eingebürgert, dieser Weg der Entwicklung sei unvermeidliches Naturgesetz, die große, allumfassende wirthschaftliche Krisis der unumgängliche Weg zur sozialistischen Gesellschaft" („Neue Zeit", S. 549).

Es dürfte Bernstein schwer fallen, für diese Ueberzeugung der Sozialdemokratie Belege beizubringen. Er begnügt sich denn auch mit dem Hinweis auf den keineswegs eindeutigen Absatz der dem internationalen Kongreß vorgelegten Resolution, der gar nicht diskutirt und, wenn der Bericht des „Vorwärts" richtig ist, auch nicht angenommen wurde!

In offiziellen Aeußerungen der deutschen Sozialdemokratie wird Bernstein vergeblich nach einer Behauptung suchen, die irgendwie im Sinne der von ihm vorgetragenen Zusammenbruchstheorie lautet. In dem Passus des Erfurter Programms, der von den Krisen handelt, steht kein Wort von Zusammenbruch. Aber es dürften auch kaum Reden oder Zeitungsartikel deutscher Parteigenossen zu finden sein, in denen mit Bestimmtheit behauptet würde, eine Geschäftskrisis werde die soziale Revolution einleiten, oder das Proletariat könne nur während einer Geschäftskrisis die politische Macht erobern. Bax hat, wenn ich nicht irre, ähnliche Ansichten mitunter vertreten, und so erschien es erklärlich, daß Bernstein in dem erwähnten Artikel dagegen polemisirte. Wenn er dabei von der Zusammenbruchstheorie als einer in der Sozialdemokratie vorherrschenden Anschauung sprach, so erschien das als eine Uebertreibung, die in der Hitze der Polemik leicht passirt.

Aber es fällt Bernstein nicht ein, in seiner Streitschrift, die sich nicht gegen Bax richtet, diese Uebertreibung zu korrigiren. Im Gegentheil, er übertreibt sie noch, indem er das Geltungsbereich der Zusammenbruchstheorie nicht nur nicht verengt, sondern sogar erweitert. Was 1898 noch eine in der Sozialdemokratie vorherrschende Theorie war, ist 1899 bereits die Theorie der Sozialdemokratie geworden, die Polemik gegen Bax verwandelte sich in eine Polemik gegen Marx und Engels, die Kritik eines beiläufigen Resolutionsabsatzes in die Kritik des Kommunistischen Manifests und des „Kapital".

Diese Kritik ist seitdem von den Antimarxisten innerhalb wie außerhalb der Partei in den Himmel erhoben worden als die bündigste Widerlegung der marxistischen Zusammenbruchstheorie. Wenn man die Herren fragen würde, was denn diese Theorie eigentlich bedeute, würden wir kuriose Antworten erhalten. Hat sich's doch im Laufe der Diskussion herausgestellt, daß Bernstein selbst die marxistische Theorie in einem wesentlichen Punkte falsch dargestellt hatte. Nach der Bernsteinschen Darstellung erwarteten Marx und Engels, die sozialistische Produktionsweise werde ein Ergebniß des Zusammenbruchs der kapitalistischen Produktionsweise sein, der aus der Konzentration des Kapitals und den immer furchtbarer auftretenden Krisen resultiren werde. Der Klassenkampf des Proletariats blieb in dieser Darstellung unerwähnt. Ich sah darin jedoch keine Absicht, sondern nur einen Zufall. Es blieb eben jenes Moment unerwähnt, welches zwar das wichtigste, aber eben deshalb auch selbstverständlich ist. So glaubte ich. Das war ein Irrthum.

Bernstein erklärte im „Vorwärts" meine Auffassung der Marxschen Theorie als falsch. Die Stelle sei, weil charakteristisch, vollständig wiedergegeben.

„Die Marx-Engelssche Theorie, sagt er (Kautsky), leitet die Nothwendigkeit des kommenden Zusammenbruchs des Kapitalismus ab aus der Zunahme der Proletarier und dem Wachsthum ihrer Reife und Macht, aus der fortschreitenden Verdrängung und Unterjochung der Kleinbetriebe durch kapitalistische Großbetriebe, die immer mehr zu monopolistischen werden, und aus der steigenden Tendenz zur Ueberproduktion, die entweder zu stets wachsenden Krisen oder zu allgemeiner Stagnation, oder aber, wie theoretisch nicht ausgeschlossen, zu einer allgemeinen Kartellwirthschaft führt, welche noch weit unerträglicher und aufreizender als geschäftliche Depression wirken müßte, nicht blos auf das Proletariat, sondern auf die Masse der Bevölkerung, und die zur Expropriation der Kartelle — in diesem Falle der kapitalistischen Industrie — mit Nothwendigkeit führen müßte.

„Das ist nun zunächst nicht die Marx-Engelssche Theorie, sondern eine Kautskysche Lesart und Erweiterung derselben. Inwieweit sie mit dem vom Zusammenbruch handelnden Kapitel bei Marx zu vereinen ist, wo nicht von wachsender Reife und Macht, sondern von wachsender Entartung und Knechtschaft der Proletarier gesprochen wird, kann ich indeß hier um so mehr auf sich beruhen lassen, als ich selbst stets sehr energisch betont habe, daß dies Kapitel nur als Signatur einer Tendenz zu verstehen ist Nur behaupte ich, daß mit dem Mantel auch der Herzog fällt." (Vorwärts, 26. März 1899.)

Darauf entgegnete ich:

„Diesen Satz hat nicht irgend ein Vulgärökonom geschrieben, der das ‚Kapital' nie in der Hand gehabt, sondern ein Mann, der als einer der besten und verständnißvollsten Kenner der marxistischen Literatur gilt. Wie berechtigt der Satz ist, zeige die wörtliche Wiedergabe der Stelle, auf die sich Bernstein beruft. Sie lautet: ‚Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vortheile dieses Umwandlungsprozesses usurpiren und monopolisiren, wächst die Masse des Elends, des Druckes, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse' (Kapital, I, 2. Aufl., S. 793).

„Heißt eine stetige Zunahme der Zahl, der Schulung, der Organisation Wachsthum der Reife und Macht oder nicht?

„Wie kann also Bernstein behaupten, Marx rede in dem vom Zusammenbruch handelnden Kapitel nicht von wachsender Reife und Macht, sondern nur von wachsender Entartung und Knechtschaft des Proletariats? Und wie kann er behaupten, ich gebe nur meine Lesart, nicht die Marx-Engelssche Theorie? Betont nicht schon das Kommunistische Manifest die wachsende Reife und Macht des Proletariats als eine der Vorbedingungen des Zusammenbruchs der kapitalistischen Gesellschaft?

„‚Die Bourgeoisie', sagt es, ‚hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen, sie hat auch die Männer gezeugt, die diese Waffen führen werden — die modernen Arbeiter, die Proletarier. . . . Mit der Entwicklung der Industrie vermehrt sich nicht nur das Proletariat; es wird in größeren Massen zusammengedrängt, seine Kraft wächst und es fühlt sie mehr. . . . Die Arbeiter beginnen, Koalitionen gegen die Bourgeois zu bilden. . . . Das eigentliche Resultat ihrer Kämpfe ist nicht der unmittelbare Erfolg, sondern die immer weiter um sich greifende Vereinigung der Arbeiter. . . . Die Organisation der Proletarier zur Klasse und damit zur politischen Partei, wird jeden Augenblick wieder gesprengt durch die Konkurrenz unter den Arbeitern selbst. Aber sie ersteht immer wieder, stärker, fester, mächtiger. Sie erzwingt die Anerkennung einzelner Interessen der Arbeiter in Gesetzesform, — indem sie die Spaltungen der Bourgeoisie unter sich benutzt, so die Zehnstundenbill in England. . . . Die Bourgeoisie selbst führt dem Proletariat ihre eigenen Bildungselemente, das heißt Waffen gegen sich selbst zu. Es werden ferner durch den Fortschritt der Industrie ganze Bestandtheile der herrschenden Klasse ins Proletariat hinabgeworfen oder wenigstens in ihren Lebensbedingungen bedroht. Auch sie führen dem Proletariat eine Menge Bildungselemente zu' ꝛc.

„Da haben wir schon im Kommunistischen Manifest die Bedeutung aus-einander gesetzt, welche die wachsende Reife und Macht des Proletariats für den Zusammenbruch der kapitalistischen Ordnung in sich schließt. Seit der ersten Formulirung der Marx Engelsschen Zusammenbruchstheorie ist der Hinweis auf das Wachsthum der Reife und Macht des Proletariats ihr wesentlicher Bestandtheil gewesen; ohne diesen ist sie gar nicht zu verstehen, und nun kommt Bernstein und behauptet, das sei blos meine Lesart!

„Aber der Satz vom Wachsthum der Reife und Macht des Proletariats ist nicht nur ein wesentlicher Bestandtheil der Marxschen Zusammenbruchstheorie, er ist sogar ihr charakteristischer Bestandtheil. Daß die kapitalistische Produktions-

weise zu wachsendem Elend, stetigem Rückgang der Kleinbetriebe, zunehmender Ueberproduktion führe, das haben auch andere Sozialisten vor Marx und gleichzeitig mit Marx, unabhängig von ihm, erklärt. Was Marx und Engels allein fanden, das waren neben den das Proletariat herabdrückenden die es erhebenden Tendenzen. Gerade das zeichnet sie aus, daß sie nicht blos, wie andere Sozialisten, die wachsende Knechtung des Proletariats sahen, sondern auch seine wachsende Empörung, nicht blos die Zunahme seines Elends und seiner Degradation, sondern auch die Zunahme seiner Schulung und Organisation, seiner Reife und Macht, etwas, was freilich die vulgären Kritiker der sogenannten Verelendungstheorie nur zu leicht vergessen, die in der Regel nichts anderes kritisiren, als die vormarxistischen Verelendungstheorien.

„Aber daß auch Bernstein es vergessen würde, das hätte ich allerdings nicht erwartet. Es scheint ein psychologisches Gesetz zu geben, das allen Marxkritikern die gleichen Bahnen vorschreibt, woher sie auch kommen mögen."

Hier erhalten wir übrigens auch ein hübsches Pröbchen davon, was Bernstein unter historischer Nothwendigkeit versteht. Getreu seiner Uebersetzung von Nothwendigkeit mit Fatalismus erkennt er nur dort eine Nothwendigkeit an, wo eine Zwangslage besteht. So wird ihm die marxistische Theorie zur Lehre, die ökonomische Entwicklung werde schließlich eine Zwangslage schaffen, in der die Menschen gar nicht anders könnten, als den Sozialismus einführen. So und nicht anders versteht er die marxistische „Zusammenbruchstheorie". Da ist es keine Kunst, sie zu widerlegen.

„Sehen wir uns die Kautskysche Lesart näher an", sagt er. „Ist diese eine rein materialistische Begründung des Sieges des Sozialismus? Ganz und gar nicht. Die Reife der Proletarier ist kein ökonomischer, sondern ein ethischer, ihre Macht ein politischer, bezw. sozialpolitischer Faktor. Aber Kautsky zieht auch die allgemeine Empörung über die vorgesehene Kartellwirthschaft zu Hilfe. Das ist wieder kein ökonomischer oder wenigstens kein rein ökonomischer Faktor. Ganz abgesehen davon, daß diese Empörung noch nicht ‚mit Nothwendigkeit' zur Expropriation der kartellirten Industrie führen muß.

„Wenn der Sieg des Sozialismus eine ‚immanente ökonomische Nothwendigkeit' sein soll, dann muß er auf den Nachweis von der Unvermeidlichkeit des ökonomischen Zusammenbruchs der bestehenden Gesellschaft begründet werden. Dieser Nachweis ist noch nicht erbracht worden und nicht zu erbringen. Die Entwicklung hat in verschiedenen Punkten einen anderen Weg genommen, als der Fall sein müßte, wenn der Zusammenbruch aus rein ökonomischen Gründen unvermeidlich sein sollte. Aber wozu die Ableitung des Sozialismus aus dem ökonomischen Zwange? Wozu die Degradirung der Einsicht, des Rechtsbewußtseins, des Willens der Menschen? Wozu die Uebertragung des so oft mißverstandenen Theorems von der Willensunfreiheit des Individuums auf die Menschen der Kulturländer als Gesellschaft? Ich halte all' das für unhaltbar und überflüssig. Die Gesellschaft thut schon heute Vieles, nicht weil es das absolut Nothwendige, sondern weil es das Bessere ist. Und in der sozialistischen Bewegung ist das Rechtsbewußtsein, das Streben nach noch gerechteren Zuständen, ein mindestens so wirkungsvoller und wichtiger Faktor, wie die materielle Noth" (Vorwärts, 26. März).

Kann es etwas Trübseligeres geben, als derartige Ausfälle eines Mannes, der selbst zwei Jahrzehnte lang die materialistische Geschichtsauffassung vertreten? Noch 1890 polemisirte er gegen v. Schulze-Gävernitz, weil dieser behauptete, die Sozialdemokratie erkläre die wirthschaftlichen Ursachen als die ausschließliche Ursache der sozialen Umgestaltungen. „Herr v. Schulze," sagte Bernstein, „ist nicht nur ein dankbarer, er ist auch ein gelehriger Schüler des Herrn Brentano. Nachdem er wiederholt, was er bei den Theoretikern der Sozialdemokratie gelesen, . . . schiebt er, allerdings vorsichtig, der Sozialdemokratie eine Verzerrung derselben Theorie ins Absurde unter, um seine Ueberlegenheit zu beweisen" („Neue Zeit", IX, 1, S. 660). Heute drücken ihn Brentano und Schulze-Gävernitz gerührt an die Brust, denn was sie an Verzerrung der sozialdemokratischen Theorie ins Absurde geleistet haben, verblaßt gegenüber Bernsteins Identifizirung von historischer Nothwendigkeit mit ökonomischem Zwange, gegenüber seiner Leugnung der Thatsache, daß Marx und Engels die Nothwendigkeit des Sozialismus auf die wachsende Reife und Macht des Proletariats begründeten.

Bernstein ist ein Helfer erstanden in Dr. Woltmann. Doch deckt sich dessen Theorie nicht ganz mit der Bernsteins. Was dieser als Marx-Engelssche Theorie bezeichnet, das ist, wie Dr. Woltmann herausgefunden zu haben glaubt, die Engelssche Theorie. Nach Woltmann begründete Marx immer den Sozialismus auf die wachsende Empörung, Reife und Macht des Proletariats, Engels dagegen — und ebenso Cunow und meine Wenigkeit — behauptet die Selbstvernichtung des Kapitalismus. „Engels nämlich hat besonders die Anschauung vertreten, daß die Produktivkräfte sich so enorm entwickeln, daß sie kraft immanenter mechanischer Gewalt die Fesseln der Produktionsweise sprengen und dadurch eine allgemeine Krisis heraufbeschwören. Engels verstand aber unter den Produktivkräften nur die technisch-ökonomischen Produktivkräfte, besonders die industrielle Maschinenkraft. Indem diese zügellos und schrankenlos sich durchsetzenden Gewalten der ökonomischen Kräfte gegen die Produktionsweise, d. h. Eigenthumsverhältnisse rebelliren, ergreift in dieser Krisis das Proletariat die Staatsgewalt und setzt die Produktivkräfte zu allgemein gesellschaftlichen Zwecken in Bewegung. Das ist die landläufige Vorstellung."

In welchem Lande sie landläufig ist, weiß ich nicht; gewiß ist, daß sie nie die von Engels war, ebensowenig wie die Cunows oder meine eigene. Daß Engels ein Menschenalter lang mit Marx zusammengearbeitet haben sollte, ohne daß sich Beide des fundamentalen Unterschieds ihrer Anschauungen bewußt wurden, daß erst Dr. Woltmann kommen mußte, um ihn herauszufinden, ist von vornherein etwas unwahrscheinlich. Engels war aber auch viel zu wenig Mystiker, um in der Rebellion der technischen Produktivkräfte gegen

die Produktionsweise etwas anderes zu sehen, als ein Bild. Die rebellirende Wirkung der technischen Produktivkräfte kann offenbar nur darin bestehen, daß sie die Menschen rebellisch machen. Wenn Engels es nicht immer für nothwendig fand, das ausdrücklich zu betonen, so wird damit doch noch nicht bewiesen, daß er der gegentheiligen Ansicht gewesen wäre.

Was Dr. Woltmann als die Engelssche Anschauung bezeichnet, ist offenbar verwandt, wenn nicht identisch mit dem, was Bernstein unter historischer Nothwendigkeit versteht. Da stoßen wir auf die sonderbare Erscheinung, daß Bernstein aus Marxschen Aussprüchen den angeblichen Fatalismus der primitiven materialistischen Geschichtsauffassung, die Auffassung der Menschen als bloßer Automaten der ökonomischen Mächte heraustiftelt, und aus Engelsschen Aussprüchen die Anerkennung des Einflusses der ethischen Faktoren in der Geschichte herausfindet, während Dr. Woltmann gerade die gegentheilige Haltung von Marx und Engels behauptet.

So lange wir keine besseren Beweise haben, als derartige problematische Tifteleien, die sich leicht in ihr Gegentheil verwandeln lassen, werden wir wohl daran thun, anzunehmen, daß die beiden Männer, die das Kommunistische Manifest abfaßten, sich in allen wesentlichen Punkten darüber klar und einig waren, was sie wollten. Sicher war jeder von ihnen eine selbständige Individualität, welche die gemeinsame Theorie eigenartig auffaßte und entwickelte. Für den Geschichtschreiber der Theorie kommen diese Unterschiede ebenso wohl in Betracht wie bei jedem der Beiden die Entwicklung ihrer Anschauungen im Laufe der Zeit. Aber diese Differenzen sind viel zu geringfügig, um etwas für unsere praktischen Zwecke bedeuten zu können.

Was Bernstein als meine spezielle Lesart der Marx-Engelsschen Theorie und Woltmann als speziell Marxsche, von der Engelsschen verschiedene Theorie hinstellt, ist die Theorie, die im Kommunistischen Manifest zuerst systematisch dargelegt, später in den einzelnen Schriften unserer Meister weiter entwickelt, begründet, in einzelnen Punkten rektifizirt wurde.

Diese Theorie sieht in der kapitalistischen Produktionsweise den Faktor, der das Proletariat in den Klassenkampf gegen die Kapitalistenklasse treibt, der es immer mehr zunehmen läßt an Zahl, Geschlossenheit, Intelligenz, Selbstbewußtsein, politischer Reife, der seine ökonomische Bedeutung immer mehr steigert und seine Organisation als politische Partei sowie deren Sieg unvermeidlich macht, ebenso unvermeidlich aber auch das Erstehen der sozialistischen Produktion als Konsequenz dieses Sieges.

Das ist die Theorie, um deren Bekräftigung und Kritik es sich bei einer Untersuchung über die Aussichten der Sozialdemokratie handelt, sie ist es, die den Programmen der sozialdemokratischen Parteien zu Grunde liegt, sie haben wir auch bei den folgenden Ausführungen im Auge zu behalten

und nicht die lächerliche Zusammenbruchstheorie, die Bernstein uns in die Schuhe schiebt.

Es sind drei Einwände, die Bernstein gegen die Marxsche Theorie der kapitalistischen Produktionsweise zu erheben hat: 1. Die Zahl der Besitzenden nimmt nicht ab, sondern zu. 2. Der Kleinbetrieb geht nicht zurück. 3. Die Wahrscheinlichkeit umfassender und verheerender Krisen wird immer geringer.

Von diesen drei Einwänden gehört der von Bernstein an zweiter Stelle behandelte offenbar an die erste Stelle. Ist die Marxsche Lehre von der Konzentration des Kapitals falsch, dann geben wir die Zunahme der Besitzenden ohne Weiteres zu; ist jene richtig, dann muß uns erst gezeigt werden, wieso es kommt, daß trotzdem die Zahl der Besitzenden wächst. Die Entwicklung der Produktionsweise ist das grundlegende, die Gestaltung der Besitzverhältnisse das an der Oberfläche liegende, aus dem ersteren hervorwachsende Faktum. Es ist bezeichnend für die Bernsteinsche Methode, daß er über die oberflächliche Erscheinung urtheilt, ehe er ihre Grundlage untersucht.

Wir wollen uns zunächst mit der letzteren beschäftigen.

---

b) Großbetrieb und Kleinbetrieb.

Nach der Marxschen Lehre führt die ökonomische Entwicklung in der modernen Gesellschaft zum Untergang des selbstwirthschaftenden Arbeiters und zu seiner Verwandlung in einen Lohnarbeiter, der von dem Besitzer der Produktionsmittel, dem Kapitalisten, ausgebeutet wird.

„Das selbst erarbeitete, sozusagen auf Verwachsung des isolirten, unabhängigen Arbeitsindividuums mit seinen Arbeitsbedingungen beruhende Privateigenthum wird verdrängt durch das kapitalistische Privateigenthum, welches auf Ausbeutung fremder, aber formell freier Arbeit beruht. Sobald dieser Umwandlungsprozeß nach Tiefe und Umfang die alte Gesellschaft hinreichend zersetzt hat, sobald die Arbeiter in Proletarier, ihre Arbeitsbedingungen in Kapital verwandelt sind, sobald die kapitalistische Produktionsweise auf eigenen Füßen steht, gewinnt die weitere Vergesellschaftung der Arbeit und weitere Verwandlung der Erde und anderer Produktionsmittel in gesellschaftlich ausgebeutete, also gemeinschaftliche Produktionsmittel, daher die weitere Expropriation der Privateigenthümer, eine neue Form. Was jetzt zu expropriiren, ist nicht länger der selbstwirthschaftende Arbeiter, sondern der viele Arbeiter ausbeutende Kapitalist. Diese Expropriation vollzieht sich durch das Spiel der immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktion selbst, durch die Konzentration der Kapitalien. Je ein Kapitalist schlägt viele todt. Hand in Hand mit dieser Konzentration oder der Expropriation vieler Kapitalisten durch Wenige entwickelt sich die kooperative Form des Arbeitsprozesses auf stets wachsender Stufenleiter, die bewußte technologische Anwendung der Wissenschaft, die planmäßige gemeinsame Ausbeutung der Erde, die Verwandlung der Arbeitsmittel in nur gemeinsam verwendbare

Arbeitsmittel, und die Oekonomisirung aller Produktionsmittel durch ihren Gebrauch als gemeinsame Produktionsmittel kombinirter, gesellschaftlicher Arbeit. Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vortheile dieses Umwandlungsprozesses usurpiren und monopolisiren, wächst die Masse des Elends, des Druckes, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Konzentration der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigenthums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriirt" („Kapital", I, 2. Aufl. S. 792, 793).

Dies die klassische Form der marxistischen „Freßlegende", die Bernstein zu widerlegen unternommen. Es ist selbstverständlich, daß eine derartige lapidare Schilderung eines durch Hunderte von Jahren sich hindurchziehenden Entwicklungsprozesses cum grano salis aufzufassen ist, namentlich dort, wo sie sich bildlich ausdrückt. Die Sprengung der kapitalistischen Hülle, das Schlagen der Stunde des kapitalistischen Privateigenthums, die Expropriation der Expropriateure sind als historische Prozesse aufzufassen, deren Kommen unvermeidlich, deren Formen und deren Schnelligkeit aber nicht vorauszusehen sind.

Die Richtigkeit der Marxschen Theorie hängt, das wollen wir gleich feststellen, weder von der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit von Katastrophen, noch von der größeren oder geringeren Raschheit der Entwicklung ab, sondern nur von der Richtung, welche diese einschlägt. Wenn und wo Marxisten politische oder soziale Katastrophen erwarteten, war das nicht eine nothwendige Folge ihrer Theorie, sondern eine Folgerung aus bestimmten politischen und sozialen Situationen. Wenn die „Freßlegende" identisch sein sollte mit der Behauptung, eine plötzliche und allseitige Expropriation sämmtlicher Kapitalisten sei unvermeidlich, dann gebe ich sie gern preis. Allerdings eine Garantie dafür, daß es sich unter allen Umständen nur um die allmälige Ablösung durch Organisation handeln wird, kann ich mit bestem Willen nicht übernehmen.

Viel wichtiger ist die Frage, ob die Konzentration des Kapitals thatsächlich vor sich geht, oder nicht.

Es ist nicht deutlich zu erkennen, wie Bernstein darüber denkt. Auf die Frage, ob es richtig sei, daß die Konzentration mit allen ihren Begleiterscheinungen in der von Marx ausgeführten Form vor sich gehe, erwidert er: „Ja und nein. Es ist richtig vor allem in der Tendenz. Die geschilderten Kräfte sind da und wirken in der angegebenen Richtung. ... Wenn das Bild nicht der Wirklichkeit entspricht, so nicht, weil Falsches gesagt wird, sondern

weil das Gesagte unvollständig ist. Faktoren, die auf die geschilderten Gegensätze einschränkend wirken, werden bei Marx entweder gänzlich vernachlässigt oder zwar bei Gelegenheit behandelt, aber später, bei der Zusammenfassung und Gegenüberstellung der festgestellten Thatsachen fallen gelassen, so daß die soziale Wirkung der Antagonismen viel stärker und unmittelbarer erscheint, als sie in Wirklichkeit ist" (S. 47).

Das kann zweierlei bedeuten. Es ist selbstverständlich, daß die Theorie von allen störenden Erscheinungen abstrahiren muß, soll sie die den Erscheinungen zu Grunde liegenden Gesetze erforschen können. Wer das vergißt und von der Theorie verlangt, sie solle unter allen Umständen mit den an der Oberfläche liegenden Erscheinungen stimmen, der wird stets finden, sie laute zu apodiktisch, lasse die Dinge schärfer erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind. Wer aber, um das zu bessern, eine Theorie zu schaffen sucht, die alle Elemente der oberflächlichen Wirklichkeit enthält, wird stets von der Fülle der Erscheinungen erdrückt werden, den Faden verlieren und vor konfusem Einerseits—Anderseits nie zu einer klaren Einsicht gelangen.

Ich habe schon erwähnt, daß die Marxsche Darstellung cum grano salis zu verstehen ist; wollte Bernstein mit seinen eben zitirten Bemerkungen nicht mehr sagen, dann ließe sich nichts dagegen einwenden, als daß sie selbstverständlich seien, für jede Theorie gelten.

Aber wahrscheinlich ist Bernsteins Anschauung eine andere. Er nimmt an, daß die Marxsche Theorie nicht nur oberflächliche Störungen, sondern grundlegende Tendenzen übersieht, welche die von ihr gezeichneten Tendenzen in ihren Wirkungen mehr oder weniger aufheben. In der gesellschaftlichen Entwicklung setzen sich also die von Marx gezeichneten Tendenzen nicht immer wieder, trotz allen Gegenwirkungen, sieghaft durch. Dabei bleibt es aber immer noch unklar, ob Bernstein diesen Gegenwirkungen blos einen hemmenden oder einen richtungändernden Einfluß zuschreibt.

Bernstein erklärt, bei Marx erschienen die sozialen Gegensätze schroffer, als sie in Wirklichkeit sind. Aber es handelt sich bei seiner Theorie nicht darum, wie groß die sozialen Gegensätze *sind* — um das zu erkennen brauchen wir keine Theorie. Diese soll uns erkennen lassen, welche Entwicklung der sozialen Gegensätze wir zu erwarten haben, ob sie sich verschärfen oder mildern. Wenn man aber die Frage so stellt, dann kommt man mit dem Hinweis auf Marxsche Uebertreibungen und Schroffheiten nicht aus. Wenn ich frage, ob ein bestimmtes Schiff nach Osten oder nach Westen fährt, hilft's mir sehr wenig, wenn ich die Antwort bekomme: die Behauptung, daß das Schiff nach Osten fährt, ist eine Uebertreibung. Manche Anzeichen weisen darauf hin, daß es nach Westen fährt.

Solche Antworten erhalten wir aber bei Bernstein. Auf S. 47 nimmt er an, daß die Unternehmungen in der kapitalistischen Produktionsweise sich

konzentriren, wie Marx auseinandersetzt. Aber, sagt er, die Vermögen konzentriren sich nicht. „In der Sozialdemokratie herrscht die Vorstellung vor oder drängt sie sich immer wieder dem Geiste auf, daß der Konzentration der industriellen Unternehmungen eine Konzentration der Vermögen parallel läuft. Das ist aber keineswegs der Fall."

Hier wird die Konzentration der Unternehmungen als ein wirklicher Vorgang der kapitalistischen Produktionsweise anerkannt. So spricht Bernstein am Beginn seiner Untersuchung über die Konzentration. An deren Ende aber sagt er:

„Mögen also auch die Tabellen der Einkommenstatistik der vorgeschrittenen Industrieländer zum Theil die Beweglichkeit und damit zugleich die Flüchtigkeit und Unsicherheit des Kapitals in der modernen Wirthschaft registriren, mögen auch die da verzeichneten Einkommen oder Vermögen in wachsendem Verhältniß papierene Größen sein, die ein kräftig blasender Wind in der That leicht hinwegwehen könnte, so stehen diese Einkommensreihen doch in keinem grundsätzlichen Gegensatz zu der Rangordnung der Wirthschaftseinheiten in Industrie, Handel und Landwirthschaft. Einkommensskala und Betriebsskala zeigen in ihrer Gliederung einen ausgeprägten Parallelismus, besonders soweit die Mittelglieder in Betracht kommen" (S. 65).

Er ging also davon aus, einen Parallelismus in der Entwicklung der Betriebsskala mit der der Einkommensskala (die er der Vermögensskala gleichsetzt) zu leugnen, und endigt damit, ihn anzuerkennen. Welches ist seine wirkliche Meinung? Die auf S. 47 oder die auf S. 65? Geht die Konzentration der Unternehmungen vor sich oder nicht? Es ist offenbar marxistisch übertriebene Schroffheit, darauf eine andere Antwort zu verlangen als „Ja und Nein".

Es ist nicht leicht, eine Ansicht zu prüfen, die so wenig feststeht, wie die Bernsteinsche in diesem Falle. Aber wir haben keine Wahl. Was immer Bernstein meinen mag, seine Sätze werden von unseren Gegnern gedeutet und ausgebeutet als Bankerott nicht blos des Marxismus, sondern des Sozialismus überhaupt, und er selbst macht keine Miene, dagegen zu protestiren. Eine Prüfung der Thatsachen, auf die Bernstein sich stützt, ist also unumgänglich nothwendig.

Seine Hauptargumente entnimmt er der deutschen Berufszählung. Daneben bringt er freilich noch zahlreiche Ziffern aus England, Frankreich, Oesterreich, der Schweiz, den Vereinigten Staaten vor, aber diese Ziffern sagen uns nicht das Mindeste über die Richtung der Entwicklung, weil es nur Ziffern je einer Zählung, nicht mehrerer aufeinanderfolgender Zählungen sind. Sie würden nur dann etwas beweisen, wenn die materialistische Geschichtsauffassung wirklich

jenen mechanischen Charakter hätte, den ihre Gegner ihr so gern zuschreiben. Wenn diese Auffassung wirklich ein „Hineinwachsen“ in den Sozialismus in dem Sinne annähme, als werde schon durch die kapitalistische Entwicklung allein vermöge der Konzentration des Kapitals der gesammte Kleinbetrieb aufgesogen und der gesammte Organismus der sozialistischen Produktion hergestellt werden, so daß das Proletariat schließlich nichts weiter zu thun hat, als die politische Herrschaft zu erobern und sich in das vom Kapitalismus hergerichtete Bett zu legen — wenn das die marxistische Auffassung der Entwicklung zum Sozialismus wäre, dann käme allerdings auch den absoluten, isolirten Ziffern, die Bernstein vorbringt, einige Bedeutung zu. Denn diese Ziffern bewiesen, daß der Kleinbetrieb fern von völligem Verschwinden sei, also das Reich des Sozialismus noch unabsehbar weit abliege.

Aber wir haben schon mehrfach erklärt, daß dies nicht die marxistische Lehre bilde. Da es aber zu den Verdiensten der Bernsteinschen Broschüre gehört, jener weitverbreiteten falschen Auffassung des Marxismus neue Stützen verliehen zu haben, so sei dies hier nochmals ausdrücklich konstatirt.

Die Aufhebung des Alleinbetriebs, der ehedem die herrschende Betriebsform bildete, schafft Proletarier, Lohnarbeiter. Je mehr sich auf den Ruinen des Handwerks die kapitalistische Produktion entwickelt, desto geringer für den Lohnarbeiter die Aussicht, auf der Grundlage des Privateigenthums als isolirter Produzent von kapitalistischer Ausbeutung und Knechtung unabhängig zu werden, desto stärker sein Verlangen nach Aufhebung des Privateigenthums. So entstehen naturnothwendig zugleich mit dem Proletariat sozialistische Tendenzen bei den Proletariern selbst wie bei jenen, die sich auf den Standpunkt des Proletariats stellen, seine Erhebung zu Selbständigkeit, also zu Freiheit und Gleichheit bewirken wollen.

Das erklärt aber blos das Aufkommen der sozialistischen Bestrebungen, sagt aber noch nichts über ihre Aussichten. Es ist die Konzentration des Kapitals, welche diese immer mehr verbessert. Je mehr sie fortschreitet, desto mehr vergrößert und schult sie das Proletariat, wie wir gesehen, desto mehr entkräftet, entmuthigt, verringert sie aber auch die Masse derjenigen, die an dem Privateigenthum an den Produktionsmitteln ein Interesse haben, die selbständigen Unternehmer, desto mehr schwächt sie deren Interesse an der Aufrechterhaltung dieses Eigenthums, desto mehr schafft sie aber auch die Vorbedingungen sozialistischer Produktion.

Der handwerksmäßige und kleinbäuerliche Alleinbetrieb setzt zu seiner vollkommenen Entwicklung das Privateigenthum an den Produktionsmitteln voraus. Die Erfahrung zeigt, daß, wo immer von Sozialisten kommunistische Kolonien auf Grundlage handwerksmäßiger und kleinbäuerlicher Produktion geschaffen wurden, der Drang nach dem Privateigenthum an den Produktions-

mitteln früher oder später den sozialistischen Enthusiasmus überwand, der die Kolonie geschaffen hatte, wenn nicht äußerliche Verhältnisse den kommunistischen Zusammenhang begünstigten — z. B. das Leben der Kolonisten inmitten einer feindseligen Bevölkerung verschiedener Sprache und Religion.

Ganz anders muß sich die Sache dort gestalten, wo Einzelproduktion nicht die Regel, sondern die Ausnahme, wo die ökonomischen Bedingungen die gesellschaftliche Produktion immer allgemeiner und vortheilhafter machen und das Fühlen und Denken der arbeitenden Klassen immer mehr im Sinne des gesellschaftlichen Zusammenarbeitens beeinflussen. Da muß eine sozialistische Organisation auch möglich werden ohne jenen übermächtigen Enthusiasmus, der stets nur auserlesenen Charakteren beschieden war und der auf die Dauer gegen die nüchterne Alltäglichkeit nicht aufkommt.

Das sind die Elemente, aus denen nach marxistischer Auffassung der Sozialismus entspringen soll. Die Konzentration des Kapitals stellt die historische Aufgabe: die Einführung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung. Sie produzirt die Kräfte zur Lösung der Aufgabe, die Proletarier, und sie schafft die Mittel zur Lösung: die gesellschaftliche Produktion, aber sie bringt nicht selbst ohne Weiteres die Lösung der Aufgabe. Diese kann nur aus dem Bewußtsein, dem Willen, dem Kampfe des Proletariats entspringen.

Wenn dem aber so ist, dann hat die Anführung einzelner Zahlen, die zeigen, daß es noch eine erkleckliche Anzahl Kleinbetriebe giebt, gar keine Bedeutung für unsere Untersuchung. Ueber die Richtung, in der die Entwicklung geht, sagen sie uns gar nichts, der Zeitpunkt der Reife unserer Gesellschaft für den Sozialismus ist aber aus solchen Zahlen nicht zu erkennen. Der hängt von unzähligen Imponderabilien ab, die Niemand zu bemessen vermag, deren ökonomische Motive hinterdrein erkannt, deren Kräfte jedoch nicht von vornherein statistisch erfaßt werden können. So weit sind wir noch nicht, die Klassenkämpfe durch statistische Berechnungen ersetzen zu können. Wir müssen kämpfen; wie nah oder fern der Sieg und die Möglichkeit ersprießlicher Ausnutzung des Sieges, darüber kann uns keine Statistik der Welt Auskunft geben. Die Aussicht auf Sieg hängt allerdings davon ab, ob die Konzentration des Kapitals vor sich geht, aber es wäre kindisch, festsetzen zu wollen, welche Höhe sie erreicht haben müsse, ehe der Sieg möglich wird.

Bernstein freilich meint:

„Es ist, soweit die zentralisirte Betriebsform die Vorbedingung für die Sozialisirung von Produktion und Zustellung bildet, diese selbst in den vorgeschrittensten Ländern Europas erst ein partielles Faktum, so daß, wenn in Deutschland der Staat in einem nahen Zeitpunkt alle Unternehmungen, sage von zwanzig Personen und aufwärts, sei es behufs völligen Selbst-

betriebs oder theilweiser Verpachtung expropriiren wollte, in Handel und Industrie noch Hunderttausende von Unternehmungen mit über vier Millionen Arbeitern übrig blieben, die privatwirthschaftlich weiter zu betreiben wären." Von der Landwirthschaft gar nicht zu reden! „Von der Größe der Aufgabe aber, die dem Staate oder den Staaten mit der Uebernahme jener vorerwähnten Betriebe entstehen würde, wird man sich eine Vorstellung machen, wenn man berücksichtigt, daß es sich in Industrie und Handel um mehrere hunderttausend Betriebe mit fünf bis sechs Millionen Angestellter ... handelt." Und er schließt daraus: „Halten wir die Thatsache fest, daß für die Sozialisirung von Produktion und Distribution die materielle Vorbedingung, vorgeschrittene Zentralisation der Betriebe, erst zum Theil gegeben ist" (S. 87).

Im ersten Kapitel seiner Schrift bekämpft er die Auffassung, daß die gesellschaftliche Entwicklung der Menschheit in letzter Linie auf die Entwicklung der Produktion zurückzuführen sei, er erklärt dann den Nachweis der „immanenten ökonomischen Nothwendigkeit des Sozialismus" für unnöthig und unmöglich, und hier versetzt er diesen in die direkteste, sklavischste Abhängigkeit von den ökonomischen Bedingungen! Hier vertritt er selbst plötzlich den Standpunkt, nicht eher, als bis die Anwendung der Produktionsmittel auf allen Gebieten eine gesellschaftliche geworden sei, sei es möglich, der Entwicklung des Eigenthums die Richtung zum Sozialismus zu geben. Denn darum, um eine Richtungänderung der Eigenthumsentwicklung handelt es sich und nicht etwa darum, „in einer längeren Nachtsitzung", wie Viktor Adler mit Recht spottet, sämmtliche Betriebe mit mehr als zwanzig Personen auf einmal zu verstaatlichen, wie man nach Bernsteins warnendem Hinweis annehmen könnte. Wobei nebenbei bemerkt sei, daß die „mehreren hunderttausend" Betriebe mit mehr als zwanzig Personen in Industrie und Handel, die Bernstein zu unserem Entsetzen aufmarschiren läßt, sich bei näherem Zusehen auf wohlgezählte 48956 reduziren. Unser Statistiker hat offenbar in seinem Eifer um eine pessimistische Null zu viel gesehen.

Auf statistische Untersuchungen der Frage, wie weit die Welt noch vom Zukunftsstaat entfernt ist, dürfen wir wohl verzichten. Dann bleiben aber von dem ganzen Zahlenmaterial, das Bernstein vorführt, nur die Ziffern der deutschen Berufs- und Betriebszählungen übrig. Deren Sprache ist allerdings eine sehr vernehmliche, sie lassen uns zwar nicht erkennen, wie weit wir noch vom Sozialismus entfernt sind, wohl aber, ob wir uns in der Richtung bewegen, die in der von Marx prognostizirten Weise zum Sozialismus führt.

Wollten wir blos Bernstein widerlegen, so könnten wir uns die Arbeit sehr erleichtern. Wir brauchten blos ihn selbst sprechen zu lassen. Noch vor

wenigen Jahren (November 1896) veröffentlichte er einen Artikel über „den gegenwärtigen Stand der industriellen Entwicklung Deutschlands“ in jener Artikelserie über „Probleme des Sozialismus“, die ihm schließlich so verhängnißvoll werden und damit enden sollte, daß die Art seines Sozialismus selbst problematisch wurde („Neue Zeit“, XV, 1, S. 303 ff.).

Da heißt es:

„Daß in der Industrie die Entwicklung vom kleinen zum großen, vom handwerksmäßigen zum fabrikmäßigen, vom großen zum Riesenfabriksbetrieb in Deutschland heute den Ton angiebt, leugnet kein Sachkenner. Die kürzlich veröffentlichten Zahlen der Reichsgewerbe- und Berufsstatistik stellen die Thatsache außer Zweifel. Verglichen mit dem zuletzt vorhergegangenen Zählungsjahr 1882 weist, bei einer Bevölkerungszunahme von 14,48 Prozent, die Gruppe B der gezählten Berufsarten (Industrie, Bergbau, Hütten- und Bauwesen) im Jahre 1895 folgende Veränderungen in den Jahren der Erwerbsthätigen auf:

	1882	1895	Zunahme (+) oder Abnahme (—) absolut	Zunahme (+) oder Abnahme (—) in Prozenten
Selbständige Geschäftsleiter	1861502	1774481	— 87021	— 4,68
„ Hausindustrielle	339644	287389	— 52255	— 15,39
Technisches Aufsichts-, Kaufmännisches Personal	99076	263747	+ 164671	+ 166,21
Gesellen, Lehrlinge 2c.	4096243	5955613	+ 1859370	+ 45,39
Zusammen	6396465	8281230	+ 1884765	+ 29,47

„Die Zahlen sprechen für sich selbst. Kamen im Jahre 1882 auf je **einen** Erwerbsthätigen **zwei** Angestellte, so war im Jahre 1895 das Verhältniß 1:3, **ein Umschwung, der auf den ersten Blick sich als bedeutend ankündigt.**

„**Dennoch verbergen diese Zahlen dem Unkundigen ihre ganze Bedeutung.** Ein Verhältniß von durchschnittlich drei Angestellten auf je einen selbständigen Gewerbetreibenden für das ganze Land läßt noch der Auffassung Spielraum, daß die Großindustrie selbst heute noch bei Weitem von der Kleinindustrie (Handwerk und kleine Fabrik) in Schatten gestellt wird, daß sie wohl eine erhebliche Ausdehnung erlangt haben mag, aber immer nicht so viel, um als die Herrscherin angesehen zu werden. Wenn in dreizehn Jahren, trotz der Riesenfortschritte, welche die Technik in dieser Zeit gemacht, die Zahl der Selbständigen im Gewerbe Alles in Allem um 140276 oder noch nicht ganz sechs Prozent abgenommen hat, dann möchte es scheinen, als ob die völlige Zurückdrängung des Handwerks und der kleinen Industrie noch in sehr weitem Felde stehe, als ob den Ersteren auch außer der künstlerischen Arbeit noch sehr bedeutende Domänen vorbehalten seien.“

Was Bernstein hier als Schein bezeichnet, der den Unkundigen zu falschen Schlüssen verleitet, das ist binnen zwei Jahren für ihn zur Wirklichkeit geworden, über die blos Thoren sich täuschen können, die blind auf die Worte des Meisters schwören.

1896 zählte Bernstein noch selbst zu diesen Thoren, und so besaß er ein scharfes Auge für die Wirklichkeit, die sich unter den Ziffern birgt. Er fuhr fort:

„Indeß sind diese groben Zahlen auch weit davon entfernt, das wirkliche Verhältniß von Groß- und Kleinindustrie zum Ausdruck zu bringen. Sie zeigen nur die äußere Gruppirung des im engeren Sinne industriell thätigen Bruchtheils der Bevölkerung, schweigen dagegen hinsichtlich aller Thatsachen, welche für die Ermittlung der inneren, Umfang, Charakter 2c. der Produktion betreffenden Beziehungen erfordert sind. Um uns über diese zu unterrichten, brauchen wir nicht nur die noch zu erwartenden Angaben der Berufsstatistik darüber, wie es mit der Vertheilung nach Betriebsgruppen in den einzelnen Produktionszweigen steht, sondern auch solche über die Stellung der einzelnen Betriebe in ihrer Produktionsgruppe, über das Verhältniß der Produktionsleistungen und ähnliche Einzelheiten, über welche die Berufsstatistik selbst überhaupt keine Auskunft giebt."

Er versucht dann „den wirklichen Stand der Dinge" „annähernd abzuschätzen" an der Hand des Sinzheimerschen Buches „über die Grenzen der Weiterbildung des fabrikmäßigen Großbetriebs in Deutschland", und kommt zu dem Resultat:

„Berücksichtigt man die bedeutenden Verschiebungen in der Vertheilung der Arbeitsthätigen nach Betriebsklassen, wie sie die neueste Gewerbestatistik aufzeigt, hält man dazu die unbestrittene und unbestreitbare Thatsache, daß die Produktivkraft der Arbeit in den großen Betrieben am stärksten gestiegen ist, so wird man die Folgerung nicht zu kühn finden, daß, wenn 1882 gering gerechnet zwischen 47 und 54 Prozent der Gesammtproduktion in Industrie und Gewerbe auf die fabrikmäßige Großindustrie entfiel, der Antheil dieser heute nicht geringer als zwischen 60 und 70 Prozent der Gesammtproduktion sein kann. Zwei Drittel, wenn nicht drei Viertel der gewerblichen Produktion Deutschlands gehören der fabrikmäßigen Großproduktion, dem kollektivistischen Großbetrieb. Die Thatsache wird dem Auge durch tausend Umstände verdeckt, vor allem dadurch, daß ein sehr großer Theil dieser Produkte der großen Industrie Halbfabrikate sind, und ein anderer uns durch Personen vermittelt wird, die nur scheinbar an seiner Herstellung betheiligt, in Wirklichkeit in Bezug auf sie nichts als Händler sind. Aber an ihrer Richtigkeit scheint kein Zweifel möglich. Ob freilich die kollektivistischen Betriebe, die diesen großen Antheil an der nationalen Produktion tragen, auch schon in ihrer Mehrheit reif sind, der Privatwirthschaft entzogen zu werden, ist eine andere Frage."

Diese letztere Frage kann nur der Erfolg, keine statistische Untersuchung entscheiden. Von ihr können wir also absehen. Aber was wir festhalten wollen, ist die Thatsache, daß Bernstein selbst vor Kurzem noch zu dem Ergebniß kam, die fabrikmäßige Großindustrie, die 1882 erst die Hälfte der nationalen Produktion lieferte, erzeugte dreizehn Jahre später bereits zwei Drittel, wenn nicht drei Viertel derselben. Wenn man das nicht eine rapide Konzentration des Kapitals, eine mit Riesenschritten vorangehende Entwicklung zu sozialistischer oder kollektivistischer Produktion bezeichnen will, dann legt man an historische Zeiträume einen sonderbaren Maßstab an.

Weniger deutlich als durch Vergleichung der Produktenmengen kommt dies Fortschreiten des Großbetriebs zum Ausdruck durch Vergleichung der Zahl der Betriebe in den einzelnen Betriebsgrößen und der von ihnen beschäftigten Arbeiter. Aber auch da ist der Fortschritt des Großbetriebs unverkennbar. Man zählte im Gewerbe (Industrie, Handel, Verkehr, Gärtnerei, Fischerei 2c.):

	1882	1895	Zunahme in Prozenten
Betriebe mit 1— 5 Personen	2 882 768	2 934 723	1,8
" " 6— 10 "	68 763	113 547	65,1
" " 11— 50 "	43 952	77 752	76,9
" " 51— 200 "	8 095	15 624	93,0
" " 201—1000 "	1 752	3 076	75,6
" " über 1000 "	127	225	100,8
Zusammen	3 005 457	3 144 947	4,6

Während die Gesammtzunahme der Betriebe 4,6 Prozent betrug, vermehrten sich die Kleinbetriebe nur um **1,8 Prozent**, die Riesenbetriebe um **100 Prozent**. Die Zahl der ersteren nahm zwar noch absolut zu, relativ aber ab. Von je 100 Betrieben entfielen auf die einzelnen Größenklassen

	1882	1895
Betriebe mit 1— 5 Personen	95,9	93,3
" " 6— 10 "	2,3	3,6
" " 11— 50 "	1,5	2,5
" " 51— 200 "	0,3	0,5
" " 201—1000 "	0,0	0,1
" " über 1000 "	0,0	0,0

Der Antheil der Kleinbetriebe an der Gesammtsumme der Betriebe ist also von fast 96 Prozent auf etwas über 93 zurückgegangen.

Freilich erscheint die Prozentzahl der Kleinbetriebe immer noch eine ungeheure. Aber das Bild ändert sich, wenn wir die beschäftigten Personen in Betracht ziehen. Man zählte Personen in den

	1882	1895	Zunahme in Prozenten
Betrieben mit 1— 5 Personen	4 335 822	4 770 669	10,0
" " 6— 10 "	500 097	833 409	66,6
" " 11— 50 "	891 623	1 620 848	81,8
" " 51— 200 "	742 688	1 439 776	93,9
" " 201—1000 "	657 399	1 155 836	75,8
" " über 1000 "	213 160	448 731	110,5
Zusammen	7 340 789	10 269 269	39,9

Die Gesammtzahl der im Gewerbe beschäftigten Personen wuchs um 40 Prozent, die der im Kleingewerbe beschäftigten nur um 10 Prozent, die in den Riesenbetrieben beschäftigten um 110 Prozent. Auch hier also eine relative und zwar sehr bedeutende Abnahme der Kleinbetriebe.

Von je 100 beschäftigten Personen entfielen auf

	1882	1895
Betriebe mit 1— 5 Personen	59,0	46,5
" " 6— 10 "	6,8	8,1
" " 11— 50 "	12,2	15,8
" " 51— 200 "	10,1	14,0
" " 201—1000 "	9,0	11,2
" " über 1000 "	2,9	4,4

Die Kleinbetriebe, die 1882 noch fast zwei Drittel der gewerblichen Bevölkerung umfaßten, enthielten 1895 weniger als die Hälfte derselben.

Aber diese Zahlen geben noch kein vollständiges Bild der sozialen Verschiebungen, die der relative Rückgang des Kleinbetriebs bewirkt. Die Frauen- und Kinderarbeit ist eine Erfindung des Großkapitals, sie wird aber heute am meisten ausgebeutet von den versinkenden Kleinbetrieben, die durch die Auspressung unreifer und widerstandsunfähiger Elemente sich über Wasser zu halten suchen.

Es ist leider nicht möglich, festzustellen, ob und wie die Frauenarbeit innerhalb der einzelnen Betriebsgrößen zugenommen hat, da die Zählung von 1895 in dieser Beziehung nach anderen Grundsätzen erfolgte, als die von 1882. Aber auch die absoluten Zahlen sprechen deutlich genug. Die Zahl der Lohnarbeiter im Gewerbe betrug 1895 6 871 504, darunter 5 247 897 männliche und 1 623 607 weibliche; 1882 dagegen zählte man im Ganzen 4 226 052, davon 3 433 689 männliche, 792 363 weibliche. Die Gesammtzahl wuchs um 62,6 Prozent, die der männlichen Arbeiter nur um 52,8 Prozent, die der weiblichen um 104,9 Prozent!

Innerhalb der einzelnen Größenklassen aber — es wurden nur die unten angegebenen unterschieden — zählte man Arbeiter 1895:

	Männliche		Weibliche		Zusammen
Alleinbetriebe	1 125 125	66%	589 226	34%	1 714 351
Gehilfenbetriebe mit 1— 5 Personen	1 354 598	68%	636 646	32%	1 991 244
" " 6—20 "	967 578	79%	256 428	21%	1 224 006
" " über 20 "	2 925 721	80%	730 533	20%	3 656 254

Man sieht, wie sehr die Frauenarbeit bei den Kleinbetrieben überwiegt. So wird es auch erklärlich, daß wohl die in den Kleinbetrieben beschäftigten Personen im Ganzen 46,5 Prozent aller gewerblich beschäftigten Personen ausmachten, die in jenen beschäftigten männlichen Personen jedoch nur 43,4 Prozent der männlichen Arbeiter, also erheblich weniger.

Aber auch die Zahl der jugendlichen Arbeiter ist im Kleinbetrieb eine viel größere als im Großbetrieb. Leider ist auch hier eine Vergleichung von 1882 und 1895 unmöglich.

Von den 6 871 504 Arbeitern des Gewerbes (1895) waren nicht weniger als 603 150, 8,8 Prozent, jugendliche. Rechnet man, wie das Reichsstatistische Amt in seinem Bericht thut, die Ehefrauen der Betriebsinhaber von den Arbeitern ab, dann bleiben 6 474 727, davon 9,1 Prozent jugendliche. Innerhalb der einzelnen Größenklassen aber waren von je 100 Arbeitern jugendliche:

Betriebe mit 1— 5 Personen	15,2
= = 6—20 =	10,2
= = über 20 =	5,9

Die männlichen erwachsenen Arbeiter bilden also im Kleingewerbe einen viel kleineren Bruchtheil der Arbeiterschaft, als in der Großindustrie. Das Verhältniß innerhalb der politisch und sozial ausschlaggebenden Elemente des Proletariats verschiebt sich demnach noch rascher zu Gunsten der großindustriellen Arbeiterschaft, als die „groben Ziffern" der gesammten Arbeiterzahlen innerhalb der einzelnen Betriebsgrößen erkennen lassen.

Daß auch die Konzentration des Kapitals noch rascher fortschreitet, als diese groben Ziffern der Betriebsstatistik auf den ersten Blick annehmen lassen, zeigt sich, wenn man die einzelnen Gewerbszweige unterscheidet.

Vor Allem muß man im Auge halten, daß die Konzentration des Kapitals nicht in allen Gewerbszweigen gleichmäßig vor sich geht. Der Großbetrieb ergreift ein Gebiet nach dem anderen, verdrängt den Kleinbetrieb auf dem einen Gebiet, ohne daß er damit alle kleinen Unternehmer desselben ins Proletariat schleudert. Aus der einen Thätigkeit vertrieben, suchen sie eine neue auf, werden etwa aus Erzeugern einer Waare ihre Verkäufer, werden aus Industriellen Zwischenhändler 2c. Das Gebiet des Kleinbetriebs verengt sich auf diese Weise immer mehr, ohne daß die Zahl der Kleinbetriebe im Ganzen abzunehmen braucht. Der Fortschritt des Großbetriebs hier, äußert sich durch Zunahme der Kleinbetriebe dort, durch Ueberfüllung der Branche; gehen die Kleinen hier durch die Konkurrenz der Großen unter, so verkommen sie dort durch das Uebermaß der Konkurrenz, die sie untereinander machen; sie gerathen dadurch in steigende Abhängigkeit von Kapital, werden zu steigender Spezialisirung der Arbeiten gezwungen und bereiten so den Boden vor für den Großbetrieb, der früher oder später auch auf diesem Gebiete seinen Einzug hält.

Vor Allem finden wir die große Thatsache, daß die Konzentration der Betriebe in der Industrie weit mehr vorgeschritten ist, als im Handel und Verkehr, wenn man die Zahl der beschäftigten Arbeiter als Maßstab anlegt — allerdings ein nicht ganz einwandfreier Maßstab, denn im Handel kann ein Unternehmen mit 10—20 Personen bereits ein Großbetrieb sein, während in der Industrie solche Unternehmungen in der Regel noch an der Schwelle des Handwerks stehen. Aber wir haben andere Ziffern nicht zur Verfügung.

Von je 100 beschäftigten Personen waren 1895:

	In Betrieben mit		
	1—5 Personen	6—50 Personen	über 50 Personen
Industrie, Bergbau, Baugewerbe .	39,9	23,8	36,3
Handel, Verkehr, Gastwirthschaft .	69,7	24,3	6,0

Nur für die Industrie ist die Rubrizirung der Betriebe mit 1—5 Personen als Kleinbetriebe, der mit 6—50 als Mittelbetriebe zulässig; im Handel kann ein Betrieb mit 5 Personen schon einen ansehnlichen Mittelbetrieb, einer mit 50 Personen wird stets einen ausgedehnten Großbetrieb darstellen.

In der Industrie aber umfassen die Kleinbetriebe nur noch 40 Prozent der beschäftigten Personen. 1882 beschäftigten sie dagegen noch 55 Prozent. Der Rückgang des Kleinbetriebs geht in der Industrie weit rascher vor sich als im Handel. Es betrug die Zunahme (+) resp. Abnahme (—) der beschäftigten Personen von 1882—1895:

	In Betrieben mit		
	1—5 Personen	6—50 Personen	über 50 Personen
Industrie &c.	— 2,4 %	+ 71,5 %	+ 87,2 %
Handel &c.	+ 48,9 %	+ 94,1 %	+ 137,8 %

In der Industrie finden wir also eine absolute Abnahme der Personenzahl der kleinen Betriebe. Noch größer ist die Abnahme der Betriebe selbst. Sie betrug nicht weniger als 8,6 Prozent. Während die Kleinbetriebe im gesammten Gewerbe um 51 955 zunahmen, verminderten sie sich in der Industrie um 186 297.

Gehen wir noch weiter ins Detail. Am meisten entwickelt ist der Großbetrieb, am meisten zurückgedrängt der Kleinbetrieb in folgenden Industriezweigen, in denen von je 100 beschäftigten Personen entfielen:

Industriezweig	Auf Betriebe mit		
	1—5 Personen	6—50 Personen	über 50 Personen
Bergbau	0,7	4,0	95,3
Chemische Industrie	15,7	22,6	61,7
Textilindustrie	26,0	14,8	59,2
Industrie der Maschinen und Instrumente	22,1	18,9	59,0
Papierindustrie	17,7	31,5	50,8
Industrie der Steine und Erden .	12,8	42,5	44,7
Industrie der Leuchtstoffe	15,2	45,1	39,7

Dagegen sind noch Domänen des Kleinbetriebs folgende Gewerbszweige, in denen von je 100 beschäftigten Personen entfielen:

Industriezweig	Auf Betriebe mit		
	1—5 Personen	6—50 Personen	über 50 Personen
Thierzucht und Fischerei	88,8	7,9	3,3
Bekleidungs- u. Reinigungsgewerbe	80,4	13,2	6,4
Beherbergungs- und Erquickungsgewerbe	74,6	24,1	1,3
Handelsgewerbe	70,8	25,2	4,0
Kunst- und Handelsgärtnerei . .	60,2	31,5	8,3
Künstlerische Gewerbe	58,4	33,8	7,8
Industrie der Holz- und Schnitzstoffe	57,8	29,6	12,6

Aber auch hier beginnt bereits die Konzentration des Kapitals sich geltend zu machen. Es betrug von 1882—1895 die Zu- oder Abnahme der beschäftigten Personen:

Industriezweig	In Betrieben mit		
	1—5 Personen	6—50 Personen	über 50 Personen
Thierzucht und Fischerei	+ 3,7 %	+ 35,1 %	+ 700,9 %
Bekleidungs- rc. Gewerbe	— 0,6 %	+ 81,5 %	+ 162,0 %
Beherbergungsgewerbe	+ 70,2 %	+ 138,7 %	+ 429,7 %
Handelsgewerbe	+ 47,4 %	+ 89,5 %	+ 177,6 %
Kunst- und Handelsgärtnerei . .	+ 65,0 %	+ 141,6 %	+ 40,8 %
Künstlerische Gewerbe	+ 4,2 %	+ 66,9 %	+ 576,1 %
Industrie der Holz- rc. Stoffe . .	— 3,1 %	+ 118,6 %	+ 138,7 %
Gewerbe überhaupt	+ 10,0 %	+ 76,3 %	+ 86,2 %

Also überall, außer in der Kunstgärtnerei, schreitet der Großbetrieb weit rascher vor als der Kleinbetrieb. Wenn wir von der an Personenzahl geringfügigen Gärtnerei absehen, bleiben von den Gewerben, in denen der Kleinbetrieb sich noch breit macht, nur zwei, in denen seine Personenzahl rascher zunimmt, als die Bevölkerung: das Geschäft der Bierwirthe und das der Kleinkrämer. „Beim Handelsgewerbe“, sagt die Publikation des Reichsstatistischen Amtes über die Hauptergebnisse der gewerblichen Betriebszählung 1895, „sind es die zahlreichen Krämer, die Händler mit Kolonial-, Eß- und Trinkwaaren, welche dem Kleinbetrieb eine so bedeutende Rolle hier verleihen. So sind im Waarenhandel, der alle die genannten Gewerbe mit in sich schließt, an Personen thätig:

Im Ganzen	1 105 423
Davon Alleinhändler	317 460
In Betrieben mit 2 Personen	215 730
„ „ „ 3—5 „	276 085
In Kleinbetrieben überhaupt	809 275

„Die starke Vertretung der Kleinbetriebe im Beherbergungs- und Erquickungsgewerbe rührt her von der Masse kleiner Gast- und Schankwirthe, Logis-, Schlafstellenvermiether u. dgl. Es sind in dieser Gewerbegruppe an Personen thätig:

Im Ganzen	579 958
Davon Alleinwirthe — Vermiether . .	99 407
In Wirthschaften mit 2 Personen . . .	122 194
„ „ „ 3—5 „ . . .	211 175
In kleinen Wirthschaften überhaupt . .	432 776.“

Bemerken wir noch, daß diejenigen Erwerbszweige, die im Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe das Ueberwiegen der Kleinbetriebe verursachen, die Schneiderei, Näherei, Wäscherei und das Friseurgeschäft sind, so haben wir die Elemente jener Zahlen beisammen, welche Bernstein gegen die Marxsche Theorie aufmarschiren läßt.

Marx bemerkt einmal im „Kapital“: „Herr Professor Roscher will entdeckt haben, daß eine Nähmamsell, die während zwei Tagen von der Frau Professorin beschäftigt wird, mehr Arbeit verrichtet, als zwei Nähmamsellen, welche die Frau Professorin am selben Tage beschäftigt. Der Herr Professor stelle seine Beobachtungen über den kapitalistischen Produktionsprozeß nicht in der Kinderstube an, und nicht unter Umständen, worin die Hauptperson fehlt, der Kapitalist.“

Um den Marxismus fortzubilden und wissenschaftlicher zu gestalten, gesellt Bernstein zur Kinderstube die Barbierstube und die Kneipe. Dort läßt ja der Konzentrationsprozeß des Kapitals noch etwas zu wünschen übrig. Erinnern wir uns seines Hinweises, die Vorbedingungen des Sozialismus seien in Deutschland noch nicht gegeben, weil in Handel und Industrie noch Hunderttausende von „Unternehmungen“ mit über vier Millionen Arbeitern übrig blieben, die „privatwirthschaftlich weiter zu betreiben“ wären. Wir wissen jetzt, worin die Mehrzahl dieser „Unternehmungen“ besteht. An der Unmöglichkeit der Verstaatlichung der Obstfrauen, Zimmervermietherinnen, Näherinnen, Wäscherinnen ꝛc. muß der Sozialismus scheitern! Diese Elemente, sie bilden für Bernstein das festeste Bollwerk des kapitalistischen Eigenthums, an ihnen hat man die Gesetze der kapitalistischen Entwicklung zu studiren und nicht an den Bergwerken, Eisenhütten, Spinnereien, Webereien, Maschinenfabriken ꝛc.

Sämmtliche Kleinbetriebe vermehrten sich von 1882—1895 um 51 955. Dagegen betrugen die Kleinbetriebe in den Gruppen:

	1882	1895	Zunahme
Handelsgewerbe	434 785	603 209	168 424
Beherbergung und Erquickung .	163 991	220 655	56 664
Zusammen	598 776	823 864	225 088

Wenn man diese beiden Gruppen vom Gewerbe abzieht, finden wir statt einer Zunahme der Kleinbetriebe um 51 955 eine Abnahme um 175 133.

Das Personal der Kleinbetriebe betrug in den beiden genannten Gruppen:

	1882	1895	Zunahme
Handel	641 696	943 545	301 849
Beherbergung	244 297	432 776	188 479
Zusammen	885 993	1 376 321	490 328

Das Personal aller Kleinbetriebe vermehrte sich in derselben Zeit um 434 847. Rechnen wir dagegen die beiden obigen Gruppen ab, erhalten wir statt einer Zunahme eine Abnahme um 55 481 für den Kleinbetrieb, bei gleichzeitiger Zunahme der Bevölkerung und noch größerer Zunahme des gesammten gewerblichen Personals.

Die Zunahme der Kleinbetriebe im Zwischenhandel und dem Gewerbe der Beherbergung und Erquickung ist aber kein Zeichen der Lebensfähigkeit des Kleinbetriebs, sondern ein Produkt seiner Zersetzung. Die kleinen Krämereien, kleinen Wirthschaften, Zimmervermiethereien u. dergl. bilden zum großen Theil die Zuflucht bankerotter Existenzen oder Mittel, neben der Lohnarbeit des Gatten die Arbeitskraft der Frau zu verwerthen. In dem einen wie in dem anderen Falle tragen sie proletarischen Charakter. Ueberdies werden sie immer abhängiger von der proletarischen Kundschaft, denn das zahlungsfähige Bürgerthum deckt seinen Bedarf in den leistungsfähigeren Betrieben. So werden die kleinen Wirthe und Händler immer proletarischer in ihrem Fühlen und Denken. War ehedem die kleinbürgerliche Denkweise bestimmend für das Proletariat, so tritt jetzt immer mehr das umgekehrte Verhältniß ein.

Dazu trägt auch ein anderer Umstand gerade in jenen Gewerbszweigen bei, in denen noch der Kleinbetrieb überwiegt, ein Umstand, der freilich in der Statistik nicht zum Ausdruck gelangt. Diese zeigt nur die technische Betriebskonzentration, nicht die ökonomische. Ja selbst die technische verzeichnet sie nicht vollständig, denn bei der gewerblichen Betriebszählung wurden dort, wo verschiedene Gewerbe zu einem Betrieb vereinigt waren, seine einzelnen Gewerbszweige als besondere Betriebe gezählt. Desgleichen wurden Filialen und Zweiggeschäfte als selbständige Betriebe angesehen. Die Zahl der Betriebe im Allgemeinen ist also thatsächlich kleiner und die der Großbetriebe größer, als die Zählung angiebt.

Die technische Konzentration ist aber nur eine der Formen der ökonomischen; allerdings ihre vornehmste und vollkommenste. Aber Kapitalskonzentration finden wir auch dort, wo ein Kapitalist technisch selbständige Unternehmungen in ökonomische Abhängigkeit von sich bringt, sie in seinen Dienst zwingt. Wir erinnern z. B. an die Hausindustrie. Nun sehe man sich die oben angeführte Reihe der Gewerbszweige an, in denen der Kleinbetrieb über-

wiegt; man findet, daß es gerade jene sind, in denen die ökonomische Unselbständigkeit der Kleinbetriebe besonders hoch entwickelt ist. So ist die Hausindustrie stark verbreitet in der Industrie der Holz- und Schnitzstoffe (Tischlerei, Korbflechterei, Strohhutflechterei, Drechslerei, Spielwaarenfabrikation u. dergl.) und namentlich in den der Bekleidung und Reinigung dienenden Gewerben (Kleider- und Wäschekonfektion, Putzmacherei, Handschuhmacherei, Schuhmacherei, Wäscherei und Plätterei ꝛc.) Diese Kleinbetriebe sind für die Statistik selbständige Betriebe, für den Oekonomen sind ihre Inhaber nicht Besitzer ihrer Produktionsmittel, sondern die gedrücktesten, am erbärmlichsten gezahlten Lohnarbeiter.

Aber auch im Zwischenhandel und dem „Erquickungsgewerbe“ geht ein ähnlicher Prozeß vor sich, der die einzelnen nominellen Geschäftsinhaber immer mehr in thatsächliche Agenten und Lohnarbeiter einiger Großkapitalisten verwandelt. Die Gastwirthschaften werden immer abhängiger von den großen Brauereien, die ihnen vielfach nicht blos das Bier, sondern das gesammte Inventar vorschießen; überdies werden immer mehr Bierhallen und Restaurants direktes Eigenthum der Brauereien. Die Wirthe werden von den Brauereien angestellte Pächter. Aehnliches geht im Waarenhandel vor sich. Wir haben augenblicklich keine Ziffern aus Deutschland bei der Hand, um diese allgemein bekannte Thatsache zu belegen. Aus London theilt Macrosty in einem Artikel der „Contemporary Review“ mit, „daß die billigen Restaurants Londons in der Hand von vier bis fünf Firmen sind. In der gleichen Lage ist der Londoner Milchhandel, Apotheker und Zigarrenhändler haben das gleiche Schicksal. Eine Gesellschaft allein besitzt hundert Zigarrenläden“ (Londoner „Socialdemocrat“, Mai 1899). Von dieser Entwicklung weiß uns Bernstein nichts zu berichten. Er weist nur darauf hin, daß in England die Zahl der Ladengeschäfte 1875—1886 von 295 000 auf 366 000 stieg.

Bernstein hält uns die Hunderttausende von kleinen Betrieben vor, die auch nach Expropriirung der großen noch privatwirthschaftlich fortzubetreiben wären. Wie viele von den 200 000 kleinen Betrieben der Gruppe Beherbergung und Erquickung würden wohl thatsächlich vom Staatsbetrieb abhängig, wenn man allein die 300 größten Brauereien mit mehr als 50 Personen, welche man 1895 in Deutschland zählte, verstaatlichte? Und daß die Verstaatlichung der Tabakproduktion und des Tabakhandels sich sehr gut mit Tausenden kleiner Zigarrenläden verträgt, weiß in den Ländern des Tabakmonopols jedes Kind. Die Vergesellschaftlichung der Produktion setzt keineswegs die Vorherrschaft des Großbetriebs auf allen Gebieten voraus.

Es bleiben uns als Gewerbe, in denen der Kleinbetrieb noch einigermaßen stark, zu untersuchen die Metallverarbeitung, die Lederindustrie, die

Industrie der Nahrungs- und Genußmittel, das Baugewerbe und das Verkehrsgewerbe. Vom Versicherungsgewerbe mit seinen 22000 Personen können wir wohl absehen.

Für diese liegen uns folgende Zahlen vor:

Industriezweig	Von je 100 Personen entfielen auf Betriebe mit Personen			Absolute Zunahme oder Abnahme der Personenzahl in Prozenten von 1882—1895 in Betrieben mit		
	1—5	6—50	über 50	1—5	6—50	über 50
Metallverarbeitung 1882	62,8	18,7	18,5			
1895	44,6	24,6	30,8	— 1,2	+ 83,4	+ 131,3
Relat. Zu- oder Abnahme	— 18,2	+ 5,9	+ 1,23			
Lederindustrie . . 1882	62,9	21,3	15,8			
1895	50,6	24,9	24,5	+ 6,2	+ 54,2	+ 104,5
Zunahme oder Abnahme	— 12,3	+ 3,6	+ 8,7			
Industrie der Nahrungs- u. Genußmittel 1882	60,3	19,6	20,1			
1895	51,9	23,9	24,2	+ 18,0	+ 67,6	+ 66,0
Zunahme oder Abnahme	— 8,4	+ 4,3	+ 4,1			
Baugewerbe . . . 1882	46,0	36,1	17,9			
1895	27,0	39,6	33,4	+ 15,3	+ 114,6	+ 264,9
Zunahme oder Abnahme	— 19,0	+ 3,5	+ 15,5			
Verkehrsgewerbe . 1882	64,1	17,3	18,6			
1895	54,0	18,0	28,0	+ 10,8	+ 37,6	+ 97,0
Zunahme oder Abnahme	— 10,1	+ 0,7	+ 9,4			

In allen diesen Gewerbszweigen finden wir eine starke relative Abnahme der Personenzahl des Kleinbetriebs. In der Metallverarbeitung ist sie sogar eine absolute. Ihr entspricht dort noch eine stärkere Abnahme der Betriebszahl. Während die Personenzahl der Kleinbetriebe sich um 1,2 Prozent (3401) verringerte, nahmen die Kleinbetriebe selbst um 7,6 Prozent (11889) ab. In den anderen der obigen Gewerbszweige hat der Kleinbetrieb absolut zugenommen, aber längst nicht in dem Maße, wie die Mittel- und Großbetriebe. Namentlich im Baugewerbe, das doch als ein Hort des Handwerks betrachtet wird, ist die relative Abnahme der Kleinbetriebe eine auffallende.

Beim Verkehrsgewerbe ist die Anzahl des Personals der Kleinbetriebe deshalb eine relativ so starke, weil die größten Betriebe — Eisenbahnen, Telegraphen, Post — von der Gewerbezählung ausgeschlossen blieben. Ueberhaupt wurden öffentliche Betriebe, die nicht gewerbemäßig betrieben werden,

nicht mitgezählt, so Gemeindeanstalten für Wasserversorgung, Kehrichtabfuhr, Schlachthäuser u. s. w., also gerade Betriebe, die zu den größten ihrer Art gehören.

Das Verkehrsgewerbe enthält aber nicht blos Riesenbetriebe, die ungezählt blieben, sondern auch zahlreiche Zwergbetriebe, die ökonomisch bedeutungslos sind und kaum den Namen von Unternehmungen verdienen. Von den 3945 Leichenbestattungs- und Todtengräberbetrieben sind 3674 Alleinbetriebe, von den 10514 Dienstmanns- und Lohndiener-„Betrieben" 10200 Alleinbetriebe, von 18737 des Personenfuhrwerks und der Posthalterei 9532. Sollen wir also neben den Obstfrauen, Zimmervermietherinnen und Friseuren auch die Todtengräber, Dienstmänner und Droschkenkutscher zu der Armee der Hunderttausende von Kleinbetrieben zählen, die sich dem Sozialismus dräuend in den Weg stellt?

Nur die Industrie der Nahrungs- und Genußmittel scheint dem Kleinbetrieb günstig zu sein. Hier ist seine absolute Zunahme unter den zuletzt betrachteten Gewerbszweigen am größten und — ein Ausnahmsfall, der nur in der Gärtnerei wiederkehrt — der Großbetrieb in langsamerer Zunahme begriffen als der Mittelbetrieb.

Aber von der Million Personen, welche auf diese Gruppe entfallen, gehören 153080 der Tabakfabrikation an; hier ist der Kleinbetrieb kapitalistisch ausgebeutete Hausindustrie. Anderseits haben wir hier die Brauerei mit 97682 Personen und die Zuckerfabrikation mit fast ebenso vielen (95162). Diese sind Domänen des Großbetriebs. Ebenso ist dieser rasch im Vordringen auf dem Gebiet der Müllerei (110267 Personen). So bleiben unter den größeren Berufszweigen dieser Gruppe nur die Bäckerei (mit der Konditorei 261916 Personen) und die Fleischerei mit 178873 Personen als Domänen eines selbständigen Kleinbetriebs. Aber dieselbe Ursache, die den Kleinbetrieb in diesen beiden Gewerben begünstigt, ihre Monopolstellung auf einem engbegrenzten lokalen Markte, erzeugt so viele Mißstände, die immer lauter nach Abhilfe durch Vergesellschaftlichung schreien, daß diese die beiden unbestrittensten Domänen des Kleinbetriebs früher verschlingen kann als manchen Gewerbszweig, in dem der Großbetrieb stärker vorherrscht. Die Entwicklung des Konsumvereinswesens und kommunaler Sozialpolitik dürfte auf diesem Gebiet rasch aufräumen.

In der Fleischerei haben die kommunalen Schlachthäuser bereits vorgearbeitet und die wichtigsten Funktionen des Fleischers sozialisirt. Aber selbst wenn dieser Prozeß nicht fortschritte, würde die Entwicklung zum Großbetrieb vor Fleischerei und Bäckerei nicht Halt machen. Auch hier beginnt die Konzentration des Kapitals sich geltend zu machen. Man fand bei der Berufszählung in der

		Selbständige	Lohnarbeiter	Von je 100 beschäftigten Personen waren Selbständige
Bäckerei	1882	74 283	109 047	40,5
	1895	84 605	163 982	34,1
Fleischerei	1882	60 634	69 997	46,4
	1895	69 277	107 394	39,2

Man fasse alle diese Ziffern zusammen und frage sich dann, ob Bernstein ein Recht hat, zu behaupten, das von Marx gezeichnete Bild der kapitalistischen Konzentration entspreche nicht der Wirklichkeit (S. 47), es sei einseitig, die Ausbreitung und Ausdehnung der Großbetriebe stelle nur die eine Seite der wirthschaftlichen Entwicklung dar (S. 60). Wenn je eine Theorie eine glänzende Bestätigung fand, so die Marxsche in den Zahlen der deutschen Berufs- und Betriebszählungen. Bernstein aber, der jene Theorie mit vollster Ueberzeugung verfocht, so lange sie durch diese Zahlen nicht bestätigt war, fängt in dem Moment an, an ihr zu zweifeln, wo es am offenkundigsten wird, daß sie der getreue Spiegel der Wirklichkeit ist.

Aber die Landwirthschaft? Bedeutet sie nicht den Bankerott der Marxschen Theorie?

Da liegt die Sache allerdings nicht so klar wie im Gewerbe. Noch 1864 rief Marx in der Inauguraladresse der Internationalen Arbeiterassoziation den Arbeitern zu: „Schlagt die amtlichen Listen (Englands) von 1861 auf und Ihr werdet finden, daß die Anzahl der Grundeigenthümer in England und Wales von 16 934 Personen im Jahre 1851 auf 15 066 im Jahre 1861 zusammengeschmolzen ist, so daß die Konzentration des Grundbesitzes in 10 Jahren um 11 Prozent zugenommen hat. Wenn die Vereinigung des gesammten Grundbesitzes in den Händen Weniger in diesem Verhältniß fortschreiten sollte, so wird allerdings dadurch die Grund- und Bodenfrage sehr vereinfacht werden."

Zu dieser Vereinfachung sollte es jedoch nicht kommen. Eine Reihe von Umständen, die eintraten, seitdem obige Zeilen geschrieben worden, vor Allem die überseeische Lebensmittelkonkurrenz und die allgemeine Landflucht der Landarbeiter hemmen die Konzentration des Grundbesitzes wie die der landwirthschaftlichen Betriebe. Statt sich zu vereinfachen, komplizirt sich die Agrarfrage immer mehr, wird die verwickeltste und schwierigste unter den Fragen, an deren Lösung zu arbeiten die Sozialdemokratie berufen ist.

Aber Folgendes, glauben wir, kann man mit Bestimmtheit behaupten. Wie immer die agrarischen Verhältnisse sich entwickeln mögen, die Landbevölkerung wird immer weniger die gesammte soziale Entwicklung beein-

flussen, schon deswegen, weil sie an Zahl relativ, hin und wieder sogar absolut, zurückgeht. Das ist ein nothwendiger Prozeß nicht blos in den Industrieländern, welche Industrieprodukte für den Export produziren und dafür unter Anderem Lebensmittel und Rohstoffe eintauschen. Die ganze ökonomische Entwicklung strebt dahin, dem Landwirth eine Funktion nach der anderen abzunehmen und der waarenproduzirenden Industrie, namentlich der Großindustrie, zuzuweisen. Sie ruinirt zuerst die dem Selbstgebrauch dienende Hausindustrie des Bauern; er verspinnt nicht mehr seinen Flachs und seine Wolle, bereitet nicht mehr den Haustrunk aus eigenen Früchten u. s. w. Nach seiner Produktion für den Selbstgebrauch kommt die für den Markt daran; auch sie fällt eigenen Gewerben zu. Die Milch seiner Kühe wird nicht mehr auf dem Hofe verbuttert, sondern in der Molkerei; der Wein wird nicht mehr im Keller des Winzers trinkreif, sondern in dem des Weinhändlers. Schließlich kommt die Industrie gar so weit, sogar Rohprodukte zu erzeugen oder zu ersetzen, die der Landwirth produzirte. Sie verdrängt die Farbpflanzen durch Produkte des Steinkohlentheers, sie erlaubt in der Wein- und Biererzeugung an Trauben und Hopfen zu sparen, sie setzt an Stelle haferverzehrender Pferde Fahrräder, Automobilen, elektrische Bahnen und Pflüge 2c. 2c. Dazu kommt, daß in der Agrikultur selbst die Maschine, der künstliche Dünger, Drainirung und andere Behelfe Eingang finden, die der Industrie entstammen. Ein Theil, und zwar ein immer größerer Theil der in der Landwirthschaft thätigen Kräfte und der bisher von der Landwirthschaft erzeugten Produkte wird durch die Industrie erzeugt. Alles das muß bewirken, daß in den modernen Ländern die landwirthschaftliche Bevölkerung immer mehr zurückgeht.

In Deutschland ist das in solchem Maße der Fall, daß, vom Standpunkt der Gesammtgesellschaft aus gesehen, die der Konzentration entgegenwirkenden Momente dadurch völlig überwunden werden.

Von je hundert Erwerbsthätigen waren im Deutschen Reiche

	Selbständige		Gehilfen	
	1882	1895	1882	1895
Landwirthschaft . .	27,78	30,98	72,22	69,02
Industrie	34,41	24,90	65,59	75,10
Handel	44,67	36,07	55,33	63,93
Im Ganzen	32,03	28,94	67,97	71,06

Trotzdem also in der Landwirthschaft die Zahl der Selbständigen erheblich zunahm, verringerte sie sich doch bedeutend für die Gesammtheit, einmal in Folge des fortschreitenden Konzentrationsprozesses in Handel und

Industrie und dann der absoluten Abnahme der Landbevölkerung. Diese zählte 1882 noch 19225455 Köpfe, darunter 8236496 Erwerbsthätige, 1895 dagegen nur noch 18501307, darunter 8292692 Erwerbsthätige. Im gleichen Zeitraum stieg die Gesammtheit der Bevölkerung von 45200000 auf 51800000, die der Erwerbsthätigen von 19 Millionen auf 23 Millionen. Die landwirthschaftliche Bevölkerung machte 1882 noch 42,5 Prozent der Gesammtbevölkerung aus, 1895 nur noch 35,7, die Zahl der Erwerbsthätigen in der Landwirthschaft 1882 43,4 Prozent aller Erwerbsthätigen, 1895 blos 36,2.

Ueberdies aber sind die Zahlen, welche die Zunahme der Selbständigen in der Landwirthschaft anzeigen, keine einwandsfreien, wie sich zeigt, wenn man ins Detail geht. Man zählte:

Personen, welche Landwirthschaft im engeren Sinne im Hauptberuf ausüben	1882	1895	Zunahme oder Abnahme
Selbständige	2252531	2522539	+ 270008
Angestellte	47465	76978	+ 29513
Arbeiter insgesammt	5763970	5445924	— 318046
Davon Familienangehörige, in der Wirthschaft mitthätig	1934615	1898867	— 35748
Knechte und Mägde	1589088	1718885	+ 129797
Taglöhner mit Land	866493	382872	— 483621
" ohne "	1373774	1445300	+ 71534
Zusammen	8063966	8045441	— 18525

Auffallend bei diesen Zahlen ist die enorme Abnahme der Taglöhner mit Land, die binnen 13 Jahren um weit mehr als die Hälfte abgenommen haben sollen! In der That muß die Reichsstatistik zugeben, daß diese Abnahme wenigstens zum Theil nur eine scheinbare ist, darauf beruhend, daß die Zählung 1895 nach einer etwas anderen Methode erfolgte, als 1882.

1882 fielen unter die Rubrik a T die Taglöhner, die zugleich selbständige Landwirthschaft betrieben. Dabei aber „erfuhr man nicht, ob diese Leute im Hauptberuf selbständig waren oder nur nebenbei taglöhnerten, wie z. B. die Heuerleute, oder ob sie umgekehrt der Hauptsache nach Taglöhner waren und nur als selbständige Landwirthe im Nebenberuf geführt waren". (Die berufliche ꝛc. Gliederung des deutschen Volkes. Statistik des Deutschen Reichs, N. F., Bd. 111, S. 58.) In der Zählung von 1895 wurden dagegen beide Elemente streng gesondert und daher eine Anzahl von Landwirthen den Selbständigen zugerechnet, die 1882 auf die Liste der Taglöhner gesetzt worden. Daher „erscheint die Zahl der Selbständigen 1882 etwas zu niedrig" (a. a. O., S. 61), aber dementsprechend auch die der Lohnarbeiter zu hoch.

Der ganze Vorgang ist bezeichnend dafür, wie sehr auf dem Lande die Grenzen von Lohnarbeit und selbständiger Landwirthschaft ineinander überfließen.

Es läßt sich heute nicht mehr feststellen, um wie viel 1882 die Selbständigen zu schwach, die Arbeiter zu stark erschienen, unbeträchtlich dürften die Differenzen zwischen Zählung und Wirklichkeit nicht sein, wenn wir erwägen, daß von 1882 bis 1895 die Zahl der Knechte und der Taglöhner ohne Land zunahm, indeß gerade die Zahl der Taglöhner mit Land eine so schreiende Abnahme aufweist. Rechnen wir 1882 wie 1895 die letzteren zu den Selbständigen, dann erhalten wir 1882 die Summe von 3 119 024, 1895 dagegen von 2 905 411, also statt der Zunahme von 270 008 eine Abnahme von 213 613; dagegen beträgt die Summe der Knechte und Mägde, die nicht Familienangehörige sind, und der Taglöhner ohne Land 1882 2 962 862 und 1895 3 164 185, also eine Zunahme von 201 323.

Die Zahl der echten Proletarier hat demnach zugenommen; dagegen ist die Zahl der Selbständigen sammt den zwischen ihnen und dem Proletariat liegenden Zwitterschichten im Abnehmen, ohne daß sich deutlich erkennen ließe, ob diese Abnahme mehr auf Kosten der ersteren als der letzteren vor sich geht. Jedenfalls deuten diese Zahlen auf eine Verschärfung der sozialen Gegensätze auch in der Landwirthschaft hin.

Die Bewegung ist aber eine langsamere, die Verschiebungen weniger bedeutend als in Handel und Industrie.

Auch wenn wir zur Betriebsstatistik übergehen, finden wir nur unmerkliche Verschiebungen in den einzelnen Größenklassen verzeichnet, und zwar verschiedene in den verschiedenen Ländern, ja Landestheilen. So verändert sich die landwirthschaftlich benützte Fläche:

In Deutschland von 1882—1895

Größenklasse		
unter 2 Hektar	— 17494	Hektar
„ 2— 5 „	— 95781	„
„ 5— 20 „	+ 563477	„
„ 20—100 „	— 38333	„
über 100 „	+ 45533	„

In Frankreich 1882—1892

Größenklasse		
unter 1 Hektar	+ 243420	Hektar
„ 1— 5 „	— 108434	„
„ 5—10 „	— 13140	„
„ 10—40 „	— 532243	„
über 40 „	+ 197288	„

In England 1885—1895

Größenklasse					
1— 5	Acres	(0,40— 2	Hektar)	— 22885	Acres
5— 20	„	2— 8	„	+ 10880	„
20— 50	„	8— 20	„	+ 40449	„
50—100	„	20— 40	„	+ 138683	„
100 - 300	„	40 - 120	„	+ 217429	„
300—500	„	120—200	„	— 127223	„
über 500	„	über 200	„	— 226807	„

In Frankreich ist also die Entwicklung eine ganz andere als in Deutschland und England. In jenen beiden Ländern gewinnen die Mittelbetriebe an Boden, in Frankreich die kleinsten, proletarischen, und die großen, kapitalistischen.

Innerhalb Deutschlands selbst finden wir dort, wo der Großbetrieb vorherrschend, die Tendenz zu seinem Rückgang, und dort die Tendenz zu seinem Vordringen, wo er geringfügig, also in Ostelbien die erstere, in Süd- und Westdeutschland die letztere Tendenz.

Von je 100 Hektar landwirthschaftlich benutzter Fläche des betreffenden Staates und Landestheils entfielen auf die Betriebe mit mehr als 100 Hektar:

	1882	1895	
Ostpreußen	38,60	39,47	+ 0,87
Westpreußen	47,11	43,66	— 3,45
Brandenburg	36,32	35,24	— 1,08
Pommern	57,42	55,13	— 2,29
Posen	55,37	52,19	— 3,18
Schlesien	34,41	33,86	— 0,55
Mecklenburg-Schwerin	59,89	59,95	+ 0,06
Mecklenburg-Strelitz	60,89	60,68	— 0,21

Also mit Ausnahme von Ostpreußen und Mecklenburg-Schwerin überall eine Abnahme. Dagegen in:

	1882	1895	
Hannover	6,92	7,14	+ 0,22
Westfalen	4,77	5,30	+ 0,53
Hessen-Nassau	6,69	7,34	+ 0,65
Rheinland	2,67	3,51	+ 0,84
Bayern	2,26	2,57	+ 0,31
Württemberg	2,00	2,14	+ 0,14
Baden	1,80	3,06	+ 1,26
Elsaß-Lothringen	7,31	7,38	+ 0,07

Die anderen Staaten zeigen entweder gar keine Verschiebungen (Sachsen, Hessen) oder sind zu klein, um brauchbare Resultate zu ergeben. Bemerkenswerth sind überall im Süden und Westen die Plus. Wo die bäuerliche Wirthschaft vorherrscht, finden wir eine, wenn auch schwache Tendenz zum Vordringen des Großbetriebs. Wo der große Grundbesitz vorherrscht, wiegt die Tendenz zum Verkleinern der Betriebsfläche vor. Dies ist aber keineswegs gleichbedeutend mit Verkleinerung des Betriebs. Wir finden in Ostelbien heute zwei Tendenzen wirkend: einmal die nach Intensifikation des Betriebs, also Verstärkung seines kapitalistischen Charakters. Für intensive Wirthschaft sind aber viele der ostelbischen Güter zu groß; überdies fehlt es den Besitzern an Kapital. Das nöthige Geld wird gewonnen und die Gutsfläche entsprechend gestaltet durch Verkauf der Ländereien, die vom Gutsmittelpunkt weiter abgelegen sind, an kleine Landwirthe.

Aber dieselbe Entwicklung der Kommunikationsmittel, welche die ostelbische Landwirthschaft der Konkurrenz einer höher entwickelten aussetzt und diese dadurch zur Intensifikation des Betriebs zwingt, entführt ihr die nothwendigste Vorbedingung dazu, die Arbeiter. Daher die Versuche, diese an die Scholle zu fesseln durch Gewährung von Rentengütern und ähnlichen Einrichtungen. Daher aber auch der Bankerott des Großbetriebs dort, wo dies nicht gelingt. In dem einen wie in dem anderen Falle haben wir wieder Parzellirung von großem Grundbesitz. Es ist also gerade die Entwicklung zu modernem kapitalistischem Betrieb, die in Ostelbien die Vermehrung der Kleinbetriebe begünstigt, die Fläche der Großbetriebe einschränkt.

Nichts weist darauf hin, daß wir dem Untergang des Großbetriebs, aber auch nichts, daß wir einer Aufsaugung der Kleinbetriebe entgegengehen. Keine der einzelnen Betriebsgrößen gewinnt entschieden und allgemein an Boden. Ein Rückgang hier wird paralysirt durch ein Fortschreiten dort.

Wenn wir blos die Statistik der Bodenflächen betrachten, dann hat es den Anschein, als entwickle sich die Landwirthschaft gar nicht, als stehe sie still. Aber auch sie macht eine Entwicklung durch und zwar in der Richtung wachsender Abhängigkeit von der Industrie.

Das Ideal eines selbständigen Kleinbetriebs, die Wirthschaft einer Bauernfamilie, die ohne Lohnarbeiter alles Wesentliche produzirt, was sie braucht, ist dahin; noch im Anfange unseres Jahrhunderts war diese Wirthschaftsform in Europa die herrschende, heute ist sie so gut wie völlig verschwunden.

An Stelle des Bauern, der Landwirth und Handwerker in eigener Person ist, tritt der Bauer, der nur noch Landwirth ist, und in der Landwirthschaft selbst finden wir immer größere Spezialisirung der Waare, die der einzelne Betrieb für den Markt produzirt; der Bauer wird immer abhängiger vom Markte, das heißt von der Gesellschaft, seine Arbeit wird immer mehr ein Theil des großen gesellschaftlichen Arbeitsprozesses, den die Waarenproduktion darstellt, eines Prozesses, der von der Industrie beherrscht wird.

An Stelle des Bauern, der blos mit den Kräften der Familie und nur für sich arbeitet, tritt auf der einen Seite der Bauer, der mit gedungenen Lohnarbeitern schafft, auf der anderen Seite der Zwergbauer, dessen Betrieb nur noch ein Anhängsel des Haushalts ist, der sein Geldeinkommen aus dem Verkauf seiner Arbeitskraft zieht, indem er Lohnarbeiter in der Land- oder Forstwirthschaft wird, Wandergänger oder Hausindustrieller, oder schließlich Arbeiter in einem jener großindustriellen Betriebe, die immer mehr aufs flache Land vordringen. So gerathen die Zwergbauern wie die größeren Bauern in steigende Abhängigkeit von der Industrie. Das wird durch folgende Ziffern

beleuchtet, welche die Durchschnittszahlen für das Reich und die größeren Bundesstaaten, sowie die Zahlen für einige Regierungsbezirke geben. Zunächst die ersteren: Von 100 Inhabern landwirthschaftlicher Betriebe sind hauptberuflich thätig:

	Selbständige Landwirthschaft	Lohnarbeit			
		Landwirthschaft	Industrie	Sonstige	Insgesammt
Deutsches Reich . . .	44,96	12,90	14,23	3,96	31,09
Preußen	40,62	16,39	15,82	4,19	36,40
Bayern	64,79	5,19	6,02	2,20	13,41
Sachsen	38,54	4,63	19,34	4,56	28,53
Württemberg	59,53	3,53	7,80	2,32	13,65
Baden	59,80	3,69	10,38	3,21	17,28
Hessen	44,89	8,79	13,34	4,21	26,34
Elsaß-Lothringen . . .	52,35	6,51	14,59	3,46	24,56
Nun einige Regierungsbezirke:					
Reg.-Bez. Magdeburg .	25,85	22,88	20,73	5,30	48,91
" Merseburg .	29,13	17,73	24,79	4,07	46,59
" Erfurt . . .	32,87	11,59	17,32	4,30	32,21
" Hildesheim .	26,08	14,38	22,41	7,65	44,44
" Münster . .	44,40	5,67	20,51	3,70	29,83
" Arnsberg . .	16,19	3,89	45,43	6,15	55,47
" Düsseldorf .	21,11	5,74	31,95	5,14	42,83

Außerhalb Preußen finden wir innerhalb Bayerns die meisten industriellen Lohnarbeiter als Inhaber landwirthschaftlicher Betriebe in der Pfalz (14,11 Prozent aller Betriebsinhaber gegen 47,57 Prozent selbständige Landwirthe und 6,06 Prozent Landarbeiter); in Sachsen in der Kreishauptmannschaft Dresden (22,15 Prozent aller landwirthschaftlichen Betriebe im Besitz von Industriearbeitern gegen 34,51 Prozent selbständige Landwirthe und 9,16 Prozent Landarbeiter), in Württemberg im Neckarkreis (8,75 Prozent gegen 58,73 Prozent und 3,14 Prozent), in Baden im Bezirk Karlsruhe (14,28 Prozent gegen 60,43 Prozent und 2,16 Prozent), in Hessen in der Provinz Starkenburg (19,20 Prozent gegen 37,69 Prozent und 8,41 Prozent). Bemerkenswerth durch das Ueberwiegen der Industriearbeiter als Inhaber landwirthschaftlicher Betriebe über die selbständigen Landwirthe sind unter den kleineren Staaten:

	Selbständige Landwirthe	Industriearbeiter
Braunschweig . . .	21,77 Prozent	25,82 Prozent
Anhalt	20,07 "	28,06 "
Reuß ä. L.	29,34 "	31,18 "
Schaumburg-Lippe .	23,54 "	30,08 "
Lippe	31,96 "	36,36 "

Man sieht, wie irrthümlich es ist, jeden Inhaber eines landwirthschaftlichen Betriebs als Bauern zu rechnen. Die Bauern bilden nicht nur die Minderheit der landwirthschaftlichen Bevölkerung, deren Erwerbsthätige in 31 Prozent Selbständige und 69 Prozent Lohnarbeiter zerfielen, sie bilden auch nicht die Mehrheit der Inhaber der landwirthschaftlichen Betriebe im Reiche (selbständige Landwirthe blos 45 Prozent); sie sind in industriellen Gegenden sogar weniger zahlreich als die landwirthschaftliche Betriebe besitzenden Lohnarbeiter der Industrie.

Von 5558317 landwirthschaftlichen Betrieben waren 1895 nur 2499130 im Besitze selbständiger Landwirthe. Die Zahl der selbständigen Landwirthe mit einem Nebenerwerb betrug 504164. Es ist also eine kolossale Uebertreibung, wenn Bernstein von „über fünf Millionen" landwirthschaftlichen Betrieben „privatwirthschaftlichen Charakters" spricht, die übrig blieben, wenn man alle Betriebe von über 20 Hektar verstaatlichte. Circa drei Millionen der landwirthschaftlichen Betriebe sind bloße Anhängsel der Haushaltung, dienen nicht oder nicht in erheblichem Maße der Waarenproduktion, also der „privatwirthschaftlichen" Produktion. Der Sozialismus bedeutet die Organisation der gesellschaftlichen Arbeit, also der Waarenproduktion. Die Organisation der Arbeiten des privaten Haushalts ist nicht eines der nächsten Probleme für ihn. Ebenso wenig wie an den „Unternehmungen" der Obstfrauen, Friseure und Kastanienbrater wird der Sozialismus an den Krautgärten und Kartoffeläckern der ländlichen Industriearbeiter und der Landarbeiter scheitern.

Aber bleiben nicht immer noch über zwei Millionen Betriebe, die man als bäuerliche bezeichnen kann? Allerdings, indeß auch sie gerathen in eine steigende Abhängigkeit vom Großbetrieb, wenn auch in anderer Weise wie die Zwergbauern.

Eine der auffallendsten Erscheinungen der modernen ökonomischen Entwicklung ist der Rückgang der Grundrente, ja oft auch des landwirthschaftlichen Profits, der Rentabilität der Landwirthschaft. Um so dringender wird es für den landwirthschaftlichen Unternehmer, das Betriebsdefizit durch eine profitablere Erwerbsthätigkeit zu decken, und er findet als solche die Industrie, landwirthschaftliche Industrie, der er die Produkte seiner Landwirthschaft als Rohmaterial zuführt.

In derselben Richtung treibt ein weiteres Moment, die wachsende Leutenoth. Die Landwirthschaft verliert die Kraft, ihre Arbeiter an die Scholle zu fesseln und die Industrie bietet diesen eine kulturell höhere Existenz als jene. Nur das Einwurzeln einer Industrie vermag die Lohnarbeiter auf dem flachen Lande zurückzuhalten.

Die Vereinigung von Landwirthschaft und Industrie wird daher immer mehr eine Lebensfrage für die erstere; nachdem der Großgrundbesitz voran-

gegangen, bestreben sich jetzt auch die kleineren Betriebe, vermöge der Genossenschaften der Vortheile dieser neuen Betriebsform theilhaftig zu werden.

Die Industrie, als die profitablere, modernere Produktionsweise, erweist sich in dieser Verbindung aber als der stärkere Faktor, die Landwirthschaft wird immer abhängiger von ihm, und da in der landwirthschaftlichen Industrie dieselbe Konzentrationstendenz herrscht, wie in jeder anderen, geräth auf diesem Wege auch die Landwirthschaft in das Bereich der gleichen Tendenz.

Aus der Statistik der Betriebsflächen läßt sich das freilich nicht erkennen. So wie sie keinen Unterschied macht zwischen dem kapitalistisch ausgebeuteten Hausindustriellen und dem selbständigen Handwerker, der Kundenarbeit verrichtet, so läßt sie auch nicht erkennen, ob ein bäuerlicher Betrieb noch völlig selbständig ist oder nur mehr ein Theil eines großen gesellschaftlichen Betriebs. Trotzdem ist die Tendenz nach wachsender Abhängigkeit der landwirthschaftlichen von industriellen Betrieben eine so starke und offenkundige, daß sie eines Beweises gar nicht mehr bedarf.

Wenn sich nach Ausscheidung der nicht selbständigen Landwirthe die Zahl der landwirthschaftlichen Betriebe, die in einer sozialistischen Gesellschaft „privatwirthschaftlich“ weiter zu betreiben wären, von fünf auf zwei Millionen reduzirt, so würde die Zahl der letzteren wieder merklich sinken, wenn man alle jene ausschiede, die von einem industriellen Betrieb abhängig sind. Wenn man die 400 Zuckerfabriken verstaatlicht, so bringt man damit auch die 113 244 Betriebe, die Zuckerrüben anbauen, in vollste ökonomische Abhängigkeit von der Staatswirthschaft. An genossenschaftlichen und Sammelmolkereien sind 148 082 Betriebe betheiligt. Wie viele Produzenten von Milch, Gemüsen, Früchten sind heute nur noch Theilarbeiter der großen Konservenfabriken u. s. w.! Daneben sind jene landwirthschaftlichen Betriebe in Betracht zu ziehen, die nicht in direkter ökonomischer Verbindung mit einem bestimmten *Industriebetrieb* stehen, die aber in ihrem Bestand von einem bestimmten *Industriezweig* abhängen. Sobald diese reif werden zur Verstaatlichung, müssen jene, wenn auch nicht juristisch, so doch thatsächlich ihnen folgen. In den Ländern des Tabakmonopols sind zwar blos die Tabakfabriken Großbetriebe, aber die kleinen Tabakpflanzer sind nicht „Herren im eigenen Hause“, sondern im Anbau und der Verwerthung ihres Produkts vollständig den staatlichen Behörden unterworfen. In Deutschland würde ein Tabakmonopol über 150 000 Tabakpflanzer in sehr wichtigen Stücken der „Privatwirthschaft“ entziehen.

Zu alledem gesellt sich noch ein Moment. Die kapitalistische Produktionsweise hat die Tendenz, das Grundeigenthum und den landwirthschaftlichen Betrieb in der Weise zu trennen, daß Grundbesitzer und Landwirth zwei verschiedene Personen werden. Das liegt klar zu Tage beim Pachtsystem, aber thatsächlich wird dasselbe erreicht durch das Hypothekensystem. Die Funktionen

des Hypothekengläubigers entsprechen denen des Grundbesitzers unter dem Pachtsystem; sie sind hier wie dort gleich einfach: Einstecken der Grundrente ohne jegliches Eingreifen in den Produktionsprozeß. Je weiter das Pachtsystem entwickelt ist, je weiter die Hypothekenverschuldung vorgeschritten, desto zahlreicher jene Landwirthe, die kein Interesse mehr am Privateigenthum an Grund und Boden haben, sondern vielmehr, wenigstens in einem Staatswesen, in dem sie gehört werden, ein Interesse an der Verstaatlichung hier des Grundeigenthums, dort der Hypothekenschulden, was allerdings noch nicht den Sozialismus in der Landwirthschaft, aber in einem demokratischen Staate schon einen erheblichen Schritt dahin bedeutet.

Da ist es nun bemerkenswerth, daß das Pachtsystem zunimmt. Man zählte 1895 im Deutschen Reiche landwirthschaftliche Betriebe:

	Mit ausschließlich gepachtetem Boden	Mit ganz oder theilweise gepachtetem Boden	Mit ausschließlich eigenem Boden
1882	829137	2322899	2953445
1895	912959	2607210	2951107
Zu- oder Abnahme	+ 83822	+ 284311	— 2338
Von je 100 Betrieben entfielen auf die einzelnen Kategorien			
1882	15,7	44,02	55,98
1895	16,4	46,91	53,09
Zu- oder Abnahme	+ 0,7	+ 2,89	— 2,89

Daß die hypothekarische Verschuldung der Landgüter zunimmt, ist bekannt. Um einem Mißverständniß vorzubeugen, sei bemerkt, daß die Verschuldung nicht nothwendig Niedergang der Landwirthschaft bedeutet. Sie kann ebenso wie das Steigen der Bodenpachten einem Steigen der Grundrente, einem Fortschritt der Landwirthschaft entspringen. Aber das Wachsen der Hypothekenschulden beweist auf jeden Fall, daß der Prozeß der Loslösung der Landwirthschaft vom Grundbesitz, die Verselbständigung der Grundrente weiter vor sich geht und das Interesse des Landwirths an dem privaten Grundeigenthum sich verringert. Wenn in Preußen innerhalb zehn Jahren (1886 bis 1895) die ländlichen Grundstücke mit 1½ Milliarden Mark neu belastet wurden, so ist eben in diesem Zeitraum thatsächlich Grundeigenthum in diesem Werthe von den Landwirthen an die Hypothekengläubiger übergegangen.

Gleichzeitig geht aber, und das weit rascher, als die Konzentration der Bodenflächen einzelner Betriebe, die Konzentration der Hypothekenschulden in den Händen einiger Banken, Sparkassen und dergleichen vor sich.

Dieser Konzentrationsprozeß ist unbestritten. Man hat freilich darauf hingewiesen, daß die Hypothekenbanken nicht die eigentlichen Gläubiger der

Landwirthe seien, sondern nur die Vermittler zwischen ihnen und den einzelnen Kapitalisten, welche die Pfandbriefe kaufen. Das macht allerdings einen großen Unterschied für die Kapitalisten, nicht aber für die Landwirthe. Sie haben mit der Bank zu thun und nicht mit den Inhabern der Pfandbriefe. Sie ist es, die ihnen den Mehrwerth abnimmt, die ihre Güter subhastirt, wenn sie die Zinsen nicht zahlen können. An Stelle der komplizirten und unendlich variirenden persönlichen Beziehungen Hunderttausender von Bauern zu Hunderttausenden von Dorfwucherern haben wir uniforme Beziehungen der Ersteren zu einigen wenigen bureaukratischen Zentralanstalten, die jetzt schon staatlich beeinflußt und kontrollirt werden, deren Verstaatlichung technisch eine sehr einfache Sache ist.

So sehen wir, daß der Konzentrationsprozeß des Kapitals auch auf dem flachen Lande nicht müßig ist. Freilich, die Erwartung, der Marx bei der Gründung der „Internationale" Ausdruck gab, hat sich nicht erfüllt; die Vereinfachung der Agrarfrage durch Konzentration der gesammten Bodenfläche in wenigen Händen ist nicht eingetreten. Aber dennoch wirkt die Konzentration des Kapitals auf die Einverleibung der Landwirthschaft in den gesellschaftlichen Produktionsprozeß hin, einmal durch Verwandlung der Kleinbauern in Lohnarbeiter, durch steigende Verquickung von Landwirthschaft und Industrie, durch Zunahme des Pachtsystems und der Hypothekenschulden, die immer mehr in großen gesellschaftlichen Instituten zentralisirt werden.

Zu jener Einfachheit und Klarheit der Verhältnisse, wie in der Industrie, werden wir in der Landwirthschaft freilich nie gelangen. Unzählige Tendenzen und Gegentendenzen wirken da durcheinander und gegeneinander, die Klassenverhältnisse sind zwitterhaft, namentlich dort, wo das Pachtsystem wenig entwickelt, wo die Masse der Unternehmer und vielfach auch der Lohnarbeiter noch Antheil am Grundeigenthum hat. Der Wechsel der Jahreszeiten bringt oft Wechsel der Klassenverhältnisse mit sich. In dem einen Monat kann derselbe Landmann Unternehmer sein, im nächsten Lohnarbeiter; nimmt man dazu noch die lokale Isolirung und als deren Folgeerscheinung die lokale Verschiedenheit der Verhältnisse auf dem flachen Lande, dann begreift man die Schwierigkeit für das ländliche Proletariat, zu einem entschiedenen Klassenbewußtsein zu gelangen.

Ueber die Schwierigkeiten der Landagitation und der Feststellung ihrer theoretischen Grundlagen brauchen wir uns nicht zu täuschen. Aber nichtsdestoweniger steht es fest, daß die Konzentration des Kapitals vor dem flachen Lande nicht Halt macht, und daß sie, wenn auch auf Umwegen, auf dem Gebiet der Landwirthschaft in gleicher Richtung wirkt wie auf dem der Industrie

Sind aber die Erwartungen nicht völlig in Erfüllung gegangen, die Marx in Bezug auf die Konzentration des Grundbesitzes hegte, so haben sich

um so glänzender jene erfüllt, die er in Bezug auf die Gesammtheit des modernen Produktionsprozesses aussprach. Die „Kapitalmagnaten", welche alle Vortheile des kapitalistischen „Umwälzungsprozesses usurpiren und monopolisiren", sind zur Wirklichkeit geworden in der kurzen Spanne Zeit, seitdem Marx diesen Satz niedergeschrieben, und werden immer mehr zur Wirklichkeit durch die Vollendung der Kapitalkonzentration in der Form der Kartelle und Trusts.

Diese Gebilde sind ganz moderne Schöpfungen. Die Versuche, den Handel zu monopolisiren, aus ihm die Konkurrenz auszuschließen durch Vertreiben der Konkurrenten, Aufkauf der Waaren, beginnen bereits in einem frühzeitigen Stadium des Waarenhandels. In der Reformationszeit sind die Klagen darüber allgemein. Aber der Ausschluß der Konkurrenz aus der Produktion, die Monopolisirung ganzer Industriezweige durch Zusammenfassung aller Betriebe in einer einzigen Organisation — Industriezweige nicht einer kleinen Stadt, sondern eines großen Staates, ja der Welt, Industriezweige, die nicht seltene Luxusartikel erzeugen, sondern Produkte für den alltäglichen Konsum großer Massen — diese Monopolisirung ist eine Erscheinung, die erst seit Marx' Tode (1883) eine ökonomische Bedeutung erlangt hat, seitdem aber in einer Weise fortschreitet, daß sie immer mehr das gesammte ökonomische und auch das politische Leben der kapitalistischen Nationen beherrscht.

Wir werden auf die Kartelle und Trusts noch bei Gelegenheit der Krisentheorie zu sprechen kommen, hier möge also der einfache Hinweis auf sie genügen.

Die hohe Finanz hat seit ihrem Entstehen die Regierungen in Abhängigkeit von sich gehalten, dank der Staatsschulden. Aber die modernen Finanzkönige beherrschen durch die Kartelle und Trusts die Nationen direkt, machen sich die gesammte Produktion unterthan. Namentlich sind es die Produzenten der Grundbedingungen aller Großindustrie, Kohle und Eisen, deren Verbände die innere und äußere Politik und das gesammte Wirthschaftsleben immer mehr bestimmen.

Der Kampf gegen manche Kartelle ruft wieder neue Kartelle der von jenen abhängigen Industrien hervor, mitunter erzwingt er die Zusammenfassung von Betrieben verschiedener Art zu einem einzigen Riesenbetrieb. So sehen wir jetzt in Deutschland einen Kampf zwischen dem Kohlensyndikat, das die Kohlenpreise in die Höhe schraubt, und den Eisenindustriellen, die sich die Preistreiberei nicht gefallen lassen wollen. Große Eisen- und Stahlwerke suchen sich zur Zeit, wo wir dies schreiben, von der Herrschaft des Kohlenkartells dadurch zu befreien, daß sie selbst Zechen erwerben. Aber die Kartelle der Eisenindustriellen machen es ebenso wie das Kohlen-

syndikat und treiben ebenfalls die Preise ihrer Produkte möglichst in die Höhe. In Oesterreich führt das Eisenkartell zur Bedrängniß aller Industrien, die Eisen in erheblichem Maße konsumiren. Schließlich wird es vielleicht zu Vereinigungen von Eisenkonsumenten kommen, die gemeinsam Eisenwerke erwerben und betreiben. Daß Riesenbetriebe, wie Eisenbahnen, schon längst ihre eigenen Kohlengruben und Lokomotivenwerkstätten haben, ist bekannt.

Die Kartellirung oder Vertrustung verschiedener Betriebe derselben Art auf der einen Seite, auf der anderen die Zusammenfassung mannigfacher Betriebe verschiedener Art in einer Hand, das sind die Erscheinungen, die unser heutiges ökonomisches Leben am meisten charakterisiren. Immer rascher gehen diese Zusammenfassungen vor sich; kaum ein Tag vergeht jetzt in der Periode des wirthschaftlichen Aufschwungs, der nicht von einem neuen Kartell zu melden wüßte. Die landwirthschaftlichen Industrien thun dabei lustig mit; zum Spiritusring gesellt sich das Zuckerkartell; von einem Butterkartell der großen Molkereien ist auch schon die Rede.

Diese ganze, kaum zwei Jahrzehnte alte Entwicklung ist nur möglich geworden durch die Konzentration des Kapitals, die sie ihrerseits wieder aufs Mächtigste fördert. Daß die Marxsche Konzentrationstheorie vollständig, nicht blos einseitig richtig ist, daß sie ein völlig getreues Bild der kapitalistischen Wirklichkeit giebt, bezeugen die Kartelle und Trusts aufs Beste. Bernstein aber, der bei seiner Kritik der Konzentrationstheorie den dürftigsten Krautacker und die kleinste Nähmamsell nicht übersieht, er schweigt dabei vollständig von den Unternehmerverbänden, der wichtigsten Erscheinung, die das ökonomische Leben außer der Agrarkrisis seit Marx' Tode hervorgerufen, und deren Studium unerläßlich ist für Jeden, der es sich zur Aufgabe macht, die Marxsche Oekonomie weiterzubilden.

Wo die Kartelle *für* Marx sprechen, ignorirt er sie. Erst dort erinnert er sich ihrer, wo er glaubt, daß sie *gegen* Marx sprechen, bei Behandlung der Krisentheorie.

---

c) Die Zunahme der Besitzenden.

Bernstein hat nichts gebracht, was uns veranlassen könnte, von der Marxschen Theorie der fortschreitenden Konzentration des Kapitals abzuweichen. Die Gewerbezählung ebenso wie das Aufkommen der Kartelle und Trusts bestätigen sie aufs Glänzendste und die landwirthschaftliche Entwicklung zeigt sich mit ihr nicht unvereinbar.

Fortschreitende Konzentration des Kapitals heißt aber fortschreitende Verminderung (wenigstens relative) der kleineren Unternehmungen, Zunahme der großen Unternehmungen, also Zunahme der Proletarier und — bis zu

einem gewissen Stadium — der Kapitalisten, aber stärkere Abnahme der kleinen Unternehmer, also Zunahme der Besitzlosen, Abnahme der Besitzenden.

Diese Annahme erklärt Bernstein für falsch. Er schrieb in seiner Erklärung an den Stuttgarter Parteitag:

„Die Zuspitzung der gesellschaftlichen Verhältnisse hat sich nicht in der Weise vollzogen, wie sie das „Manifest“ schildert. Es ist nicht nur nutzlos, es ist auch die größte Thorheit, sich dies zu verheimlichen. Die Zahl der Besitzenden ist nicht kleiner, sondern größer geworden. Die enorme Vermehrung des gesellschaftlichen Reichthums wird nicht von einer zusammenschrumpfenden Zahl von Kapitalmagnaten, sondern von einer wachsenden Zahl von Kapitalisten aller Grade begleitet. Die Mittelschichten ändern ihren Charakter, aber sie verschwinden nicht aus der gesellschaftlichen Stufenleiter.“

Diese Behauptungen wiederholt er in seiner Streitschrift mit besonderer Schärfe:

„Es ist durchaus falsch, anzunehmen, daß die gegenwärtige Entwicklung eine relative oder gar absolute Verminderung der Zahl der Besitzenden aufweist. Nicht „mehr oder minder“, sondern schlechtweg mehr, d. h. absolut und relativ wächst die Zahl der Besitzenden. Wären die Thätigkeit und die Aussichten der Sozialdemokratie davon abhängig, daß die Zahl der Besitzenden zurückgeht, dann könnte sie sich in der That „schlafen legen“. Aber das Gegentheil ist der Fall. Nicht vom Rückgang, sondern von der Zunahme des gesellschaftlichen Reichthums hängen die Aussichten des Sozialismus ab. Der Sozialismus oder die sozialistische Bewegung der Neuzeit hat schon manchen Aberglauben überlebt, sie wird auch noch den überleben, daß ihre Zukunft von der Konzentration des Besitzes oder, wenn man will, der Aufsaugung des Mehrwerths durch eine sich verringernde Gruppe kapitalistischer Mammuths abhängt“ (S. 50—51).

Und auf S. 178 heißt es:

„Daß die Zahl der Besitzenden zu- und nicht abnimmt, ist nicht eine Erfindung bürgerlicher Harmonieökonomen, sondern eine von den Steuerbehörden oft sehr zum Verdruß der Betreffenden ausgekundschaftete Thatsache, an der sich heute gar nicht mehr rütteln läßt. Was hat aber diese Thatsache für den Sieg des Sozialismus zu besagen? Warum soll an ihr, beziehungsweise ihrer Widerlegung die Verwirklichung des Sozialismus hängen? Nun, einfach deshalb, weil das dialektische Schema es vorzuschreiben scheint.“

An Deutlichkeit lassen diese Behauptungen anscheinend nichts zu wünschen übrig. Und doch, sobald man sie prüfen will, stolpert man sofort über eine Unklarheit. Bernstein spricht von den Besitzenden. Wer sind die Besitzenden? Marx hat in seinem „Kapital“ keine Theorie der Zu- oder Abnahme der Zahl der „Besitzenden“ aufgestellt. Diese bilden überhaupt keine besondere Klasse. Ist jeder, der etwas hat, ein „Besitzender“, dann sind die Lohnarbeiter auch Besitzende. Besitzen sie doch Kleider und Wäsche, meist auch Möbel, mitunter ein Häuschen und einen Kartoffelacker.

Weder im „Kapital“ noch im „Manifest“ finden wir die Behauptung der Abnahme der Besitzenden. Wohl aber finden wir betont die Zunahme der Proletarier, der „Klasse der modernen Arbeiter, die nur so lange leben, als sie Arbeit finden und die nur so lange Arbeit finden, als ihre Arbeit das Kapital vermehrt“. Wenn ihr Klassenkampf mit ihrem Siege endigt, muß er nothwendigerweise im Sozialismus endigen. Wie kann er aber zu ihrem Siege führen, wenn die Zahl der Proletarier nicht absolut und relativ zunimmt? Wenn Bernstein behauptete, die Zahl der Besitzenden nehme zu, nicht ab, dann lag es wohl am nächsten, diesen etwas unbestimmten Ausdruck als gleichbedeutend zu nehmen mit der Behauptung der relativen Abnahme des Proletariats. Woher aber dann seine Zuversicht für den Sieg des Sozialismus? Man muß sich erinnern, daß Bernstein im Kapitel über die materialistische Geschichtsauffassung betont, die ethischen Faktoren erhielten in der modernen Gesellschaft einen „größeren Spielraum selbständiger Bethätigung, als dies zuvor der Fall war“ (S. 11). Da durfte man wohl annehmen, daß Bernstein in dieser selbständigen, von keinen ökonomischen Bedingungen abhängigen Ethik und nicht vom Klassenkampf des Proletariats den Sieg des Sozialismus erwartete. Das war auch meine Ansicht und ich wurde darin bestärkt durch seine (oben mitgetheilten) Ausführungen im „Vorwärts“, in denen er es für unmöglich und unnöthig erklärt, dem Sozialismus eine materialistische Begründung zu geben und uns als Gewähr seines Sieges auf das Rechtsbewußtsein „der Menschen“ verweist.

„Gerade weil ich die Kraft des Rechtsbewußtseins als treibenden Faktor der gesellschaftlichen Entwicklung anerkenne“, meint er dort, „lege ich auf solche Fragen, wie Ab- oder Zunahme der Besitzenden, nicht das Gewicht, wie es diejenigen thun, und allerdings auch thun müssen, die am Satz von der ‚immanenten ökonomischen Nothwendigkeit‘ festhalten.“

Aber mit meiner Annahme, daß Bernstein, wenn er trotz der Zunahme der Besitzenden den Sieg des Sozialismus prognostizire, diesen auch vom Rechtsbewußtsein der Besitzenden, nicht blos der Besitzlosen erwarte, kam ich schön an. „Grobes Mißverständniß“ ist das Mindeste, was mir Bernstein in seiner Erwiderung vorwarf („Vorwärts“, 18. April):

„Wie tief seine (Kautskys) Meinung von meiner geistigen Verfassung auch sein mag, den Unsinn wird selbst er mir nicht zutrauen, daß ich den Sieg des Sozialismus vom Rechtsbewußtsein der jetzigen Besitzenden erwarte. Denn Rechtsbewußtsein ist das Bewußtsein, daß ich das Recht auf meiner Seite habe. ... Ich halte es nur für unmöglich und unnöthig, den Sozialismus ausschließlich aus der Oekonomie abzuleiten. Die Konzentration der Produktionsmittel braucht von sich aus noch nicht zum Sozialismus zu führen, es ist noch nicht bewiesen, daß sie nicht auch mit anderen Gesellschaftsformen vereinbar wäre. Der Sozialismus wird erst nothwendig, wenn, und in dem Maße als zu jener Konzentration u. A. das bewußte Streben der nichtbesitzenden Klasse

hinzutritt, die konzentrirten Produktionsmittel der privaten Leitung zu entziehen und an der gesellschaftlichen Leitung der Produktion als vollberechtigte Glieder theilzunehmen."

Also man darf Bernstein nicht den „Unsinn" zutrauen, den Sieg des Sozialismus vom Rechtsbewußtsein der Besitzenden zu erwarten; dieser Sieg wird hervorgehen aus der Konzentration der Produktionsmittel und (unter Anderem) aus dem bewußten Streben der nichtbesitzenden Klasse. Nach demselben Bernstein ist es aber blos das „dialektische Schema", das den Sieg des Sozialismus von der Zunahme der „nichtbesitzenden Klasse", also der Abnahme der Besitzenden abhängig macht. Heute sind die Besitzlosen noch zu schwach, den Sozialismus durchzuführen. Die Besitzenden werden aber nach Bernstein von Tag zu Tag stärker. Von ihrem Rechtsbewußtsein ist nichts zu erwarten und doch ist der Sieg des Sozialismus unzweifelhaft. Woher? Warum? Darüber wissen wir jetzt weniger als je.

Ebenso wenig hat uns die Diskussion mit Bernstein nähere Aufklärung darüber gebracht, was Bernstein unter den „Besitzenden" versteht. Ich hatte ihn auf die Zahlen der Berufszählung verwiesen. Danach sind im Deutschen Reiche in Landwirthschaft, Industrie und Handel die Selbständigen von 32 auf 29 Prozent der Erwerbsthätigen herabgegangen; die Zahl der Lohnarbeiter und Angestellten ist dagegen von 68 auf 71 Prozent gestiegen. Das heißt doch sicher Zunahme des Proletariats. Darauf erwiderte Bernstein im „Vorwärts", 26. März:

„Richtig ist, daß in den vorgeschrittenen Ländern die Zahl der Lohnarbeiter heute schneller wächst, als die der Gesammtbevölkerung. Aber es ist mir nie eingefallen, das zu bestreiten. Kautsky liest in meine Sätze Dinge hinein, die ganz und gar nicht darin stehen."

Das ist sicher eine sehr schlechte Gewohnheit von mir, aber ich fürchte, ich werde sie nicht so leicht ablegen, solange uns Bernstein über die von ihm gebrauchten Bezeichnungen so sehr im Dunklen läßt.

In seiner Stuttgarter Erklärung spricht er bald von „Besitzenden", bald von „Kapitalisten". Im „Vorwärts" (21. April) erklärt er, das Wort „Besitzende" werde von ihm durchgängig in dem Sinne gebraucht von Leuten, „die kraft ihres Eigenthums höheres Einkommen beziehen". Das wären also Kapitalisten und Großgrundbesitzer. Daß die Zahl der letzteren zunimmt, behauptet auch Bernstein nicht. Daß aber die Zahl der Kapitalisten zunimmt, haben Marx und Engels nicht geleugnet. Diese Zunahme ist vielmehr eine selbstverständliche Folge der Ausdehnung der kapitalistischen Produktionsweise. Die Zahl der gewerblichen Großbetriebe (mit mehr als 50 beschäftigten Personen) ist im Zeitraum von 1882 bis 1895 im Deutschen Reiche von 9974 auf 18995, um 90 Prozent, gewachsen. Hat sich die kapitalistische

Bevölkerung in demselben Maße vermehrt, was allerdings nicht festgestellt werden kann, so hat sie sich binnen 13 Jahren fast verdoppelt.

Wollte also Bernstein blos behaupten, daß die Zahl der Kapitalisten, derjenigen, „die kraft ihres Eigenthums höheres Einkommen beziehen“, sich vermehrt, so hätte er vollständig recht. Gleichzeitig ist aber auch die proletarische Bevölkerung stark gewachsen, stärker als die Gesammtbevölkerung. Schon daraus kann man schließen, was wir noch deutlicher bestätigt sehen werden, daß die Zunahme der Kapitalisten nicht auf Kosten des Proletariats, sondern auf Kosten der übrigen Volksschichten sich vollziehen muß — also des Kleinbürgerthums und der Bauernschaft.

Etwas Anderes behauptet das Kommunistische Manifest gar nicht. Das ist aber gerade jene Zuspitzung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die Bernstein leugnet. Also will er wohl die „Besitzenden“ doch nicht einfach den Kapitalisten gleichsetzen.

Auf S. 50 seines Buches bemerkt denn auch Bernstein:

„Natürlich sind nicht alle Empfänger von höheren Einkommen „Besitzende“, aber in wie hohem Maße dies der Fall, ersieht man daraus, daß für 1895/96 in Preußen 1552332 Zensiten mit einem steuerbaren Nettovermögensbesitz von über 6000 Mark zur Ergänzungssteuer herangezogen wurden. Ueber die Hälfte davon, nämlich 598063, versteuerten ein Nettovermögen von mehr als 20000 Mark, 385000 ein solches von mehr als 32000 Mark.“

Im „Vorwärts“ weist Bernstein darauf hin, wie oben angeführt, daß er unter „Besitzenden“ in seinem Buche „durchgängig“ Leute verstehe, „die kraft ihres Eigenthums höheres Einkommen beziehen“. Daß man aber „kraft“ eines Eigenthums von 6000 Mark, ja selbst von 32000 Mark ein „höheres Einkommen“ bezieht, dürfte wohl Niemand annehmen. Hier versteht Bernstein unter „Besitzenden“ nicht Leute, die kraft ihres Eigenthums höheres Einkommen beziehen, hier begreift er unter Besitzenden neben den Kapitalisten auch die Mittelschichten, das Kleinbürgerthum. Dem entsprechend sagt er auch auf S. 52:

„Wollte die Arbeiterklasse darauf warten, bis das Kapital die Mittelklassen aus der Welt geschafft hat, so könnte sie wirklich einen langen Schlaf thun. Das Kapital würde diese Klassen in der einen Form expropriiren und sie in der anderen immer wieder neu ins Leben setzen.“

Und auf S. 65:

„Einkommensskala und Betriebsskala zeigen in ihrer Gliederung einen ziemlich ausgeprägten Parallelismus, besonders soweit die Mittelglieder in Betracht kommen. Wir sehen diese nirgends abnehmen, vielmehr fast überall sich erheblich ausdehnen. Was ihnen hier von oben abgenommen wird, ergänzen sie durch Zuzug von unten her, und für das, was dort aus ihren Reihen nach unten fällt, erhalten sie von oben her Ersatz. Wenn der Zusammenbruch der modernen Gesellschaft vom Schwinden der Mittelglieder zwischen

der Spitze und dem Boden der sozialen Pyramide abhängt, wenn er bedingt ist durch die Aufsaugung dieser Mittelglieder von den Extremen über und unter ihnen, dann ist er in England, Deutschland, Frankreich heute seiner Verwirklichung nicht näher wie zu irgend einer früheren Epoche im neunzehnten Jahrhundert."

Dieser Satz steht allerdings im Gegensatz zu dem Kommunistischen Manifest, das da sagt: „Die ganze Gesellschaft spaltet sich immer mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat." Er ist aber auch unvereinbar mit der Gleichsetzung von Besitzenden und Kapitalisten, wenn diese, also die Kapitalisten, und die Proletarier gleichzeitig relativ zunehmen. Denn eine solche Zunahme kann nur geschehen auf Kosten der Mittelglieder, also in der vom Kommunistischen Manifest gekennzeichneten Weise.

Herr Oppenheimer sucht Bernstein in den „Sozialistischen Monatsheften" zu Hilfe zu kommen und erklärt, man müsse scharf unterscheiden zwischen den Gebieten der Produktion und der Vertheilung. Die Zahl der unselbständigen Lohnarbeiter nehme zu, aber diese hören immer mehr auf, gedrückte Besitzlose zu sein. In diesem Sinne sei Bernsteins Ausspruch von der Zunahme der Besitzenden zu verstehen. „Der durchgehende Parallelismus in der Bewegung beider Gebiete ist Dogma geworden; und jetzt, wo Bernstein auf Grund eines kolossalen Zahlenmaterials jenen Parallelismus leugnet — und das ist der wirthschaftstheoretische Angelpunkt seiner Ausführungen — jetzt wird ihm das bestrittene Dogma immer wieder als Beweis entgegengehalten."

Da haben wir eine dritte Lesart der Zunahme der Besitzenden. Bernstein selbst setzt diese stellenweise gleich den Kapitalisten; andere Stellen seiner Schrift weisen darauf hin, daß er darunter die Mittelschichten versteht; Oppenheimer endlich findet, daß die Zunahme des Wohlstands der Lohnarbeiter damit gemeint ist. Das Steigen der Löhne als Vermehrung der Besitzenden zu bezeichnen, ist allerdings etwas eigenartig. Bernstein sagt auch einmal ausdrücklich, nicht einmal alle Empfänger von höheren Einkommen seien Besitzende, aber wir wollen es nicht für ausgeschlossen erklären, daß man einige Stellen in der Bernsteinschen Schrift in Oppenheimers Sinne deuten könnte.

Wir können uns mit Bestimmtheit weder für die eine noch für die andere Auslegung entscheiden, denn wir sind sicher, daß, für welche immer wir uns aussprechen, Bernstein uns immer grobes Mißverständniß und Entstellung seiner Anschauungen vorwerfen wird. Es scheint uns nämlich, daß Bernstein unter der Zunahme der Besitzenden an verschiedenen Stellen Verschiedenes versteht. Das macht eine Kritik seines Satzes weder leicht noch angenehm. Aber nichtsdestoweniger müssen wir uns daran machen. Mit Recht betont Oppenheimer, daß dieser Satz, was immer er bedeuten mag, den „wirthschaftstheoretischen Angelpunkt seiner Ausführungen bildet"; gerade dieser Satz wird

trotz seiner Unklarheit von unseren Gegnern am meisten gegen uns ausgebeutet, wir müssen uns also darüber klar werden, wie wir uns ihm gegenüber zu stellen haben.

Er wurde ja nach Oppenheimer „auf Grund eines kolossalen Zahlenmaterials“ gewonnen, also muß dieses uns Anhaltspunkte zu seiner Kritik gewähren.

Ein wahres Glück, daß Bernstein es verstanden hat, dieses „kolossale Material“ auf nicht ganz zwei Druckseiten unterzubringen. Da haben wir einmal die schon oben zitirten Zahlen der preußischen Ergänzungssteuer von 1895/96. Sie sind die einzigen, wie Bernstein selbst zugiebt, die eine Zählung von Besitzenden bedeuten. Aber eine Zu- oder Abnahme können sie schon deswegen nicht bezeugen, weil sie sich nur auf ein Jahr erstrecken. Die Ergänzungssteuer ist noch zu kurze Zeit eingeführt, als daß eine Vergleichung verschiedener Jahre bestimmte Schlüsse ermöglichte.

Für Bernstein sind aber auch absolute Zahlen schon von großem Werthe. Die Veranlagungsergebnisse zur preußischen Ergänzungssteuer von 1895 erfüllen ihn mit Befriedigung, denn sie zeigen ihm die große Zahl der Besitzenden an. Andere, sehr gut bürgerlich denkende Leute, sind davon weniger entzückt.

„Die Ergebnisse der Veranlagung zur preußischen Ergänzungssteuer (1895)“, schreibt Herkner („Arbeiterfrage“, 2. Aufl., S. 9), „geben kein erfreuliches Bild der Vermögensvertheilung, wie die nachstehende Tabelle beweist:

Vermögen exklusive Mobiliar	Zensiten		Gesammtsumme der veranlagten Vermögen	
Mark	Absolut	Prozent	Absolut in Mark	Prozent
6000 bis 20000	563370	48,89	2978304	9,50
20000 „ 32000	203834	17,69	2214248	7,13
32000 „ 52000	162262	14,08	3286804	10,59
52000 „ 100000	122683	10,65	4279289	13,78
100000 „ 200000	57179	4,96	3993809	12,86
200000 „ 500000	29373	2,55	4500373	14,50
500000 „ 1000000	8375	0,73	2279304	9,60
1000000 „ 2000000	3429	0,30	2453064	7,90
über 2000000	1827	0,16	4360638	14,05

„Man kann eine Vermögenstheilung unmöglich gut heißen, bei der die zwei obersten, die Millionäre umfassenden Stufen, die 5256 Angehörige zählen, zusammen noch 1621 Millionen Mark mehr besitzen, als die zwei untersten Stufen, obwohl diese 767204 Zensiten darstellen. Und doch bringen diese Zahlen nur den Gegensatz der Besitzvertheilung innerhalb der besitzenden Klassen zum Ausdruck. Diese Einkommensvertheilung ruft nicht nur vom sozialen, sondern auch vom Standpunkt des wirthschaftlichen Fort-

schritts schwere Bedenken hervor" — jedoch nicht bei Bernstein. Dafür ist er auch nicht bürgerlicher Nationalökonom, sondern nennt sich Sozialdemokrat und Marxist.

Das andere „kolossale Zahlenmaterial", womit die Zunahme der Besitzenden nachgewiesen werden soll, enthält keine Vermögens- und Besitzstatistik, sondern bloße Einkommensteuerstatistik.

Einkommen und Einkommen aus Besitz ist nicht nothwendigerweise dasselbe. Wenn heute drei Viertel der Einkommen über 3000 Mark aus dem Besitz herrühren und nach dreißig Jahren drei Viertel dieser Einkommen Arbeitseinkommen geworden sind, so wird, wenn die Höhe der Einkommen sich nicht geändert hat, die Einkommensteuerstatistik nicht ahnen lassen, welche Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse vorgegangen ist. Gerade über die Ab- und Zunahme der Besitzenden läßt sie uns im Unklaren.

Sie kann auch eine Erhöhung der Einkommen selbst anzeigen, ohne daß eine solche eingetreten. Bleiben wir bei dem obigen Beispiel. Innerhalb dreißig Jahren sei die Höhe der Einkommen konstant geblieben, aber ihr Charakter ändere sich. Vor dreißig Jahren stammten drei Viertel aus dem Besitz, ein Viertel aus Lohn und Gehalt. Nun ist das umgekehrte Verhältniß eingetreten. Einkommen aus dem Gehalt sind aber mit weit größerer Genauigkeit festzustellen, als solche aus geschäftlichen Unternehmungen. Wurde vor dreißig Jahren ein Viertel der Einkommen richtig angegeben und bei drei Vierteln durchschnittlich dreißig Prozent des Einkommens verschwiegen, so würde, ceteris paribus, jetzt auch das umgekehrte Verhältniß eingetreten sein. Die Einkommensteuer würde eine Zunahme der Einkommen anzeigen, die gar nicht der Wirklichkeit entspräche, sondern nur aus der Abnahme der kapitalistischen Einkommen resultirte.

Wir haben eben keine wissenschaftliche Einkommenstatistik, sondern nur eine Statistik zu Steuerzwecken. Sie wird nicht nach wissenschaftlichen, sondern nach fiskalischen Gesichtspunkten aufgenommen und ihre Ergebnisse werden durch materielle Interessen verfälscht. Die Zahlen der Einkommensteuerstatistik sind demnach selbst für die Untersuchungen der Einkommensverschiebungen nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen und dürfen höchstens symptomatische Bedeutung beanspruchen. Irgend welche Schlüsse auf die Besitzvertheilung gestatten sie nicht. Wir können uns auch nicht erinnern, daß irgend Jemand außer Bernstein die Einkommensteuerstatistik zu diesem Zwecke gebraucht hätte. Man bediente sich ihrer, um das Steigen des Wohlstands zu deduziren, nicht aber, um Verschiebungen in der Zahl der Besitzenden festzustellen.

In dem ganzen kolossalen Ziffernmaterial ist daher keine, keine einzige Ziffer, die für seinen Satz von der Zunahme der Besitzenden benutzt werden könnte. Immerhin, lassen wir einmal dieses enorme Material auf uns wirken.

Die Einkommenzahlen für **Frankreich** können wir von vornherein ausscheiden. Es sind nur absolute, nicht relative Zahlen, die also eine Zu- oder Abnahme gar nicht erkennen lassen. Das Jahr ist nicht angegeben, dem sie entstammen. Auch erfahren wir nicht die Daten, auf welche sie sich stützen. Man bedenke, daß Frankreich keine Einkommensteuer hat. Leroy-Beaulieu verzichtete daher darauf, die französischen Einkommen zu berechnen; er suchte aus den Daten des Grundbesitzes und der städtischen Miethen und der Begräbnißkassen Anhaltspunkte für die Vertheilung des Volkseinkommens zu gewinnen. („Essai sur la répartition des richesses", S. 499.) Wenn uns daher Bernstein mit großer Bestimmtheit mittheilt, in Frankreich hätten 1 700 000 Familien ein Durchschnittseinkommen von 5200 Francs, so müssen wir eine sicherere Basis dafür verlangen, als die einfache Angabe „nach Mullhall". Es handelt sich offenbar nur um eine Schätzung.

Kommt Sachsen. Hier wird von dem kolossalen Zahlenmaterial nur spärlicher Gebrauch gemacht: „Dort stieg von 1879 bis 1890 die Zahl der Einkommen zwischen 1600 und 3300 Mark von 62 140 auf 91 124, die der Einkommen zwischen 3300 und 9600 Mark von 24 414 auf 38 841." Das ist alles, nebst dem Hinweis in einer Fußnote, „daß zwischen 1879 und 1892 die Zahl der Einkommen zwischen 800 und 3300 Mark (besser gestellte Arbeiter und Kleinbürgerthum) in Sachsen von 227 839 auf 439 948, d. h. von 20,94 Prozent auf 30,48 Prozent der Zensiten stieg." Die Entwicklung der **anderen** Einkommen erfahren wir nicht. Eine Vergleichung erlauben uns also auch die sächsischen Ziffern nicht.

Wir wollen das von Bernstein Versäumte nachholen. Daß wir statt der Ziffern für 1890 die für 1894 setzen, die wir (in einer Tabelle des schon erwähnten Herknerschen Buches) eben zur Hand haben, wird wohl keinen Unterschied machen.

Nach dieser Tabelle betrug im Königreich Sachsen die Zahl der eingeschätzten physischen Personen:

Mit einem Einkommen von	1879	1894	Zunahme	
			Absolut	Prozent
bis 800 Mark	828686	972257	143571	17,3
800 - 1600 „	165362	357974	192612	116,4
1600 „ 3300 „	61810	106136	44326	71,6
3300 „ 9600 „	24072	41890	17818	74,0
9600 „ 54000 „	4683	10518	5835	154,4
über 54000 „	238	886	648	272,0

Nehmen wir den absoluten Zuwachs, dann finden wir, daß die Einkommen unter 800 Mark sich um 143 571 vermehrten, die über 3300 Mark

nur um 24 291. Da aber die Einkommen unter 800 Mark den zweifelhaften Vortheil genießen, drei Viertel sämmtlicher Einkommen auszumachen, die über 3300 Mark dagegen nur ein Zwanzigstel, so erscheint erstere Zunahme, in Prozenten ausgedrückt, weit geringer als letztere. Gehen wir aber von den relativen Zahlen aus, dann finden wir, daß die Einkommen unter 800 Mark am langsamsten wachsen; ihnen schließen sich aber eben jene Einkommen an, deren Zunahme Bernstein allein hervorgehoben hat; sie wachsen neben den kleinsten Einkommen am langsamsten; die von 1600 bis 3300 Mark nur um 71,7 Prozent, die von 3300—9600 um 74 Prozent. Am schnellsten wachsen die mittleren proletarischen Einkommen, zwischen 800 und 1600 Mark, um 116,4 Prozent, darunter die geringeren wieder am raschesten, die von 800—950 Mark um 133,5 Prozent, dagegen die von 1400—1600 nur um 79,5 Prozent; noch rascher wachsen die Rieseneinkommen über 54 000 Mark, um 272 Prozent. „Man kann also sagen, die gegenwärtige Einkommensvertheilung verstärkt relativ am meisten die Schichte des mittleren Arbeiterstandes und die Gruppe der Millionäre“ (Herkner).

Wollte Bernstein nur sagen, daß die Vermehrung der Lohnarbeiter nicht gleichbedeutend ist mit der der Armen, daß Proletarisirung der Volksmasse nicht nothwendigerweise ihre Pauperisirung bedeutet, dann durfte er sich auf diese Ziffern stützen, hätte aber dann gegen die Marxsche Theorie sehr wenig bewiesen. Wir werden darauf bei der Besprechung der Verelendungstheorie noch zurückkommen.

Die Marxsche Theorie behauptet blos, daß am raschesten die Lohnarbeiterschaft und die große Bourgeoisie zunehmen und die zwischen ihr liegenden Schichten relativ abnehmen. Soweit man aus einer Einkommensteuerstatistik darauf schließen kann, sagt die sächsische dasselbe.

Sollte die Bernsteinsche Behauptung von der Zunahme der Besitzenden etwas anderes sein, als eine sonderbare Form der Behauptung, daß die Geldlöhne im Steigen begriffen sind — sollte sie gleichbedeutend sein mit der Behauptung, daß die Zahl der mittleren Besitzenden schneller wächst, als die der Lohnarbeiter und Riesenkapitalisten, daß also die sozialen Gegensätze sich nicht verschärfen, sondern mildern, dann bieten ihm die sächsischen Zahlen nicht die mindeste Stütze.

Aber noch bleiben ihm zwei Beweise: die preußische und die englische Statistik. Auf sie legt er das Hauptgewicht. Sie müssen von durchschlagender Wirkung sein.

„In Preußen gab es, wie die Leser Lassalles wissen, 1854 bei einer Bevölkerung von 16,3 Millionen nur 44 407 Personen mit einem Einkommen von über 1000 Thaler. Im Jahre 1894/95 versteuerten, bei einer Gesammtbevölkerung von gegen 33 Millionen, 321 296 Personen Einkommen über 3000 Mark. 1897/98 war die Zahl auf 347 328 gestiegen. Während die Bevölkerung sich ver-

doppelte, hat sich die Schicht der besser situirten Klassen um mehr als versiebenfacht. Selbst wenn man dagegen in Anrechnung setzt, daß die 1866 annektirten Landestheile meist größere Wohlhabenheitsziffern aufweisen als Altpreußen, und daß viele Lebensmittelpreise in der Zwischenzeit erheblich gestiegen sind, kommt noch mindestens ein Zunahmeverhältniß der besser Situirten gegen das der Gesammtbevölkerung von weit über 2:1 heraus. Nehmen wir z. B. einen späteren Zeitraum, so finden wir, daß in den vierzehn Jahren zwischen 1876 und 1890, bei einer Gesammtzunahme der Zensiten um 20,56 Prozent, die Einkommen zwischen 2000 bis 20000 Mark (das wohlhabende und kleinere Bürgerthum) von 442534 auf 582024 Steuerzahler, d. h. um 31,52 Prozent anwächst. Die Klasse der eigentlichen Besitzenden (6000 Mark Einkommen und darüber) wächst in der gleichen Zeit von 66319 auf 109095, d. h. um 58,47 Prozent. Fünf Sechstel dieses Zuwachses, nämlich 33226 von 38776, entfallen auf die Mittelschicht der Einkommen zwischen 6000 und 20000 Mark."

Diese Zahlen wirken allerdings unwiderstehlich, wenigstens auf den ersten Anblick. Länger freilich nicht. Schon die Vergleichung des alten Preußen von 1854 mit dem neuen von 1894 muß überraschen. Preußen hat sich seitdem nicht nur, wie Bernstein selbst bemerkt, um sehr wohlhabende Landstriche vergrößert, es ist auch der herrschende Staat im Deutschen Reiche, die Hauptstadt Preußens, das 1854 17 Millionen Einwohner zählte, ist die Hauptstadt eines Großstaats geworden, der 1894 51 Millionen Menschen enthielt, also dreimal so viel als das Preußen von 1854. Berlin, das 1854 etwas über 400000 Einwohner aufwies, hat seine Einwohnerzahl seitdem vervierfacht und hat die Fähigkeit erlangt, alle höheren Einkommen nicht blos Preußens, sondern des ganzen Reiches, an sich zu ziehen. Die Einkommensteuer Preußens wurde also von einer Reihe von Faktoren begünstigt, die mit der durch die kapitalistische Entwicklung verursachten relativen Zunahme der Besitzenden gar nichts zu thun hatte. Schon das allein verbietet es, der Vergleichung der Zahlen von 1854 und 1894 irgend eine Bedeutung beizumessen.

Dazu kommt aber noch ein anderer, entscheidender Grund. Die Einkommensteuerstatistik von 1894 erfolgte auf Grund eines *ganz anderen Gesetzes*, als die von 1854. Um nur zwei Unterschiede zu nennen: das Gesetz von 1851 belegte blos die *physischen Personen* mit der Einkommensteuer. Das Gesetz von 1891 dehnte die Steuerpflicht auch auf die *Erwerbsgesellschaften* (Aktiengesellschaften, Konsumvereine) aus. Nach dem ersteren Gesetz wird das Einkommen von Kommissionen eingeschätzt, deren Mitglieder von den Kreis- resp. Stadtvertretungen gewählt werden, und die sich jedes „lästigen Eindringens" in die Einkommensverhältnisse zu enthalten haben. Das neue Gesetz führte obligatorische Selbstangabe des Einkommens und empfindliche Strafen für falsche Angaben ein, erleichtert auch die Kontrolle der Steuererklärungen. Angesichts dieser und anderer Veränderungen sagt

denn auch J. Pierstorff (im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften", 1. Supplementband, S. 280): „Eine gründlichere Erkenntniß der bestehenden Einkommensvertheilung ist für Preußen erst mit der Einführung des neuen Einkommensteuergesetzes vom 24. Juni 1891 ermöglicht worden. Die Ergebnisse der früheren Klassen- und Einkommensteuer waren, weil lediglich auf Schätzungen Dritter beruhend, für die Erkenntniß der Einkommensvertheilung von sehr zweifelhaftem Werth."

Die Vergleichung der Resultate von 1854 mit denen von 1894 ist also wissenschaftlich werthlos. Aber Bernstein bringt noch andere preußische Ziffern aus den Jahren 1876 und 1890. Gegen diese Ziffern läßt sich jedoch nicht nur dasselbe einwenden, was gegen die von 1854, daß sie unzuverläßig sind, Bernstein giebt sie auch unvollständig wieder. Er entnahm sie der Tabelle, die Soetbeer berechnet hat und die im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" abgedruckt ist. Nach dieser Tabelle zählte man:

Im Jahre 1876:

Einkommensklassen	Zahl der Zensiten				Einkommen	
	Ohne Angehörige		Mit Angehörigen		Im Ganzen	Prozent
	Personen	Prozent	Personen	Prozent	Millionen Mk.	
bis 525 Mark	3311752	39,11	6369856	25,65	1324,7	16,86
525 - 2000 „	4704757	55,57	16840444	67,82	4354,4	55,42
2000 - 20000 „	442534	5,22	1593244	6,41	1879,1	22,64
über 20000 „	8033	0,10	29240	0,12	398,8	5,08

Im Jahre 1890:

Einkommensklassen	Personen	Prozent	Personen	Prozent	Millionen Mk.	Prozent
bis 525 Mark	4094428	40,11	8383359	28,62	1647,4	16,58
525 - 2000 „	5517828	54,05	18562145	63,81	5119,7	51,53
2000 - 20000 „	582053	5,71	2095348	7,21	2475,2	24,96
über 20000 „	13583	0,13	47081	0,16	693,8	6,98

In dieser vollständigen Wiedergabe geben die preußischen Ziffern ein etwas anderes Bild, als in der Auslese, die Bernstein ihnen zu Theil werden ließ. Selbst wenn wir die Zensiten mit mehr als 2000 Mark alle den Besitzenden zurechnen wollten, haben diese sich nur um 145000 vermehrt, indeß gleichzeitig die Einkommen unter 2000 Mark um mehr als das Zehnfache, um 1600000 zunahmen. Nun haben freilich die Einkommen von 2000 bis 20000 Mark sich um 31,52 Prozent vermehrt, die Gesammtsumme der Zensiten nur um 20,56 Prozent. Aber gerade die Aermsten der Armen, die Einkommen unter 525 Mark, haben auch rascher zugenommen, als die Gesammtsumme, nämlich um 23,6 Prozent. Noch krasser erscheint diese Zunahme, wenn man nicht die Zensiten allein, sondern auch ihre Angehörigen in

Betracht zieht. Während die Gesammtbevölkerung Preußens von 1876 bis 1890 von 24 832 784 auf 29 087 933 stieg, also um **17,1** Prozent, wuchs die Zahl der Zensiten mit einem Einkommen von unter 525 Mark sammt ihren Angehörigen von 6 369 856 auf 8 383 359, also um **31,6** Prozent. Und dabei *sank* das Durchschnittseinkommen in dieser Klasse von 208 auf 197 Mark. Das nennt Bernstein eine Zunahme der Besitzenden, Ausgleichung der sozialen Gegensätze, die so offenkundig zu Tage liegt, daß es Thorheit wäre, sie sich verbergen zu wollen!

Die Quelle, der Bernstein seine Ziffern entnahm, findet deren Sprache denn auch keineswegs so günstig, wie er. „Soetbeer muß selbst zugeben", heißt es da, „daß die von ihm nachgewiesenen Resultate Anhaltspunkte zu der Behauptung geben, *daß sich das Einkommen ungleichmäßiger vertheile*, da die unteren und oberen Klassen an Häufigkeit zunehmen, die unteren im Durchschnittseinkommen sinken, die höheren steigen." Allerdings heißt es weiter: „Er selbst hält aber diesen Schluß nicht für gerechtfertigt, weil die Einschätzung für die befreiten Klassen milder, für die höheren strenger werde, und sich der Fortschritt der Volkswirthschaft gar nicht anders zeigen könne, als daß allmälig immer mehr Steuerpflichtige in die höheren Klassen aufrücken." Also mit anderen Worten, Soetbeer erklärt, die Zahlen der preußischen Einkommensteuerstatistik beweisen *das Gegentheil* dessen, was jetzt auch Bernstein behauptet; *trotzdem* glaubt er, daß die liberale Auffassung von der fortschreitenden Ausgleichung der sozialen Gegensätze gerechtfertigt sei; einmal aus theoretischen Gründen, die uns hier noch nichts angehen, und dann deswegen, *weil die Einschätzungen unzuverlässig seien*. Das zeigt aber doch im günstigsten Falle nur, daß die Soetbeerschen Ziffern nichts *gegen* die Bernsteinsche Behauptung beweisen. Es blieb Bernstein vorbehalten, durch künstliche Isolirung einiger dieser Ziffern aus der Soetbeerschen Tabelle einen glänzenden Beweis für seinen Satz herauszubestilliren.

Daß die Soetbeersche Tabelle nichts beweist, glauben auch wir. Sie umfaßt ungefähr denselben Zeitraum, wie die oben erwähnte sächsische Tabelle, zeigt aber eine ganz andere Entwicklungstendenz. In Sachsen finden wir einen Rückgang des Pauperismus und eine Zunahme des besser bezahlten Lohnproletariats auf Kosten der Paupers einerseits, der kleinen Besitzenden andererseits. In Preußen finden wir in dem gleichen Zeitraum eine relative Abnahme des besser bezahlten Lohnproletariats (absolut wächst es um 1 722 000 Köpfe), dafür Zunahme der besitzenden Bevölkerung und *eine ebenso große der untersten Schichten des Proletariats*.

Es ist nicht anzunehmen, daß Sachsen und Preußen gleichzeitig eine so gegensätzliche Entwicklung durchzumachen gehabt hätten. Viel näher liegt der Schluß, daß zum Mindesten die preußischen Ziffern nichts beweisen, was

von vornherein durch die Art der Steuereinschätzung bis 1891 wahrscheinlich gemacht wird.

So bleibt Bernstein nur noch das kolossale Zahlenmaterial, das England bietet.

Selbst angenommen, aber nicht zugegeben, die englischen Zahlen bewiesen eine Zunahme der Besitzenden, so würden sie damit noch nicht beweisen, daß dies das allgemeine Gesetz der kapitalistischen Produktionsweise sei, denn es scheint, als ob England aufhörte, den Typus des kapitalistischen Industrialismus zu repräsentiren.

Eins ist klar: es wäre lächerlich, die Zunahme der Besitzenden als Gesetz der kapitalistischen Produktionsweise blos aus der Besitz- oder gar Einkommensbewegung ihres Wohnorts zu deduziren. Sollten etwa in Monte Carlo oder im Berliner Thiergartenviertel die Besitzenden rascher zunehmen, als die übrige Bevölkerung, so wäre damit sehr wenig bewiesen. Um die Gesetze einer Produktionsweise zu erforschen, müssen wir ihr ganzes Gebiet ins Auge fassen, nicht ein Stück davon.

England wird aber immer mehr eine Art Thiergartenviertel der Welt. Auf der einen Seite wächst immer mehr sein Kolonialbesitz und die Zahl der englischen Beamten und Glücksritter, welche ihn ausbeuten und die Beute in England verzehren. Noch mehr aber wächst die Zahl der mit englischem Kapital gegründeten wirthschaftlichen Unternehmungen im Ausland — Banken, Handlungshäuser, Fabriken, Eisenbahnen —, deren Leiter und Aktionäre in England wohnen, dort den Mehrwerth einsacken und verzehren, der außerhalb Englands produzirt worden. Nicht minder wächst der Betrag der außerenglischen Staatsschulden, die von englischen Kapitalisten vorgestreckt worden sind.

„Indien allein", bemerkte Marx schon vor einem Menschenalter, „hat an 5 Millionen (Pfund) Tribut zu zahlen, für ‚gute Regierung', Zinsen und Dividenden von britischem Kapital &c., wobei gar nicht berechnet sind die Summen, die jährlich heimgesandt werden, theils von Beamten als Ersparnisse aus ihrem Gehalt, theils durch englische Kaufleute als Theil ihrer Profite, um in England angelegt zu werden. Von jeder britischen Kolonie sind aus denselben Gründen fortwährend große Rimessen zu machen. Die meisten Banken in Australien, Westindien, Kanada sind mit britischem Kapital gegründet, die Dividenden sind in England zu zahlen. Ebenso besitzt England viel auswärtige Staatspapiere, europäische, nord- und südamerikanische, wovon es die Zinsen zu empfangen hat, dazu kommt dann noch seine Betheiligung bei ausländischen Eisenbahnen, Kanälen, Bergwerken &c., mit den entsprechenden Dividenden.... Was andererseits von England ins Ausland geht an Besitzer englischer Werthpapiere und an Verzehr für Engländer im Ausland, ist dagegen verschwindend" („Kapital", III, 2, S. 130).

Seitdem dies geschrieben worden, ist die Entwicklung in dieser Richtung mächtig vorgeschritten. Während die Bevölkerung von Großbritannien und Irland 1871 31 800 000 betrug, 1891 37 700 000, also sich blos um nicht

ganz 20 Prozent vermehrte, wuchs die Bevölkerung des britischen Kolonialreichs von 200 Millionen auf über 300 Millionen, also um mehr als 50 Prozent. Noch rascher aber wuchs der Bereich der ökonomischen Ausbeutung für das englische Kapital. Mulhall nahm 1882 den Betrag des im Auslande angelegten englischen Kapitals auf 22 Milliarden Mark an, Bernstein selbst giebt an, daß heute sein Betrag auf 43 Milliarden geschätzt wird. Dagegen giebt er den Betrag des in die englischen Aktiengesellschaften eingezahlten Kapitals auf 22 Milliarden an. Sind diese Ziffern richtig, so ergäbe das eine Verdoppelung des im Auslande angelegten Kapitals binnen anderthalb Jahrzehnten! Auf jeden Fall dehnt sich das Ausbeutungsgebiet (nach der Volkszahl) des britischen Kapitals weit rascher aus als die britische Bevölkerung. Wollte aber Bernstein das Gesetz der Zunahme der Besitzenden in der kapitalistischen Produktionsweise aus den statistischen Zahlen Englands ableiten, so mußte er diese Zunahme in Beziehung setzen zur Zunahme der Proletarier nicht blos in England, sondern im gesammten englischen Ausbeutungsgebiet.

Das ist freilich eine Aufgabe, die sich mit dem gegebenen statistischen Material nicht lösen läßt.

Indessen wäre auch die Vergleichung der Vermehrung der Besitzenden mit der der Gesammtbevölkerung Englands nicht ohne Bedeutung. Ergäbe sie eine raschere Zunahme der Besitzenden, so bewiese sie zwar nicht, daß die Marxschen Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise falsch sind, wohl aber daß die Hindernisse des Sozialismus in England wachsen.

Die revolutionäre Kraft in der modernen Gesellschaft ist vom marxistischen Standpunkt nicht das Kapital überhaupt, sondern das industrielle Kapital; dieses bildet die Kraft, welche die Vorbedingungen sozialistischer Produktion schafft und die Proletarier in die Welt setzt, deren historische Aufgabe es ist, diese Produktion herbeizuführen.

Das Handelskapital und das Leihkapital bilden dagegen für sich noch keine revolutionären Kräfte; sie schaffen für sich allein noch kein revolutionäres Proletariat. Wenn in England das Handelskapital und das nicht in der heimischen Industrie beschäftigte Leihkapital rascher wachsen als das industrielle Kapital, dann ist es nicht unmöglich, daß dort die Besitzenden rascher zunehmen als die Bevölkerung. Dann ist es auch möglich, daß dort die sozialen Gegensätze sich vermindern, aus dem Grunde, weil dann die soziale Entwicklung im Vergleich zu der vorwiegend industrieller Länder, wie Deutschland und Amerika ins Stocken geräth.

Es ist zu wiederholten Malen von Engländern selbst die Befürchtung ausgesprochen worden, England werde das Schicksal Hollands theilen, das im 17. Jahrhundert in jeder Beziehung der höchst entwickelte kapitalistische Staat

der Welt war, bei dem aber die Entwicklung des kommerziellen und Leihkapitals immer mehr die des industriellen Kapitals überwucherte, so daß schließlich Holland zwar einer der kapitalreichsten und mit Besitzenden am zahlreichsten versehenen, aber auch einer der ökonomisch rückständigsten und für die soziale Entwicklung bedeutungslosesten Staaten wurde.

Ob dies das Schicksal Englands, ob es berufen ist, aus der Werkstatt der Welt ihr Geldschrank zu werden, das läßt sich noch nicht erkennen. Sicherlich aber wird der Sozialismus nur aus der Werkstatt und nicht aus dem Geldschrank entspringen.

Aber diese Unterschiede existiren für Bernstein nicht. Marx hat das industrielle von dem Handels- und Leihkapital gesondert und die Entwicklungsgesetze jeder einzelnen dieser Kapitalsarten untersucht. Bernstein, der sich's zur Aufgabe gesetzt, den Marxismus zu vertiefen und zu vervollkommnen, wirft alle Kapitalsarten zusammen, setzt dann an Stelle des präzisen Begriffs des Kapitalisten den verschwommenen des „Besitzenden" und gebraucht noch diesen Begriff in so verschiedenartiger Weise, daß schließlich weder er noch seine Leser recht wissen, was damit gemeint wird. Auf diese Weise wird der Marxismus von seinen Widersprüchen gereinigt und auf eine höhere Stufe gehoben.

Selbst wenn es Bernstein gelänge, für England eine relative Zunahme der Besitzenden zu erweisen, so würde das für sich allein über die allgemeinen Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise nur wenig Licht verbreiten.

Indessen giebt er uns hier ebenso wenig als sonst eine Besitzstatistik, sondern nur eine Einkommensstatistik. Da haben wir zunächst einige absolute Zahlen aus dem Jahre 1893/94, die für sich natürlich gar nichts beweisen. Dann aber kommt sein großer Trumpf, den er zum Theil in fetter Schrift auszeichnet, damit ihn der Leser ja nicht übersieht.

„In der ‚British Review' vom 22. Mai 1897 finden sich einige Zahlen über das Wachsthum der Einkommen in England von 1851 bis 1881. Danach zählte England Familien mit 150 bis 1000 Pfund Sterling Einkommen (die mittlere und die kleine Bourgeoisie und die höchste Arbeiteraristokratie): 1851 rund 300000, 1881 rund 900000. Während die Bevölkerung in diesen dreißig Jahren sich im Verhältniß von 27 auf 35, d. h. um etwa 30 Prozent vermehrte, stieg die Zahl dieser Einkommensklassen im Verhältniß von 27 auf 90, d. h. um 233⅓ Prozent. Sie wird heute von Giffen auf **anderthalb Millionen Steuerzahler** geschätzt." (S. 49).

Ja, geschätzt! Der große, fettgedruckte Trumpf, er beruht auf einer Schätzung, nicht einer Zählung. Später freilich wird bereits die auf diese Schätzung aufgebaute Hypothese als eine von den Steuerbehörden aus-

gekundschaftete Thatsache bezeichnet, „an der sich heute gar nicht mehr rütteln läßt“ (S. 178).

Warum wurde aber die Zahl der Zensiten nur *geschätzt*, nicht *gezählt*? Aus dem einfachen Grunde, weil das letztere *unmöglich* ist.

Das englische Einkommensteuergesetz theilt die Einkommen in fünf große Klassen, nach den Quellen, denen sie entspringen: 1. Grundeigenthum, 2. Landnutzung, 3. Staatsrenten, 4. Beamtenbesoldungen und endlich 5. die Klasse aller übrigen Einkommen aus Industrie, Handel 2c. Jede dieser Klassen zerfällt wieder in Unterabtheilungen und in jeder derselben wird die Steuer besonders erhoben. Wir erhalten nur die Zahlen der Zensiten und ihre Vertheilung auf die einzelnen Steuerstufen *innerhalb einzelner Gruppen*, die Gesammtzahl der Zensiten und das Gesammteinkommen eines jeden bleiben uns dunkel und können nur „berechnet“, das heißt mehr oder weniger genau *geschätzt* werden.

Das ist ein Gebiet, wie geschaffen für statistische Schönfärberei.

Wie wenig die englische Einkommensteuerstatistik beweist, davon ein Pröbchen. In Kolbs Statistik werden die Einkommen in Schedula D (Industrie und Handel) von 1812 und 1847 miteinander verglichen. Da finden wir

Einkommen von 150 bis 500	Pfund Sterling	Zunahme	196	Prozent
„ „ 500 „ 1000	„ „	„	148	„
„ „ 1000 „ 2000	„ „	„	148	„
„ „ 2000 „ 3000	„ „	„	118	„
„ „ 5000 Pfund Sterling und darüber		„	189	„

Dazu bemerkt Kolb: „Die Bevölkerung war im Allgemeinen um 60 Prozent gestiegen, *der Wohlstand also dreimal stärker als die Bevölkerung gewachsen*“ (vergl. Statistik 1875, S. 431). Das ist fast genau das gleiche Resultat, das uns Bernstein für die Zeit von 1851 bis 1881 vorführt. 1812 bis 1847, das war die schlimmste Zeit für die Arbeiterbevölkerung Englands, die Zeit, der Engels die Schilderungen in seiner „Lage der arbeitenden Klassen“ entnahm, in der das Proletariat zusehends in Pauperismus und Kriminalität versank, kein Arbeiterschutzgesetz, keine kräftige Gewerkschaftsbewegung die physische und moralische Degenerirung des Proletariats aufhielt — die Entwicklung der Einkommensteuer zeigt aber das gleiche Bild wie heute.

Eine treffliche Kritik der englischen Einkommensteuerstatistiken liefert *Max Schippel* in seinem Buche über „Das moderne Elend“, 1888. Es trägt das Motto: „Von zweien Welten eine mußt du wählen. Hast du gewählt, dann ist kein Rücktritt mehr.“

Selbst Herr *Leroy Beaulieu*, der bürgerliche Optimist in optima forma und auf dem in Rede stehenden Gebiet Bernsteins Vorgänger, mußte

gestehen: „Unglücklicherweise besitzen wir über die Einkommen in England keine so positiven Daten, wie wir sie für dasselbe Phänomen in Deutschland gefunden haben. . . . Wir sind daher gezwungen, uns auf annähernde Schätzungen zu beschränken (aux indications approximatives).“ (Essay sur la repartition des richesses, S. 526). Aber wo der bürgerliche Schönfärber nur vorsichtig tastend und unter großer Zurückhaltung sich vorwärts bewegt, da acceptirt der Sozialdemokrat Bernstein leichten Herzens jede Zahl, wo immer sie herstammen mag, wenn sie nur gegen die sozialistische Lehre spricht. Die „British Review“ war (sie ist eingegangen) nicht etwa eine statistische oder nationalökonomische Fachzeitschrift, sondern ein halb politisches, halb literarisches konservatives Wochenblatt, das, nach der einen Nummer, die mir aufzutreiben möglich war, zu urtheilen, zu seinen Hauptaufgaben das Herunterreißen nicht blos des Sozialismus, sondern auch der Demokratie machte. Der Artikel, auf den sich Bernstein beruft, ist ein anonymer Gelegenheitsartikel zum Jubiläum der Königin, polemisirend gegen Utopisten und Radikale, eine lächerliche rosenfarbene Schilderung des sozialen Fortschritts in England, die zu dem Resultat kommt: „Die Arbeiterklasse überrascht uns durch die Schnelligkeit, mit der sie immer reicher wurde; die kleine Bourgeoisie (the middle classes) durch die Schnelligkeit, mit der sie sich vermehrte.“ Als Beweis dafür marschiren die obigen Ziffern auf, die uns einfach vorgesetzt werden, ohne jeden Hinweis auf die Methode, wie sie gewonnen, oder die Quelle, der sie entnommen wurden. Bernstein aber nimmt sie unbesehen hin und hält sie uns mit großer Emphase entgegen. Als gleichwerthig mit diesen Zahlen figurirt in dem Artikel der Hinweis auf die zahlreichen Villen, die um London herum gebaut wurden — „Villen mit hübschen Gärten, in denen zierliche junge Damen sich ergötzen und artige junge Herren elegant Lawntennis spielen“ ꝛc. Mit welcher Leichtfertigkeit dieses Jubiläumsfeuilleton die Statistik behandelt, davon nur ein Beispiel. In England giebt es bis heute keine Zählung der Lohnarbeiter, sondern nur eine der Erwerbsthätigen, ohne Unterschied ihrer Stellung. Die Angehörigen wieder werden gesondert gezählt. Der Verfasser des Jubiläumshymnus giebt aber mit der größten Bestimmtheit an, die Arbeiterbevölkerung des Vereinigten Königreichs sei 1851 26 Millionen und 1881 30 Millionen stark gewesen. Die Gesammtbevölkerung belief sich aber 1851 auf 27 746 000, 1881 dagegen auf 34 885 000. Die nichtproletarische Bevölkerung (Pächter, Handwerker, Kleinhändler, die Intelligenz, Kapitalisten und Grundbesitzer ꝛc.) hätte demnach 1851 nur etwas über $1^1/_2$ Millionen betragen, nur 6 Prozent der Gesammtbevölkerung! Das ist einfach absurd. Baxter schätzte 1867 die Lohnarbeiter auf 80 Prozent aller Einkommen beziehenden Personen im Vereinigten Königreich. Da dank der Frauen- und Kinderarbeit die Zahl der An-

gehörigen bei den Arbeitern eine geringere als bei den höheren Klassen, betrug der Antheil der letzteren an der Gesammtbevölkerung noch etwas mehr als 20 Prozent.

Diese oberflächliche, vulgäre Harmoniedußelei ist die wissenschaftliche Quelle, aus der Bernstein seine besten Waffen gegen die marxistische Lehre zieht! Nächstens wird er dem „Kapital“ ein anonymes Feuilleton aus der „Woche“ des Herrn Scherl entgegenstellen!

Je näher wir das statistische Material Bernsteins betrachten, desto mehr wird uns seine Wandlung ein Räthsel. Vergebens suchen wir nach den Thatsachen, die ihn veranlassen konnten, jener Lehre entgegen zu treten, von deren Wahrheit er aufs Tiefste überzeugt war, bei deren Propagirung er in erster Reihe stand, die er gegen alle Anfechtungen siegreich zu vertheidigen wußte.

---

d) Die Aktiengesellschaften.

In der Diskussion wies Bernstein auf die **Vermehrung der Börsenblätter** als Beweis für die Zunahme der Besitzenden hin.

Ja, aber die beweist doch nur das, was Niemand bestritten, wofür wir eben zahlreiche statistische Beweise gesehen, daß die Zahl der kapitalistischen Unternehmungen wächst, daß der Kapitalismus sich immer weiter ausbreitet, immer weitere Zweige des Erwerbslebens, immer weitere Gebiete der Erde in sein Bereich hineinzieht, daß der Weltmarkt sich rapid entwickelt und daß der einzelne Geschäftsmann immer weniger im Stande ist, ihn durch seine eigenen persönlichen Beziehungen zu überschauen, daß nur die Mittel einzelner großer Zeitungen im Stande sind, diese Uebersicht zu liefern; endlich beweist diese rasche Vermehrung der Börsenblätter noch die raschen Fortschritte des Aktienwesens, die fortschreitende Zunahme jener kapitalistischen Unternehmungen, die einer gewissen öffentlichen Kontrolle unterliegen und der Oeffentlichkeit bedürfen, jener „publicité“, die, wie die Panamaaffaire gezeigt, eine so vielgesuchte und theuere Waare geworden ist.

Aber die Zahl der Börsenblätter läßt uns absolut im Dunklen über die Zahl der Besitzenden. Jeder, der in Handel und Verkehr thätig ist, muß sie heutzutage lesen, einerlei, ob er Kapitalist oder blos Angestellter eines Kapitalisten ist.

Für eine so offenkundige Thatsache, wie die Zunahme der Besitzenden, sollten etwas deutlichere Beweise zu finden sein.

Bernstein glaubt denn auch, solche noch gefunden zu haben im Aktienwesen.

Die Aktiengesellschaft, erklärt er, wirkt der Zentralisation der Vermögen durch Zentralisation der Betriebe in sehr bedeutendem Umfang entgegen.

„Leider fehlt es durchaus noch an zahlenmäßigen Nachweisen über die thatsächliche Vertheilung der Stamm-, Prioritäts- &c. Antheile der heute einen so gewaltigen Raum einnehmenden Aktiengesellschaften, da in den meisten Ländern die Antheile anonym sind (d. h. wie anderes Papiergeld ohne Umstände den Inhaber wechseln können), während in England, wo die auf den Namen eingetragenen Aktien überwiegen und die Listen der so festgestellten Aktionäre von Jedermann im staatlichen Registriramt eingesehen werden können, die Aufstellung einer genaueren Statistik der Aktienbesitzer eine Riesenaufgabe ist, an die sich noch Niemand herangewagt hat. Man kann ihre Zahl nur auf Grund gewisser Ermittlungen über die einzelnen Gesellschaften annähernd schätzen. Um jedoch zu zeigen, wie sehr die Vorstellungen täuschen, die man sich in dieser Hinsicht macht, und wie die modernste und krasseste Form kapitalistischer Zentralisation, der „Trust", thatsächlich ganz anders auf die Vertheilung der Vermögen wirkt, als es dem Fernstehenden erscheint, folgen hier einige Zahlen, die leicht verifizirt werden können.

„Der vor etwa Jahresfrist gegründete englische Nähgarn-Trust zählt nicht weniger als 12300 Antheilsinhaber. Davon:

6000	Inhaber von Stammaktien	mit	1200	Mark	Durchschnittskapital
4500	= = Prioritätsaktien	=	3000	=	=
1800	= = Obligationen	=	6300	=	=

„Auch der Trust der Feingarnspinner hat eine anständige Zahl von Antheilsinhabern, nämlich 5454.

2904	Inhaber von Stammaktien	mit	6000	Mark	Durchschnittskapital
1870	= = Prioritätsaktien	=	10000	=	=
680	= = Obligationen	=	26000	=	=

„Aehnlich der Baumwoll-Trust P. u. T. Coats. Das sind einige Beispiele für die Zersplitterung der Vermögenstheile an zentralisirten Unternehmungen. Nun sind selbstverständlich nicht alle Aktionäre in nennenswerthem Umfange Kapitalisten und vielfach erscheint ein und derselbe große Kapitalist bei allen möglichen Gesellschaften. Aber bei alledem ist die Zahl der Aktionäre und der Durchschnittsbetrag ihres Aktienbesitzes in raschem Wachsthum begriffen. Insgesammt wird die Zahl der Akteninhaber in England auf weit über eine Million geschätzt" (S. 47—49).

Also, wir haben keine Statistik des Aktienbesitzes; nicht Jeder, der eine Aktie besitzt, ist deswegen gleich ein Kapitalist, derselbe große Kapitalist erscheint bei allen möglichen Gesellschaften als kleiner Kapitalist wieder. Alles das giebt Bernstein selbst zu. Das heißt aber mit anderen Worten, alle die Daten, die er da bringt, sind als Zeichen der Zunahme der Besitzenden völlig werthlos. Sie beweisen noch weniger als die Einkommensteuerstatistik, ihre Vorführung beweist blos eins: die vollständige Rathlosigkeit Bernsteins, woher für seine Behauptung einen auch nur halbwegs plausiblen Beweis zu nehmen.

Nicht mehr als die Zahlen, die er bringt, beweisen die theoretischen Ausführungen, mit denen er sie einleitet. „Die Form der Aktiengesellschaft",

sagt er, „wirkt der Tendenz: Zentralisation der Vermögen durch Zentralisation der Betriebe in sehr bedeutendem Umfang entgegen.“ Warum? „Sie erlaubt eine weitgehende Spaltung schon konzentrirter Kapitale und macht Aneignung von Kapitalen durch einzelne Magnaten zum Zwecke der Konzentrirung gewerblicher Unternehmen überflüssig. Wenn nicht-sozialistische Oekonomen diese Thatsache zum Zwecke der Beschönigung der sozialen Zustände ausgenutzt haben, so ist das für Sozialisten noch kein Grund, sie sich zu verheimlichen oder hinwegzureden“ (S. 47).

Also wieder eine Thatsache, die uns Sozialisten unbequem wird, die wir verheimlichen oder wegreden wollen. Aber worin besteht diese „Thatsache“? Ist es Thatsache, daß die Form der Aktiengesellschaft der Zentralisation der Vermögen entgegenwirkt? Mit nichten, das ist vielmehr zu beweisen. Die Thatsache besteht blos darin, daß die Form der Aktiengesellschaft die Spaltung schon vorhandener Kapitale erlaubt, die Aneignung von Kapitalen durch einzelne Magnaten überflüssig macht. Aber es wäre sehr vorschnell, wollte man deswegen es gleich als „Thatsache“ hinstellen, daß in Wirklichkeit diese Erlaubniß auch wirksam benutzt wird und daß die Kapitalmagnaten deswegen sich nicht mehr Kapitale aneignen, weil das überflüssig geworden ist.

Aktien werden in dieser schnöden Welt nicht verschenkt, sondern verkauft, sie bringen nicht Geldbesitz, sondern setzen ihn voraus. Durch die Gründung einer Aktiengesellschaft wird an der bestehenden Besitzvertheilung gar nichts geändert. Die Form der Aktiengesellschaft ermöglicht nur, was auch die Sparkassen und Banken leisten, daß kleine Geldsummen, die nicht zur Betreibung eines kapitalistischen Unternehmens ausreichen, zu Kapital werden. Die Form der Aktiengesellschaft vermehrt daher die der kapitalistischen Produktion zu Gebote stehende Kapitalsmenge, sie erlaubt es, Besitz in Kapital zu verwandeln, der sonst nicht zu Kapital würde, sondern unverzinst als Schatz liegen bliebe, aber sie ändert zunächst gar nichts an der bestehenden Vertheilung des vorhandenen Besitzes.

Die Zunahme der Zahl der Aktionäre beweist gar nicht die Zunahme der Zahl der Besitzenden; sie beweist nur, daß in der kapitalistischen Gesellschaft die Form der Aktie immer mehr die vorherrschende Form des Besitzes wird.

Der Hinweis auf die Form der Aktiengesellschaft löst also keineswegs das Problem, woher denn dies angebliche Wachsthum der Besitzerzahl stammt. Sie kann dieses Wachsthum, wenn es stattfindet, ausdrücken, sie kann es aber nicht erzeugen.

Woher soll es aber kommen angesichts der Zunahme der Proletarier? Darüber giebt uns Bernstein keine nähere Auskunft. Sollen etwa in steigendem

Maße Proletarier aus ihrem Lohne so viel ersparen, daß sie Kapitalisten werden können? Bernstein legt zwar vor Schulze-Delitzsch eine ebenso große Achtung an den Tag, wie vor Herrn Julius Wolf. Aber so lange er es nicht direkt ausspricht, nehme ich nicht an, daß er glaubt, die Zunahme der Besitzenden könne dem Sparen der Arbeiter entspringen. Bleibt nur jener Grund, den er selbst andeutet: Spaltung schon konzentrirter Kapitale.

Solche Spaltungen kommen vor, sie gehen ununterbrochen vor sich. Ihre Ursache ist das Erbrecht. Wenn das feudale Erbrecht die Enterbung aller anderen Kinder eines Ehepaars zu Gunsten eines einzigen festsetzt, bestimmt das bürgerliche die gleichmäßige Vertheilung des Erbes unter alle Kinder. Das ist eine Einrichtung, die freilich der Zentralisation der Kapitalien sehr erheblich entgegenwirkt, sonst ginge diese noch weit schneller vor sich. Aber sollte die Erbtheilung der Kapitalien dazu führen, daß die Zahl der Kapitalisten schneller wächst, als die Bevölkerung, müßte auch ihre natürliche Vermehrung eine schnellere sein. Bekanntlich ist aber gerade das Gegentheil der Fall. Die Proletarier führen nicht umsonst ihren Namen, sie erzeugen eine zahlreiche Proles (Nachkommenschaft). Dagegen ist die ganze Familienpolitik der Kapitalisten daraufhin zugeschnitten, den dezentralisirenden Folgen der Erbtheilung möglichst entgegenzuwirken. Die Ehen werden möglichst so geschlossen, daß sie zur Vereinigung zweier inbrünstig nach einander verlangenden Kapitalien führen, und das Zweikindersystem wird unter den Besitzenden immer allgemeiner. Daß diese eine verhältnißmäßig zahlreichere Nachkommenschaft hervorbringen als die Proletarier, ist demnach von vornherein ausgeschlossen. Woher aber dann die „weitgehende Spaltung schon konzentrirter Kapitale“? Die Kapitalisten verschenken doch keine Kapitalien? Wo steckt denn dann jene Thatsache, die den Sozialisten so unbequem ist, daß sie versuchen, sie zu verheimlichen oder hinwegzureden? Wir können Bernstein nicht zwingen, an die Ehrlichkeit seiner bisherigen Kampfesgenossen zu glauben, aber wir möchten doch wenigstens wissen, worin unsere Unehrlichkeit besteht.

Sollte Bernstein vielleicht meinen, daß die „Form der Aktiengesellschaft“, wenn sie auch direkt an der Besitzvertheilung nichts ändert, so doch aus sich heraus Tendenzen entwickelt, die zur Dezentralisation der Kapitalien führen? Er sagt das nicht, und es liegt auch nicht der mindeste Grund vor, es anzunehmen. Alles spricht für das Gegentheil.

Sichere, sich gut verzinsende Aktien werden von den großen Kapitalisten mit Beschlag belegt. Für die kleinen Leute bleiben von den höher sich verzinsenden nur die unsicheren Papiere, die nicht ein Mittel sind, Besitzlose in Besitzende zu verwandeln, sondern eines, Spargroschen des Kleinbürgerthums und der proletarischen Elite in die Taschen der Spekulanten zu locken.

Selbst der gerade nicht schwarzmalende Leroy Beaulieu muß in seinem schon mehrfach zitirten Buche gestehen: „Bisher haben die Aktiengesellschaften zwar dem Unternehmungsgeist einen mächtigen Anstoß gegeben und die Produktion entwickelt, aber sicher auch dahin gewirkt, eine große Ungleichheit im Besitz zu schaffen. Sie haben den Finanzleuten der Hauptstadt erlaubt, sich eines sehr großen Theiles der Ersparnisse des Publikums zu bemächtigen; sie sind in viel höherem Grade als die Industrie und der Handel der Ursprung kolossaler Vermögen gewesen. ... Sie haben ohne Zweifel zu maßloser Bereicherung einiger geschickten Glücksritter und zur Verarmung zahlreicher naiver Gemüther geführt" (S. 335, 338). Die Erlaubniß „zur weitgehenden Spaltung schon konzentrirter Kapitale" nimmt hier eine andere Form an, als bei unserem Marxisten.

Freilich tröstet sich Leroy Beaulieu hier wie auch sonst mit der Erwartung, die Schattenseiten des Aktienwesens seien wahrscheinlich nur vorübergehende. Das schrieb er gerade zu der Zeit, als die Panamagesellschaft gegründet wurde.

Ist die Form der Aktiengesellschaft das auserlesene Mittel, Gimpel zu fangen und zu rupfen, so ist sie andererseits ein Mittel, den großen Kapitalisten neue Machtmittel zur Verfügung zu stellen, da sie nichts ist als eine besondere Form des Kredits. Das Kreditwesen „wird nicht nur selbst zu einer neuen gewaltigen Waffe im Konkurrenzkampf. Durch unsichtbare Fäden zieht es die über die Oberfläche der Gesellschaft in größeren oder kleineren Massen zersplitterten Geldmittel in die Hände individueller oder assoziirter Kapitalisten. Es ist die spezifische Maschine zur Konzentration der Kapitale" (Marx).

Bernstein meint, die Form der Aktiengesellschaft mache „Aneignung von Kapitalen durch einzelne Magnaten zum Zwecke der Konzentrirung gewerblicher Unternehmen überflüssig". Aber was nützt uns das, wenn die „Magnaten" sich dadurch nicht beirren lassen, sondern vielmehr diese selbe Form benützen, fremde Kapitale ihren eigenen dienstbar zu machen und so „gewerbliche Unternehmungen" von einer Ausdehnung zu schaffen und auszubeuten, zu denen ihre eigenen Mittel allein nicht ausreichen würden?

Erst jüngst lasen wir in einer amerikanischen Zeitung, der Nominalwerth der Zertifikate des Standard-Oil-Trusts betrage 97250000 Dollars. John D. Rockefeller besitzt deren im Werthe von 49000000. Er hat also die Mehrheit der Stimmen, und die Aktienform ist ein Mittel, ihm die freie Verfügung über fast das Doppelte seines eigenen Einsatzes zu gewähren. Das mag gleichgiltig scheinen vom bloßen Standpunkt der Vertheilung des Profits. Aber das entscheidende soziale Moment ist nicht die Vertheilung, sondern die Produktion, und auf diesem Gebiete wird die Macht, damit aber auch das Einkommen des einen Rockefeller durch die Einzahlungen seiner Mitaktionäre enorm gesteigert.

Weit entfernt, die Wirkungen der Konzentration der Kapitalien aufzuheben, ist das Aktienwesen vielmehr das Mittel, sie auf die Spitze zu treiben. Die Form der Aktiengesellschaft erst ermöglicht riesige Unternehmungen, denen das Einzelkapital nicht gewachsen ist. Sie ist die Form, in der sich die Monopolisirung einzelner Betriebszweige vollzieht. Ist die Monopolstellung der Trusts, der Eisenbahnen, der großen Banken, deswegen eine geringere, weil sie Aktiengesellschaften sind? Und sind sie deshalb weniger die Werkzeuge einzelner Finanzmagnaten, „welche alle Vortheile dieses Umwandlungsprozesses usurpiren und monopolisiren"?

Wir haben keine Statistik der Vertheilung des Aktienbesitzes, aber alles weist darauf hin, daß im Aktienwesen derselbe Prozeß der Akkumulation und Zentralisation von Kapital vor sich geht, den wir an den kapitalistischen Unternehmungen beobachten können.

Was durch das Aktienwesen offenbar vergrößert wird, das ist nicht die Zahl der Besitzenden, sondern innerhalb dieser Klasse die der müßigen Besitzenden. Es enthebt die Kapitalisten von Funktionen, die sie im ökonomischen Getriebe haben und macht sie bereits in der kapitalistischen Gesellschaft überflüssig. Diese Thatsache wird durch das rasche Anwachsen der Zahl der Aktiengesellschaften allerdings drastisch illustrirt.

„Die stete Zunahme der ‚Treuhand'-Gesellschaften, die den Kapitalisten die Sorge um die Anlage ihrer Vermögen abnehmen", auf die sich Bernstein als ein Zeichen der Zunahme der Besitzenden beruft, beweist ebenfalls nur die Zunahme der Zahl der müßigen Besitzenden, beweist, wie rasch die Kapitalistenklasse für das ökonomische Getriebe der Gesellschaft überflüssig wird, wie sehr sie immer mehr zum Parasiten am gesellschaftlichen Körper heranwächst.

Nicht die Zunahme der Besitzenden wird durch die rasche Zunahme der Aktiengesellschaften bewiesen, sondern die wachsende Ueberflüssigkeit kapitalistischer Produktion, die wachsende Möglichkeit, ja Nothwendigkeit sozialistischer Produktion.

Aber Bernstein hat noch einen Beweis für die Zunahme der Besitzenden:

„Wenn wir die Thatsache nicht durch Einkommens- und Berufsstatistik empirisch festgestellt vor uns hätten, so würde sie sich auch auf rein deduktivem Wege als die nothwendige Folge der modernen Wirthschaft nachweisen lassen.

„Was die moderne Produktionsweise vor Allem auszeichnet, ist die große Erhöhung der Produktivkraft der Arbeit. Die Wirkung ist eine nicht minder große Steigerung der Produktion — Massenproduktion von Gebrauchsgütern. Wo bleibt dieser Reichthum? Oder, um gleich die Frage auf den Kern der Sache zuzuspitzen: wo bleibt das Mehrprodukt, das die industriellen Lohnarbeiter über ihren eigenen, durch ihren Lohn begrenzten Konsum hinaus produziren? Die „Kapitalmagnaten" möchten zehnmal so große Bäuche haben, als der Volkswitz ihnen nachsagt, und zehnmal so viel Bedienung halten, als sie in Wirklichkeit thun, gegenüber der Masse des jährlichen Nationalprodukts — man vergegenwärtige

sich, daß ja die kapitalistische Großproduktion vor Allem Massenproduktion ist — wäre ihr Konsum noch wie eine Feder in der Wage. . . . Wo bleibt also die Waarenmenge, die die Magnaten und ihre Dienerschaft nicht verzehren? Wenn sie nicht doch in der einen oder anderen Weise den Proletariern zufließt, so muß sie eben von anderen Klassen aufgefangen werden. Entweder steigende relative Abnahme der Zahl der Kapitalisten und steigende Wohlhabenheit des Proletariats oder eine zahlreiche Mittelklasse, das ist die einzige Alternative, die uns die fortgesetzte Steigerung der Produktion läßt" (S. 51, 52).

Das ist Bernsteins theoretischer Beweis seiner These, die, wie wir gesehen, durch die Einkommens- und Berufsstatistik nichts weniger als „empirisch festgestellt" ist. Allerdings ein Beweis eigener Art, ein Beweis, der in einer Frage besteht: Wo bleibt der Reichthum? Bernstein zeigt nicht, wie und warum der steigende gesellschaftliche Reichthum die Zahl der Besitzenden vermehrt, es genügt ihm, daß er nicht weiß, wo der Reichthum sonst hingelangen könnte.

Versuchen wir, die Antwort zu geben, die Bernstein selbst hätte geben müssen.

---

e) Die Verwendung des Mehrwerths.

Da haben wir zunächst die Kapitalmagnaten selbst. Daß der Luxus, die Verschwendung in ihren Reihen enorm wächst, oft geradezu wahnwitzige Formen annimmt, das zeigt ein Blick auf das Leben und Treiben der „Crême" der Gesellschaft in New York, Paris, London, an der Riviera und sonstigen eleganten Badeorten. Die Villen, Schlösser, Yachten, Jagdgründe dieser Leute, ihre Feste, ihre Liebhabereien, ihre Maitressen, ihre Spielverluste, alles das kostet jedem Einzelnen der „Magnaten" immer größere Summen, denn die Lebenshaltung dieser braven Leute ist in schwindelndem Aufstieg begriffen, so daß selbst Könige nicht immer mitthun können und zu den ordinärsten Schwindelmanövern greifen, um nicht ganz aus den Reihen der Lebewelt deklassirt zu werden. Daß um die Magnaten ein stets wachsender Schweif von Parasiten aller Art sich ansammelt, und daß diese zur „Spaltung schon konzentrirter Kapitale" viel beitragen, ist richtig. Aber als Bernstein von der Zunahme der „Besitzenden" sprach, dachte er doch nicht an diese Parasiten, Professionsspieler, Jockeys, Huren und dergleichen.

Während aber der Luxus und die Verschwendung der einzelnen Magnaten wächst, nimmt auch ihre Zahl rapid zu, viel rascher als die Bevölkerung oder die Arbeiterklasse. Diese Zunahme läßt sich besser als ihre Verschwendung zahlenmäßig fixiren. Als ein Anzeichen der raschen Ausdehnung des Kreises der Kapitalmagnaten kann die Thatsache gelten, daß im Deutschen Reiche von 1892 bis 1895 die Zahl der gewerblichen Betriebe nur um 4,6 Prozent

stieg, die Bevölkerung um 14,5 Prozent, die der Riesenbetriebe mit mehr als 1000 Arbeitern dagegen um 100 Prozent! Dieselbe Entwicklung zeigt, wie wir gesehen, die ziemlich zuverlässige sächsische Einkommensstatistik. Die Gesammtzahl der eingeschätzten physischen Personen wuchs von 1879 bis 1894 um 37,4 Prozent, von 1 084 751 auf 1 490 558, dagegen die der physischen Personen mit einem Rieseneinkommen von mehr als 54 000 Mark um 272 Prozent, von 238 auf 886. Die Zahl *dieser* Besitzenden ist allerdings in rascher Zunahme begriffen.

Aber es wächst nicht nur die Zahl der Verschwender und ihre Verschwendung in einem Maße, wie es ohne Ruinirung der Bevölkerung nur das erstaunliche Wachsen der Produktivität der Arbeit unter dem kapitalistischen Regime erlaubt. Es wächst auch die, man kann sagen unpersönliche, mit diesem Regime nothwendig verknüpfte Verschwendung.

Bernstein selbst weist auf zwei Ursachen solcher Verschwendung hin: „Krisen und unproduktive Ausgaben für Heere &c. verschlingen viel, haben aber doch“, so wendet er ein, „in neuerer Zeit immer nur Bruchtheile des Gesammtmehrprodukts absorbirt.“ Das haben sie wohl nicht nur in neuerer Zeit gethan. Es fragt sich blos, wie erheblich diese Bruchtheile sind. Die Verluste durch Krisen lassen sich ziffernmäßig nicht feststellen, wohl aber die Kosten der Armeen.

Im Deutschen Reiche beliefen sich die Kosten des Landheers, der Marine und der Verzinsung der Reichsschulden, die doch nur durch das Kriegswesen nöthig wurden, 1874 auf 368 Millionen Mark, für 1899 dagegen waren sie auf 809 Millionen angesetzt. Sie haben sich also *mehr als verdoppelt*, während die Bevölkerung inzwischen nur von 41 (1871) auf 52 Millionen (1895) anwuchs.

Aber die Verschwendung ist damit nicht erschöpft, man bedenke, daß das stehende Heer auch jährlich Hunderttausende von Männern im arbeitsfähigsten Alter unproduktiv festhält. 1874 waren es 400 000, heute sind es 600 000 Mann, deren Arbeitskraft in dieser Weise vergeudet wird. Rechnen wir, daß jeder derselben Produkte im Werthe von blos 1000 Mark jährlich schaffen könnte — Lohnsumme und Mehrwerth zusammengenommen —, so würde die Verschwendung durch Brachlegung der Arbeitskräfte des stehenden Heeres bereits den Betrag von 600 Millionen erreichen. Dazu die Geldkosten des Kriegswesens addirt, erhalten wir heute eine Summe von fast anderthalb Milliarden gegen etwa 800 Millionen vor 25 Jahren, die der Volkswirthschaft jährlich entzogen wird. Innerhalb 25 Jahren ist das Deutsche Reich durch seine Armee um circa 25 Milliarden, den sechsfachen Betrag der französischen Kriegsentschädigung, ärmer geworden. Das ist denn doch schon ein recht ansehnlicher „Bruchtheil des Gesammtmehrprodukts“. Daß der Militarismus trotzdem nicht noth-

wendiger Weise zu absoluter Verarmung der Völker führt, daß er, wie jo das Deutsche Reich selbst beweist, mit einem erheblichen Anwachsen des gesellschaftlichen Reichthums Hand in Hand gehen kann, das verdankt er nur der enormen Produktivität der Arbeit unter dem kapitalistischen Regime. Um so verderblicher wird er freilich jenen Nationen, die nicht eine starke und kapitalkräftige Großindustrie aufweisen können. Dort wird der „Bruchtheil des Gesammtmehrprodukts", den er absorbirt, ein so großer, daß das ökonomische Leben dem Drucke erliegt, wie Italien und Spanien uns deutlich zeigen.

Aber der Militarismus und die Krisen sind nicht die einzigen Ursachen von Verschwendung in der kapitalistischen Gesellschaft. Auf andere Ursachen hat der Schreiber dieses 1889 in der „Neuen Zeit" in einem Artikel über „Die Verschwendung in der kapitalistischen Produktionsweise" hingewiesen (S. 25 ff.). Es sei gestattet, einige der dortigen Ausführungen zu wiederholen.

Eine nicht unwichtige Ursache von Verschwendung ist die Mode. Der Wechsel der Mode ist keineswegs ein Naturgesetz, sondern eine Eigenthümlichkeit gewisser Gesellschaftszustände.

„Man liebt es heutzutage, gesellschaftliche Erscheinungen durch naturwissenschaftliche Schlagworte zu erklären. Man fand die Wurzeln der historisch so jungen ‚freien Konkurrenz' im ‚ewigen Naturgesetz' des ‚Kampfes ums Dasein', und die Narrheit der wechselnden Kleidermoden ward zur Naturnothwendigkeit, indem man sie auf die geschlechtliche Zuchtwahl zurückführte. Man übersah dabei die Kleinigkeit, daß das Wesen der Mode der Wechsel ist, indeß die Charaktere, die der geschlechtlichen Zuchtwahl entstammen, in historischen Zeiträumen unveränderliche sind. Im Menschengeschlecht selbst finden wir, daß naturwüchsige Völker zäh an ihren Trachten und ihrer Architektur hängen und dieselbe unverändert von Generation zu Generation überliefern.

„Nur unter bestimmten gesellschaftlichen Zuständen finden wir einen raschen Wechsel der Moden: in revolutionären Zeiten, in denen der Charakter der Gesellschaft rasch wechselt, und in Zeiten eines üppigen Luxus, in denen einerseits die herrschenden Klassen so viel an Mehrwerth oder Mehrprodukt erhalten, daß sie mindestens einen Theil davon verschwenden müssen, um ihn wieder los zu werden und in denen anderseits die Prostitution eine gesellschaftliche Macht wird.

„Die gesellschaftliche Zuchtwahl in der Thierwelt ruft auffallende Charaktere unter den Männchen hervor, Mähnen, buntes Gefieder, Geweihe, Singstimmen 2c. Die ‚geschlechtliche Zuchtwahl', die von den höheren und niederen Dirnen geübt wird, ruft dagegen auffallende weibliche Trachten hervor. . . . Das Auffallendste ist aber das Neue. Daher der stete Wechsel der Moden. . . . Aber das ist's nicht allein, was den Wechsel der Mode hervorruft. Stets nach der neuesten Mode gekleidet zu sein, ist ein Zeichen von Wohlstand, und zwar um so mehr, je rascher die Moden wechseln. Man will nicht blos stets neu gekleidet sein, man will das auch zeigen, das Neue soll nicht blos neu, es soll auch anders sein als das Alte. Nichts, was in der letzten Saison galt, soll in der neuen verwendbar sein. . . . Aber nicht blos die Damen der vornehmen Welt wechseln heute rasch die Kleidertrachten. Wir wissen, wie billig und schlecht die Arbeiter

kaufen müssen. Die Kleider der Mädchen und Frauen aus dem Volke verschleißen heute so rasch, daß sie bald wieder durch neue ersetzt werden müssen. Wenn neue, warum nicht moderne? Es entspricht das ganz dem Zuge unserer Zeit, die die äußerlichen Standesunterschiede immer mehr zu verwischen sucht und in der alles in beständigem Flusse begriffen ist, alles nach Neuem drängt. Ehedem war der Wechsel der Moden ein Vorrecht der obersten Zehntausend. Heute bemerken die ‚Damen' voll moralischer Entrüstung, daß selbst unter Dienstmädchen und Fabrikarbeiterinnen immer mehr die ‚Sucht' sich verbreitet, stets modern gekleidet zu erscheinen. Ein Modenwechsel geht heute nicht mehr in engem Kreise vor sich, seine Wirkungen erstrecken sich durch die ganze Gesellschaft und machen sich in der Produktion deutlich sichtbar. Mit einem Schlage entwerthet er eine Unzahl halb- oder gar nicht gebrauchter Fabrikate, die als Ladenhüter verschimmeln oder als Lumpen weggeworfen werden, wenn man nicht das Material, aus dem sie bestehen, noch einmal verarbeiten kann. Ein solcher Modenwechsel bedeutet eine enorme Verschwendung von Produkten aller Art. Aber eben dadurch hilft er etwas der Ueberproduktion ab und erzeugt eine Nachfrage nach neuen Produkten. Es sind daher nicht zum Mindesten die Händler und Fabrikanten der betreffenden Waaren, welche die raschen und schroffen Modenwechsel begünstigen, mitunter geradezu hervorrufen.

„In den unteren Schichten des Volkes erstreckt sich der Wechsel der Mode nur auf die Kleidung; bei den Wohlhabenden auch auf die Ausschmückung des Hauses. Dank der Stil- und Charakterlosigkeit unserer Zeit sind sie in der angenehmen Lage, mit den Stilen ihrer Wohnräume nach Belieben zu wechseln: heute ist deutsche Renaissance en vogue, morgen verrückter Zopfstil, übermorgen der fade Stil des ersten französischen Kaiserreichs, bis man schließlich bei einem Durcheinander von orientalischem Krimskrams anlangt. Daß dieses ewige Wechseln in den Möbeln, Tapeten &c. eine bedeutende Verschwendung von Arbeit und Material bedingt, liegt auf der Hand. . . .

„Nur noch einer der kapitalistischen Produktionsweise eigenthümlichen Form der Verschwendung sei hier gedacht, der durch das Anwachsen der Großstädte hervorgerufenen. . . .

„Aus der Zusammendrängung großer Menschenmassen auf geringem Raum ergeben sich immer größere Mißstände, erwachsen für den Gesundheitstechniker immer größere Probleme. Aufgaben, die auf dem flachen Lande nur geringe oder gar keine Schwierigkeiten verursachen, wie z. B. die Beschaffung von Trinkwasser oder die Abfuhr und Verwendung der Abfallstoffe, die Zufuhr von Lebensmitteln, die Schaffung von Spiel- und Erholungsplätzen, werden in der Großstadt Veranlassung zur Anlegung kostspieliger Parks, zur Schaffung riesenhafter Bauten, Schlachthöfe, Wasserleitungen, Kanalisationen &c. Mit Stolz und Entzücken weisen die Lobredner unserer Gesellschaft auf diese modernen Weltwunder hin, welche die des Alterthums so hoch überragen: und doch sind diese Triumphe des Menschengeists nur Palliative, um die unerträglich gewordenen Mißstände zu mildern, die der Naturmensch gar nicht kennt. Nur wenige Jahrzehnte, oft Jahre genügen, daß ihre Wirkung durch das weitere Anwachsen der städtischen Bevölkerung illusorisch wird, neue, noch großartigere, noch kostspieligere Bauten nothwendig werden, wenn die Stadt überhaupt noch bewohnbar bleiben soll. In Paris projektirt man bereits eine Wasserleitung aus der Schweiz und einen Unrathskanal nach dem Meere. Derlei riesenhafte Bauten wären in einer Gesell-

schaft, in der der Gegensatz zwischen Stadt und Land aufgehoben, höchst überflüssig. Ihre Herstellung bedeutet eine Vergeudung, die aber unter der modernen Produktionsweise unabweisbar ist. Welche Verschwendung von Dungstoffen damit verbunden, ist bekannt.

„Für die Entwicklung des Baugewerbes ist dieses stets steigende Bedürfniß nach Anlagen der erwähnten Art natürlich sehr günstig. Das Anwachsen der Großstädte fördert es noch in anderer Weise. Immer mehr verödet das flache Land, seine Bewohner ziehen in die Stadt. . . . Die Bauernhäuser werden leer, ihre bisherigen Bewohner bedürfen neuer Wohnungen in der Stadt. Eine große Bauthätigkeit wird erforderlich, nicht durch das Anwachsen der Bevölkerung, sondern blos durch deren Ortswechsel, einen Wechsel, der nicht hervorgerufen wird durch die Lockungen einer gesünderen, lieblicheren oder fruchtbareren Gegend, nicht durch das Verlangen, die eigene Arbeit produktiver zu gestalten, sondern blos durch das Bedürfniß, dem großen Markte näher zu sein, auf dem jede Waare, auch die Waare Arbeitskraft, eher Aussicht hat, einen Käufer zu finden, als in den Einöden, die abseits vom Weltmarkt liegen.

„Das Anwachsen der Großstädte verursacht aber gleichzeitig auch eine gewisse Bauthätigkeit auf dem flachen Lande. Trotz aller hygienischen Vorsichtsmaßregeln und Einrichtungen werden die Großstädte immer ungesunder, immer nothwendiger wird es für die Städter, um diese Wirkung wenigstens einigermaßen zu mildern, daß sie einen Theil des Jahres über außerhalb der Stadt in frischer Landluft, im Gebirge oder an der See, verbringen. Was ehedem als besonderer Luxus des Hofadels galt, eine Wohnung in der Residenz und gleichzeitig eine auf dem Lande zu besitzen, wird jetzt immer mehr ein allgemeines Erforderniß jeder, auch der bescheideneren, bürgerlichen Familie. Neben den sich leerenden Bauernhäusern erstehen Villen und Hotels, die einige Wochen im Jahre überfüllt sind, jedoch die andere Zeit über leer stehen.

„Das Anwachsen der Großstädte führt also zur steten Zunahme der Zahl von Häusern, die nur unvollständig benutzt werden, deren Erbauung eine Verschwendung bedeutet.

„In demselben Maße, in dem die Großstadt wächst, gehen auch in ihrem Inneren beständige Aenderungen vor sich. Das ganze Geschäftsleben konzentrirt sich in ihrem Mittelpunkt, in einem verhältnißmäßig kleinen Stadttheil. Dahin strömt tagsüber die Bevölkerung, soweit sie am Geschäftsleben betheiligt, dahin drängen die gesammten Waarenmassen, die die Großstadt konsumirt oder deren Stapelplatz sie ist; von dort strömen Menschen und Waaren wieder hinaus zur Peripherie oder in die Kanäle des Welthandels. Das stete Auf- und Abwogen der Menschen- und Waarenmassen wächst von Jahr zu Jahr, erfordert eine stete Verbreiterung der Verkehrswege in der inneren Stadt, von Zeit zu Zeit große Neuanlagen solcher Wege, neuen Raum für Bahnhöfe und dergleichen. Und während so der für Häuser bleibende Raum immer enger wird, wächst die Nachfrage nach Komptoirs, nach Magazinen, nach Verkaufsläden in der inneren Stadt. Um dieser zu genügen, heißt es, die alten niederen Häuser durch neue, immer höhere ersetzen. Die Folge von alledem ist eine stete Revolutionirung der inneren Stadt — ein stetes Niederreißen und Neuaufbauen von Gebäuden, nicht erfordert durch die Vermehrung der Bevölkerung, nicht durch technische Rücksichten, etwa wegen Baufälligkeit, sondern nur durch gewisse Eigenthümlichkeiten der modernen Produktionsweise.

„Auch hier wie auf allen Gebieten, die sie beherrscht, zeigt sie sich als revolutionäre Produktionsweise comme il faut, die nichts Dauerndes kennt; heute entwerthet sie, was sie gestern geschaffen, sucht alles unbrauchbar zu machen, ehe es unbrauchbar geworden, und erklärt leichten Herzens heute die ganze Arbeit für vergeudet, die im Gestern steckt, um neue Arbeit für das Morgen vergeuden zu können."

Dies noch weiter zu illustriren und zu begründen, würde zu weit führen. Nur auf eine Art von Verschwendung sei noch hingewiesen:

Die kapitalistische Entwicklung führt zu steter Vermehrung der industriellen Reservearmee, wie Marx dargethan und wie auch Bernstein nicht leugnen wird — er spricht sich darüber allerdings nicht aus. Ein Theil dieser Reservearmee tritt zu Tage als Arbeitslose; ein anderer in der Form aller möglichen parasitischen Existenzen, von denen der kleine Zwischenhandel die verbreitetste ist.

Miteinander vergleichbare statistische Angaben über die Zahl der Arbeitslosen aus verschiedenen Zeiten haben wir nicht. Ihre Zahl selbst schwankt mit der Geschäftslage. Alle Indizien weisen darauf hin, daß sie in der Krisis der achtziger Jahre eine bedrohliche Höhe erreichte. Nicht minder während der Depression im Anfang dieses Jahrzehnts, namentlich 1892 bis 1894; aber selbst in den Zeiten der Prosperität werden wir die Arbeitslosen nie völlig los. 1895 wurden die Arbeitslosen im Deutschen Reiche gezählt. Damals begann bereits der wirthschaftliche Aufschwung. Man fand am 14. Juni 299 352 und am 2. Dezember 771 005, das macht 1,9 Prozent resp. 4,8 Prozent der damals gezählten Lohnarbeiter.

Von den Gezählten waren arbeitslos:

Wegen Krankheit		Aus anderen Ursachen	
14. Juni	2. Dezember	14. Juni	2. Dezember
120 348	217 365	179 004	553 640

Danach hätten die nicht wegen Krankheit Arbeitslosen blos 1,11 Prozent der Lohnarbeiter im Sommer und 3,43 Prozent im Winter betragen.

Enorm waren die Schwankungen der Arbeitslosigkeit in einzelnen Berufen. So zählte man:

	Arbeitslose (nicht Kranke)		Arbeitslose in Prozent der Lohnarbeiter		Auf 100 Arbeitslose im Juni kommen im Dezember
	14. Juni	2. Dezember	14. Juni	2. Dezember	
Landwirthschaft . . .	18442	158340	0,33	2,82	858,06
Industrie der Steine und Erden	3058	20615	0,65	4,40	674,01
Baugewerbe	19408	145121	1,68	12,60	747,74

Besonders stark äußert sich die Arbeitslosigkeit in einzelnen Großstädten. Man zählte Arbeitslose (ohne die Kranken):

Am 14. Juni 1895	Prozent der Arbeiter	Am 2. Dezember 1895	Prozent der Arbeiter
in Hamburg . . .	6,24	in Altona	9,51
„ Altona	5,79	„ Danzig	9,09
„ Berlin	4,70	„ Königsberg . . .	7,57
„ Leipzig	4,05	„ Stettin	7,19
		„ Hamburg . . .	6,94
		„ Berlin	6,36
		„ Magdeburg . .	6,11

Diese Zahlen sind gerade bedeutend genug. Sie wären aber offenbar ganz anders ausgefallen, wenn man statt zwei Momentaufnahmen zu liefern, Jeden gezählt hätte, der einmal im Laufe eines Jahres arbeitslos gewesen, und wenn man Jeden zu den Arbeitslosen gerechnet hätte, der in seinem Hauptberuf beschäftigungslos war.

In England betrug unter den organisirten Arbeitern, bei denen die Arbeit eine viel ständigere als bei der Masse der Unorganisirten, die Zahl der Arbeitslosen 1893 7,5 Prozent, 1894 6,9 Prozent und 1895 5,8 Prozent der Gewerkschaftsmitglieder.

Die beste Zählung der Arbeitslosen dürfte die in den Vereinigten Staaten bei ihrem letzten Zensus vorgenommene sein. Sie beruht nicht auf einer „Momentaufnahme“, sondern umfaßt alle, die im Laufe eines Jahres (1. Juni 1889 bis 31. Mai 1890) einmal in ihrem Beruf beschäftigungslos gewesen. Man zählte 3 013 117 männliche und 510 613 weibliche Arbeitslose, 16 Prozent bezw. 13 Prozent der Erwerbsthätigen (nicht blos der Lohnarbeiter) des betreffenden Geschlechts. Das war in einer Periode wirthschaftlicher Blüthe!

Die Arbeitslosen vertheilten sich unter die einzelnen Produktionszweige in folgender Weise:

Beschäftigung	Männliche Erwerbsthätige über 10 Jahre			Weibliche Erwerbsthätige über 10 Jahre		
	Im Ganzen	Davon arbeitslos		Im Ganzen	Davon arbeitslos	
		Zahl	Prozent		Zahl	Prozent
Landwirthschaft, Fischerei, Bergbau	8333813	1120827	13,45	679523	108973	16,04
Freie Berufsarten 2c. (professional service) . .	632646	54654	8,64	311657	87920	28,21
Persönliche Dienste . . .	2692879	689307	25,60	1667698	130774	7,84
Handel und Verkehr . .	3097701	247757	8,00	228421	15114	6,62
Industrie	4064051	900572	22,16	1027242	167832	16,34
Zusammen	18821090	3013117	16,01	3914541	510613	13,00

Die meisten Arbeitslosen wiesen also Industrie und persönliche Dienste auf — fast ein Viertel ihrer Erwerbsthätigen!

Von den Gezählten waren arbeitslos durch:

Arbeitslose	1—3 Monate		4—6 Monate		7—12 Monate	
	Zahl	Prozent	Zahl	Prozent	Zahl	Prozent
Männliche	1553750	51,57	1179426	39,14	279932	9,29
Weibliche	265106	51,92	188992	37,01	56515	11,07

Also fast die Hälfte war über vier Monate im Jahre arbeitslos! Nach der Berechnung des Zensuskompendiums sind durchschnittlich in jedem Monat des Jahres über eine Million Arbeitslose im Lande zu finden, rund fünf Prozent der erwerbsthätigen Bevölkerung.

Wie sich die Ziffern während einer Krisis gestalten, darüber liegt noch nirgends eine Zählung vor.

Aber die Arbeitslosen sind nur ein Theil jener relativen Ueberbevölkerung, die das Fortschreiten des Kapitalismus schafft. Wer in seinem Beruf arbeitslos wird, nicht einer Organisation angehört, die ihn unterstützt und nicht Aussicht hat, bald wieder eine Stelle im Beruf zu finden, sucht wenigstens vorübergehend einen Unterschlupf in einem anderen Erwerbszweig; dazu eignet sich am besten der parasitische Kleinhandel, dessen selbständige „Unternehmungen" — Hausirer, Kolporteure, Krämer 2c. — vielfach nichts anderes sind, als etwas über den Bettel erhabene Existenzformen der Arbeitslosigkeit.

Von 1882 bis 1895 ist im Deutschen Reiche die Zahl der Erwerbsthätigen der Landwirthschaft fast völlig gleich geblieben, in der Industrie ist sie um 29,5 Prozent gewachsen, im Handel und Verkehr dagegen um 49 Prozent.

Bei dieser Gelegenheit sei als Illustration des oben über das Baugewerbe Zitirten bemerkt, daß, während die Zahl der Erwerbsthätigen in der gesammten Industrie um 29,5 Prozent zunahm, die im Baugewerbe, das doch rein lokaler Natur, keine Exportindustrie, um 42,9 Prozent wuchs, indeß die Gesammtbevölkerung sich nur um 14,5 Prozent vermehrte.

Diese Beispiele zeigen bereits eine Reihe von Erscheinungen, welche im Stande sind, auch ohne Zunahme der Zahl der Besitzenden die Produkte einer wachsenden Produktivität zu absorbiren. Auf der einen Seite stetige Zunahme der Verschwendung von Arbeitskräften, Zunahme der unproduktiven Elemente in der Gesellschaft; auf der anderen zunehmende Verschwendung von Arbeitsprodukten.

Dabei haben wir aber den wichtigsten Abflußkanal für den beständig anwachsenden Produktenüberschuß noch gar nicht genannt: die Akkumulation des Kapitals.

Bernstein thut so, als lebten wir noch im Zeitalter der Naturalwirthschaft, wo die Ausbeuter mit dem ihnen in Naturalien zufließenden Mehrprodukt, das sie ihren Unterthanen erpreßt, nichts Anderes anzufangen wußten, als es mit ihren Kumpanen und Dienern zu verzehren: „Die Kapitalmagnaten möchten zehnmal so große Bäuche haben, als der Volkswitz ihnen nachsagt, und zehnmal so viel Bedienung halten, als sie in Wirklichkeit thun, gegenüber der Masse des jährlichen Nationalprodukts wäre ihr Konsum immer noch wie eine Feder in der Wage."

Also nach Bernstein wissen die Kapitalmagnaten mit ihren jährlichen Einkommen nichts Anderes zu thun, als sich und ihre Diener zu mästen! Kein Wunder, daß er fragt, wo bleibt das Mehrprodukt?

Wenn er sich des Marxschen „Kapital" noch zu anderen Zwecken als denen des Aufspürens von Widersprüchen und tendenziösen Entstellungen erinnern würde, dann wüßte er noch, daß das 22. Kapitel, welches die Verwandlung von Mehrwerth in Kapital darstellt, eines der wichtigsten und schönsten in dem Buche ist. Die jährliche Einnahme des Kapitalisten theilt sich in zwei Theile: den individuellen Konsumtionsfonds und den Akkumulationsfonds. Je größer der eine, desto geringer der andere. Die gesellschaftliche Aufgabe des Kapitalisten besteht aber vornehmlich im Akkumuliren, im Aufspeichern von Kapital. In den Anfängen der kapitalistischen Produktionsweise, wo die Produktivität der Arbeit und die Rate des Mehrwerths, also auch die Revenue des Durchschnittskapitalisten gering, wird die Akkumulation von Kapital durch eine verschwenderische Lebensweise des Kapitalisten gar sehr in Frage gestellt. Die Verschwendung gilt in jenen Tagen als ein adeliges Laster, dem die Sparsamkeit, ja der Geiz als bürgerliche Tugend gegenübersteht. Aber je mehr die Produktivität der Arbeit wächst, desto mehr kann die Akkumulation beschleunigt werden und gleichzeitig der Luxus der Kapitalisten wachsen. Der „Magnat" kann seinen gröberen und feineren Neigungen freieren Lauf lassen und doch jedes Jahr eine größere Quote des Mehrwerths, den er einsackt, in neue Produktionsmittel verwandeln.

Wenn Bernstein fragt: wo bleibt das Mehrprodukt, so sehe er sich die neuen Maschinen an, die neben alten aufgestellt werden, die neuen Fabriken, Eisenwerke, Bergwerke, Eisenbahnen, die neben den alten erstehen, er sehe hin, wie in Ländern, die vor wenigen Jahrzehnten, oft nur Jahren, noch Wildnisse oder die Heimath primitiver Barbaren waren, eine entwickelte kapitalistische Landwirthschaft, kapitalistisches Transportwesen, kapitalistische Industrie erstehen: alle diese unendliche Menge neuer Produktionsmittel, sie ist das Produkt der Mehrarbeit, welche die Proletarier dem Kapital leisten. Sie sind ebenso „Mehrprodukt", das der Kapitalist sich aneignet, wie seine Trüffeln und Austern, seine Rennpferde und Schlösser, die Diamanten seiner Frau und die seiner Maitressen.

Die Kapitalistenklasse entfaltet einen Luxus, wie er seit den Tagen des römischen Kaiserreichs nicht erhört worden; sie verbindet damit eine Erweiterung der Produktivkraft der Arbeit und eine Erweiterung des Bereichs kapitalistischer Produktion binnen wenigen Jahrzehnten, deren Rapidität in der Weltgeschichte nicht auch nur im Entferntesten ihres Gleichen fand; und angesichts dieser so krassen, geradezu fabelhaften Entwicklung fragt Bernstein: Was geschieht mit dem Mehrprodukt? Und er meint, das gesammte Mehrprodukt, das nicht in den dicken Bäuchen der Magnaten Platz hat, müsse die Bäuche anderer Besitzenden füllen, und da jeder Bauch, auch der des größten Millionärs, nur eine beschränkte Fassungskraft hat, heißt Zunahme der Masse des Mehrwerths für ihn nothwendigerweise Zunahme der Bäuche, die ihn zu fassen haben, und Verwandlung der Inhaber dieser Bäuche in Besitzende.

Auf diese Weise erhebt Bernstein das Marxsche „Kapital" auf eine höhere Stufe der Wissenschaftlichkeit, indem er dessen Widersprüche und Sophismen auflöst im Magensaft der Besitzenden.

Soviel über die Zunahme der Masse des Mehrwerths und die Zunahme der Besitzenden. Wir sehen, die erstere Erscheinung bedingt keineswegs nothwendigerweise die zweite. Ebenso wenig wie die Zahlen der Einkommensteuerstatistik und das Aktienwesen beweist das Wachsthum der Zahl der Lohnarbeiter, der Produktivität ihrer Arbeit und das der Ausbeutung — und aus alledem resultirt das Wachsthum der Masse des Mehrwerths — auch nur im Mindesten, daß die Vertheilung der Vermögen in anderer Richtung sich entwickelt als das sich konzentrirende Kapital.

Damit wäre dieser Punkt erledigt, aber um nicht Mißverständnisse aufkommen zu lassen, müssen wir noch einige Betrachtungen daran knüpfen.

Wir haben gesehen, daß Bernstein nicht klar erkennen läßt, was er unter der Zunahme der Besitzenden versteht, ob Zunahme der Zahl der Kapitalisten, Hebung der Lebenshaltung der Bevölkerung im Allgemeinen oder Erstehen eines neuen Mittelstandes an Stelle des versinkenden alten. Das sind drei sehr verschiedene Erscheinungen, die von einander streng gesondert werden müssen.

Wie es mit der Zunahme der Zahl der Kapitalisten steht, haben wir gesehen. Wir finden bisher rasche Zunahme der großen Kapitalisten, dagegen relativen Rückgang in der Zahl der kleineren Unternehmer, und gar keine Anzeichen dafür, daß dieser Rückgang durch das Aktienwesen in eine Zunahme der kleineren Kapitalvermögen umgewandelt wird.

Eine andere Frage ist die der „Verelendung" der Volksmasse. Es ist klar, der allgemeine Wohlstand der Lohnarbeiterschaft kann steigen, bei gleichzeitiger Abnahme der Zahl der kleinen Kapitalisten.

Bernstein hält diese Frage für erledigt, er hält es für überflüssig, sich näher mit ihr zu befassen: „Die Elendstheorie ist nun so ziemlich allgemein

aufgegeben worden, wenn nicht mit allen Konsequenzen und gerade heraus, so doch mindestens in der Form, daß man sie möglichst hinweginterpretirt" (S. 140).

So einfach und bequem liegt denn die Sache doch nicht, und da gerade diese „Theorie" in letzterer Zeit in Parteikreisen selbst, auch abgesehen von Bernstein, Anfechtungen erfahren, erscheint es uns am Platze, ihr hier einige Betrachtungen zu widmen.

---

f) Die Verelendungstheorie.

Ebenso wenig, wie die Worte „Zusammenbruchstheorie" und „Katastrophentheorie", stammt das Wort „Verelendungstheorie" von Marx oder Engels her, sondern von Kritikern ihrer Anschauungen.

Marx hat allerdings in seinem Kapitel über die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation ein Wachsthum „der Masse des Elends, des Druckes, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung" behauptet, „aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse".

Bernstein bestreitet, daß man daraus schließen kann, Marx spreche hier von wachsender Reife und Macht des Proletariats:

„Ob im Marxschen Satze über den Zusammenbruch die Stelle, die von wachsender Zahl, Vereinigung und Schulung des Proletariats spricht, mit wachsende Reife und Macht des Proletariats übersetzt werden kann, hängt davon ab, wie man diese letzteren mit der zunehmenden Entartung und Knechtschaft desselben Proletariats vereinen kann. Es liegt mir gewiß fern, kleinliche Wortklauberei zu treiben, aber ich kann nur sagen, daß für mich bei solcher Voraussetzung zwischen wachsender Zahl, Vereinigung und Schulung — die doch hier vornehmlich als politische Schulung zu verstehen ist — und wachsender Reife und Macht noch ein großer Unterschied besteht, ein Unterschied, wie er dem zwischen zeitweiligem Siegen und dauernder Herrschaft entspricht" („Vorwärts", 21. April).

Es wäre allerdings schlimm, wenn wir „kleinliche Wortklauberei" zu treiben hätten, um uns über den Sinn der zitirten Stelle klar zu werden. Aber so vieldeutig sie auch für sich allein sein mag, sie steht am Ende eines 800 Seiten umfassenden Werkes, eines Werkes, das den Abschluß einer wissenschaftlichen und politischen Thätigkeit von mehr als zwei Jahrzehnten bildet. Will man den lapidaren Satz des Resumees verstehen, dann heißt es, nicht Wortklauberei treiben, sondern das gesammte Wirken von Marx und den Gesammtinhalt seiner Schriften sich vor Augen führen. Vor Allem aber haben wir die Thatsachen der Wirklichkeit selbst zu betrachten.

Thun wir das, dann finden wir drei Deutungsmöglichkeiten der „Verelendungstheorie", drei, die einander nicht ausschließen, sondern ergänzen und in engstem Zusammenhang miteinander stehen.

Zunächst kann man den Satz auffassen als Kennzeichnung zweier einander widerstrebender Tendenzen — einer nach Herabdrückung und einer nach Erhebung des Proletariats. Der Gegensatz dieser beiden Tendenzen ist aber nichts, als der Gegensatz der Kapitalisten und der Lohnarbeiter selbst. Die Kapitalisten sind ununterbrochen bestrebt und werden durch den Zwang der Konkurrenz dahin getrieben, ihre Arbeiter immer mehr herabzudrücken, deren Arbeitszeit zu verlängern, deren Löhne zu verringern, deren Abhängigkeit zu steigern u. s. w. Aber ebenso nothwendig empört sich früher oder später dagegen die geknechtete und herabgedrückte, aber auch durch den Produktionsprozeß selbst vereinte und organisirte Arbeiterschaft.

Das ist ja eine allbekannte Erscheinung. Nun kommt aber die liberale Oekonomie und erklärt: ja, das ist richtig, die Tendenz zur Verelendung des Proletariats ist jedoch nur eine vorübergehende Anfangserscheinung der kapitalistischen Produktionsweise, die mit der Zeit überwunden wird.

Das ist jedoch nicht richtig. Was überwunden wird, das sind manche Wirkungen der Tendenz zur Verelendung, nicht diese selbst. Sie ist mit dem kapitalistischen Ausbeutungssystem untrennbar verknüpft und kann nur durch seine Beseitigung überwunden werden.

Das Bestreben der Unternehmer, die Lage der Arbeiter herabzudrücken, oder doch den Versuchen nach Hebung ihrer Lage den äußersten Widerstand entgegenzusetzen, ist eine naturnothwendige Folge der kapitalistischen Produktionsweise, der Konkurrenz und der Profitjagd, die zu beständiger Ersparung an allen Produktionskosten, also auch an den Kosten der Arbeit antreiben. Unter Umständen kommen ja manche Fabrikanten so weit — es sind immer nur weiße Raben unter ihnen, die so weit kommen — daß sie erkennen, wie sehr gute Löhne und kurze Arbeitszeit die Arbeit produktiver machen, aber dadurch wird ihr Streben nach „Verelendung" nicht beseitigt. Gerade diese intelligenten Fabrikanten sind in der Regel auch jene, die am meisten danach trachten, durch arbeitsparende Methoden und Maschinen Arbeiter entbehrlich zu machen, und höhere durch niedere Arbeitskräfte zu verdrängen. Und überall sehen wir Unternehmerverbände sich bilden, um die Knechtung und Degradation der Arbeiter zu willenlosen Sklaven zu vollenden.

Dort, wo es den Arbeitern gelingt, die Unternehmer etwas zu erziehen, wie dies in England der Fall, mildern sich die Formen des Kampfes zwischen der kapitalistischen Tendenz nach Verelendung und der proletarischen nach Erhebung, der Kampf selbst bleibt und nimmt immer riesenhaftere Dimensionen an, da Masse, Geschlossenheit und Kampffähigkeit der Streitkräfte auf beiden Seiten beständig wachsen.

Also in dem Sinne einer Tendenz, einer auf dem Boden der kapitalistischen Gesellschaft *unausrottbaren Tendenz*, die stets massenhafter sich geltend macht, ist das Wort von der Zunahme des Elends und der Knechtung wie der Empörung vollkommen richtig.

Aber noch eine andere Auffassung ist mit den Thatsachen vereinbar. Das Wort Elend kann *physisches Elend* bedeuten, es kann aber auch *soziales Elend* bedeuten. Das Elend in ersterem Sinne wird an den *physiologischen* Bedürfnissen des Menschen gemessen, die allerdings nicht überall und zu allen Zeiten dieselben sind, aber doch bei Weitem nicht so große Unterschiede aufweisen, wie die *sozialen Bedürfnisse*, deren Nichtbefriedigung soziales Elend erzeugt.

Faßt man das Wort im physiologischen Sinne auf, dann dürfte allerdings der Marx'sche Ausspruch unhaltbar sein. Gerade in den vorgeschrittensten kapitalistischen Ländern ist eine allgemeine Zunahme physischen Elends nicht mehr zu konstatiren; alle Thatsachen weisen vielmehr darauf hin, daß dort das physische Elend im Rückschreiten begriffen ist, wenn auch äußerst langsam und nicht allenthalben. Die Lebenshaltung der arbeitenden Klassen ist heute eine höhere, als sie vor fünfzig Jahren war. Freilich wäre es irrthümlich, wenn man ihr Wachsthum am Steigen der Geldlöhne messen wollte. Man vergesse nicht, wie sehr die Lebensmittel sich seitdem vertheuert haben. Die Getreidepreise sind in den letzten Jahren gesunken, auch die Fleischpreise hin und wieder, dagegen sind die Wohnungsmiethen und die Steuern sehr in die Höhe gegangen und auch die sonstigen Anforderungen an die Arbeiterklasse sind gewachsen. Man weist auf das Sinken der Zahl der Armen hin, wie es z. B. in England verfolgt werden kann, und vergißt, daß dafür die Gewerkschaften und andere Unterstützungskassen mit den Beiträgen der Arbeiter zahlreiche Arbeitslose, Kranke, Invalide erhalten müssen, die sonst dem Armenhaus oder gar dem Zuchthaus verfallen wären. Diese Kosten, die ehedem als Armenunterstützung von den Steuern hauptsächlich der Wohlhabenden hätten bestritten werden müssen, sind von den gestiegenen Löhnen abzuziehen, wenn man das Heute mit dem Ehedem vergleicht.

Der Fortschritt ist bei Weitem nicht so groß, wie er an den Geldlöhnen gemessen aussieht, und auch die Umrechnung der Geldlöhne in Getreidelöhne giebt viel zu günstige Resultate, weil sie gerade jene Lebensbedürfnisse, die theurer geworden sind, außer Acht läßt.

Nirgends sind die Verhältnisse der Entwicklung der Arbeiterklasse so günstig gewesen, wie in England. Ein so nüchterner und zu Uebertreibungen so wenig geneigter Forscher wie Sidney Webb hat die Veränderungen in der Lage des englischen Proletariats seit den dreißiger Jahren verfolgt und Folgendes gefunden:

„In jeder Beziehung kann man zeigen, daß zwar eine bedeutende Schicht der Lohnarbeiterschaft seit 1837 große Fortschritte gemacht hat, andere Schichten dagegen nur geringen, wenn überhaupt welchen Antheil an dem allgemeinen Fortschritt des Reichthums und der Zivilisation erlangt haben. Wenn wir die verschiedenen Lebens- und Arbeitsbedingungen nehmen und ein Niveau festsetzen, unter dem der Arbeiter nicht anständig leben kann, dann werden wir finden, daß in Bezug auf Löhne, Arbeitszeit, Wohnverhältnisse und allgemeine Kultur der Prozentsatz derjenigen, die unterhalb dieses Niveaus stehen, heute geringer ist als 1837. Aber wir werden auch finden, daß das niedrigste erreichte Niveau heute ebenso niedrig ist wie damals und daß die Gesammtzahl derjenigen, die unter dem von uns angenommenen Existenzniveau stehen, an absoluter Größe heute wahrscheinlich die von 1837 überragt. Die Tiefe der Armuth ist heute ebenso groß, wie sie nur jemals gewesen; ihre Ausdehnung ist ebenso groß oder noch größer; der Bodensatz von 1837 bleibt in der That unvermindert zu unseren Füßen und in unserem Gewissen" (Labour in the longest reign, S. 18).

Schon ein Jahrzehnt vorher war Friedrich Engels fast zu demselben Resultat gekommen. In der „Neuen Zeit" schrieb er 1885 über die englische Arbeiterklasse:

„Eine dauernde Hebung (seit 1848) findet sich nur bei zwei beschützten Abtheilungen der Arbeiterklasse. Davon sind die erste die Fabrikarbeiter. Die gesetzliche Feststellung eines, wenigstens verhältnißmäßig rationellen Normalarbeitstags zu ihren Gunsten hat ihre Körperkonstitution relativ wieder hergestellt und ihnen eine noch durch ihre lokale Konzentration verstärkte moralische Ueberlegenheit gegeben. Ihre Lage ist unzweifelhaft besser als vor 1848.... Zweitens die großen Trades Unions. Sie sind die Organisationen der Arbeitszweige, in denen die Arbeit erwachsener Männer allein anwendbar ist oder doch vorherrscht. Hier ist die Konkurrenz weder der Weiber- und der Kinderarbeit, noch der Maschinerie bisher im Stande gewesen, ihre organisirte Stärke zu brechen. Die Maschinenschlosser, Zimmerleute und Schreiner, Bauarbeiter, sind jede für sich eine Macht, so sehr, daß sie selbst, wie die Bauarbeiter thun, der Einführung der Maschinerie erfolgreich widerstehen können. Ihre Lage hat sich unzweifelhaft seit 1848 merkwürdig verbessert; der beste Beweis dafür ist, daß seit mehr als fünfzehn Jahren nicht nur ihre Beschäftiger mit ihnen, sondern auch sie mit ihren Beschäftigern äußerst zufrieden gewesen sind. Sie bilden eine Aristokratie in der Arbeiterklasse; sie haben es fertig gebracht, sich eine verhältnißmäßig komfortable Lage zu erzwingen, und diese Lage acceptiren sie als endgiltig. Sie sind die Musterarbeiter der Herren Leone Levi und Giffen und auch des Biedermanns Lujo Brentano, und sie sind in der That sehr nette, traktable Leute für jeden verständigen Kapitalisten im Besonderen und für die Kapitalistenklasse im Allgemeinen.

„Aber was die große Masse der Arbeiter betrifft, so steht das Niveau des Elends und der Existenzunsicherheit für sie heute ebenso niedrig, wenn nicht niedriger als je. Das Ostende von London ist ein stets sich ausweitender Sumpf von stockendem Elend und Verzweiflung, von Hungersnoth, wenn unbeschäftigt, von physischer und moralischer Erniedrigung, wenn beschäftigt."

Das stimmt sehr gut zu dem Bilde, das Webb gezeichnet.

Sind aber diese beiden Schilderungen richtig, sind in dem Eldorado des Trade Unionismus, des Genossenschaftswesens, des Munizipalsozialismus die Arbeiter nicht weiter gelangt, dann darf man den Fortschritt, den sie anderswo gemacht, erst recht nicht allzuhoch anschlagen.

Ist aber die Erhebung der Arbeiterklasse aus dem physischen Elend ein so langsamer Prozeß, dann folgt daraus schon ein stetes Wachsthum der Zunahme ihres **sozialen Elends**, denn die Produktivität der Arbeit wächst ungemein rasch. Es heißt das nichts Anderes, als daß die Arbeiterklasse in steigendem Maße ausgeschlossen bleibt von den Fortschritten der Kultur, die sie selbst erzeugt, daß die Lebenshaltung der Bourgeoisie rascher steigt als die des Proletariats, daß der soziale Gegensatz zwischen beiden wächst.

Man sollte meinen, daß in einer **sozialen** Theorie der Begriff des Elends vor Allem im **sozialen** Sinne zu nehmen sei. Bernstein ist anderer Meinung. In der Auffassung des Elends als einer sozialen Erscheinung sieht er nichts Anderes, als das Aufgeben der „Elendstheorie“, allerdings nicht „gerade heraus“, dessen sind wir „Apologeten und Rabulisten“ nicht fähig, aber „doch mindestens in der Form, daß man sie möglichst weginterpretirt“.

„Einen solchen Weginterpretirungsversuch“, sagt er, „macht H. Cunow in seinem Zusammenbruchsartikel. Wenn Marx am Schlusse des ersten Bandes des ‚Kapital‘ von der ‚wachsenden Masse des Elends‘ spreche, die mit dem Fortgang der kapitalistischen Produktion eintrete, so sei damit, schreibt er, nicht ein blos absoluter Rückgang der wirthschaftlichen Existenzlage des Arbeiters zu verstehen, sondern ‚nur ein Rückgang seiner gesellschaftlichen Gesammtlage im Verhältniß zur fortschreitenden kulturellen Entwicklung, also im Verhältniß zur Zunahme der Produktivität und der Steigerung der allgemeinen Kulturbedürfnisse.‘“ Der Begriff des Elends sei kein feststehender. „Was dem einen Arbeiter einer bestimmten Kategorie, den von seinem ‚Arbeitsherrn‘ eine tiefe Bildungsdifferenz trennt, als ein erstrebenswerther Zustand erscheint, das mag dem qualifizirten Arbeiter einer anderen Kategorie, der geistig seinem ‚Arbeitsherrn‘ vielleicht überlegen ist, als eine solche Menge des ‚Elends und des Druckes‘ erscheinen, daß er sich in Empörung dagegen auflehnt.“ („Neue Zeit“, XVII, 1, S. 402—403.)

„Leider spricht Marx in dem betreffenden Satze nicht blos von der steigenden Masse des Elends, des Druckes, sondern auch von der ‚der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung‘. Sollen wir nun auch diese alle im besagten — pickwickschen Sinne verstehen? Etwa eine Entartung des Arbeiters annehmen, die nur eine relative Entartung ist im Verhältniß zur Steigerung der allgemeinen Gesittung? Ich bin nicht dazu geneigt, und Cunow wohl auch nicht. Nein, Marx spricht an der betreffenden Stelle ganz positiv: ‚**beständig abnehmende** Zahl der Kapitalmagnaten‘, welche ‚**alle Vortheile**‘ des kapitalistischen Umwandlungsprozesses ‚usurpirt‘, und Wachsthum ‚der Masse des Elends, des Druckes‘ 2c. 2c. („Kapital“, Bd. I, Kap. 24, 7.) Auf diese Gegenüberstellung kann man die Zusammenbruchstheorie begründen, auf das moralische Elend über geistig inferiore Vorgesetzte, wie es in jeder Schreibstube, in allen hierarchischen Organisationen zu finden ist, nicht.“ (S. 148.)

Das nenne ich doch den Kernpunkt der Sache treffen. Aus dem sozialen Elend, aus dem wachsenden Gegensatz zwischen bürgerlicher und proletarischer Lebenshaltung wird bei Bernstein plötzlich das moralische Elend über geistig inferiore Vorgesetzte, wie es in jeder Schreibstube zu finden ist, das moralische Elend des verkannten Genies. Das Elend als eine soziale, nicht als eine physische Erscheinung auffassen, heißt bei Bernstein dem Worte einen pickwickschen Sinn unterschieben. Stimmt das, dann ist der Klub dieser Pickwickier ein recht ansehnlicher.

Ich erinnere an die bekannte Stelle in Lassalles „Antwortschreiben":

„Alles menschliche Leiden und Entbehren hängt nur von dem Verhältniß der Befriedigungsmittel zu den in derselben Zeit vorhandenen Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten ab. Alles menschliche Leiden und Entbehren und alle menschlichen Befriedigungen, also jede menschliche Lage, bemißt sich somit nur durch den Vergleich mit der Lage, in welcher sich andere Menschen derselben Zeit in Bezug auf die gewohnheitsmäßigen Lebensbedürfnisse derselben befinden. Jede Lage einer Klasse bemißt sich somit immer nur durch ihr Verhältniß zu der Lage der anderen Klassen derselben Zeit" (Bernsteinsche Ausgabe, II, S. 426).

Aehnlich drückte sich Rodbertus bereits 1850 in seinem ersten sozialen Brief an v. Kirchmann aus:

„Armuth ist ein gesellschaftlicher, d. h. relativer Begriff. Nun behaupte ich, daß der berechtigten Bedürfnisse der arbeitenden Klassen, seitdem diese im Uebrigen eine höhere gesellschaftliche Stellung eingenommen haben, bedeutend mehrere geworden sind, und daß es unrichtig sein würde, heute, wo sie diese höhere Stellung eingenommen haben, selbst bei gleichgebliebenem Lohne nicht von einer Verschlimmerung ihrer materiellen Lage zu sprechen. . . . Wenn noch dazu kommt, daß die Zunahme des Nationalreichthums die Mittel zur Erhöhung ihres Einkommens bietet, während sie lediglich den anderen Klassen zu Gute kommt, so ist es wohl klar, daß in diesem Zwiespalt zwischen Anspruch und Befriedigung, zwischen Reiz und nothgedrungener Entsagung, die ökonomische Lage der arbeitenden Klassen zerrüttet werden muß." (Der Brief ist abgedruckt bei Zeller, „Zur Erkenntniß unserer staatswirthschaftlichen Zustände", S. 272.)

Daß Marx ebenso dachte, erhellt daraus, daß er von der Zunahme des Elends im „Kapital" spricht, dem Werke, das die physische Wiedergeburt der englischen Arbeiterklasse durch die Fabrikgesetze so stark betont. Und Engels bemerkte 1891, dem Jahre der Abfassung des „Erfurter Programms", der wachsende Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit rühre daher, daß die Kapitalistenklasse den größten Theil der steigenden Produktenmasse für sich behält, „während der der Arbeiterklasse zufallende Theil (auf die Kopfzahl berechnet) entweder nur sehr langsam und unbedeutend, oder auch gar nicht steigt und unter Umständen sogar fallen **kann**, nicht fallen **muß**." (Vorwort zu Marx' „Lohnarbeit und Kapital", S. 9. Vergl. auch die Vorrede zur zweiten Auflage seiner „Lage der arbeitenden Klassen in England", S. 10.)

Unser Pickwickierklub bildet also keine so üble Gesellschaft. Und diese Pickwickier begannen mit dem „Weginterpretiren“ ihrer Behauptungen schon damals, als sie sie aufstellten.

Wie steht's aber mit der „Entartung“? Nun, wenn wir „kleinliche Wortklauberei“ schon einmal treiben wollen, dann müssen wir vor Allem bemerken, daß Marx nicht von „Entartung“ sprach, sondern von „Degradation“. In den späteren Auflagen des „Kapital“ hat Engels die nichtdeutschen Worte vielfach durch deutsche ersetzt, und so heißt es dort statt „Degradation“ „Entartung“. Ich würde das Wort „Erniedrigung“ vorziehen, das weniger den Sinn eines physiologischen und mehr den eines sozialen Herabkommens in sich trägt. Ich habe auch in meinem Programmvorschlag von 1891 von wachsender „Erniedrigung“ nicht „Entartung“ gesprochen.

Aber auch das Wort „Entartung“ läßt sich vertheidigen. Wir sehen, daß die Selbstmorde und die Irrsinnsfälle zunehmen, die Ziffer der Aushebungen zeigt uns, daß die Entartung bereits aus den Städten auf das flache Land hinausgreift, welches den ersteren sonst frisches Blut zuführte — von einer Entartung, allerdings nicht der Arbeiterklasse allein, sondern der gesammten Bevölkerung der kapitalistischen Gesellschaften kann man also sehr wohl reden. Aber ich glaube, Marx hat in dem fraglichen Satze den steigenden sozialen Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat zeichnen wollen, und der wird durch das Wachsthum physischer Entartung aller Klassen nicht verschärft — außer etwa in der Form, daß er alle Betheiligten nervöser macht.

Wie dem auch sein möge, die Bernsteinsche Witzelei über die „relative Entartung“ braucht uns an der sozialen Auffassung des Elends nicht irre zu machen.

Das Wachsthum des Elends im sozialen Sinne aber wird uns von den Bourgeois selbst bezeugt, nur haben sie der Sache einen anderen Namen gegeben; sie benennen sie **Begehrlichkeit**. Auf den Namen kommt's uns nicht an. Das Entscheidende ist die Thatsache, daß der Gegensatz zwischen den Bedürfnissen der Lohnarbeiter und der Möglichkeit, sie aus ihrem Lohne zu befriedigen, damit aber auch der Gegensatz zwischen Lohnarbeit und Kapital immer mehr wächst. In diesem wachsenden Elend einer physisch und geistig kräftigen Arbeiterschaft, nicht in der wachsenden Verzweiflung halb verthierter skrophulöser Horden sah der Autor des „Kapital“ die mächtigste Triebkraft zum Sozialismus. Ihr Wirken wird durch den Nachweis einer steigenden Lebenshaltung der Arbeiterschaft nicht widerlegt.

Der zahlenmäßige Beweis für das Anwachsen des sozialen Elends ist allerdings kaum zu erbringen. Wir müßten genaue Angaben aus verschiedenen Jahrzehnten über die Masse der jährlich geschaffenen Werthe und ihre Vertheilung unter die Proletarier und Kapitalisten haben, sollten wir

bemessen können, in welchem Maße die Ausbeutung der ersteren gestiegen ist und damit ihre soziale Lage verschlechtert wurde.

Aber wir haben Indizien, aus denen wir die Richtung der Entwicklung erkennen können.

Marx hat uns in seinem „Kapital" das große Mittel gezeigt, durch welches die Unternehmer das Elend der Arbeiterklasse selbst dort vermehren, wo die Arbeitskraft zu ihrem Werthe bezahlt wird, wo der Lohn nicht unter die Reproduktionskosten der Arbeiterklasse herabgedrückt ist. Es ist das Streben nach Vermehrung des absoluten und des relativen Mehrwerths.

Die einfachste Form der Vergrößerung des ersteren ist die der Verlängerung des Arbeitstags. Diese findet bald ihre natürliche Grenze in der Erschöpfung des Arbeiters. Ueber ein gewisses Maß kann sie nicht hinausgehen, von da an ist nur eine Entwicklung im Sinne der Verkürzung möglich. Für diese wirken bei entwickelter kapitalistischer Produktion auch eine Reihe von Faktoren, die hier näher zu beschreiben unmöglich, die alle das Resultat erzielen, daß in dem Kampfe um den Arbeitstag in den kapitalistischen Ländern während der letzten Jahrzehnte sich überall die Tendenz zu fortschreitender Verkürzung der Arbeitszeit durchsetzt. In dieser Beziehung kann man von Zunahme des Elends also nicht reden. Aber die Verkürzung der Arbeitszeit wird in der Regel wett gemacht durch vermehrte Auspumpung von Arbeit in kürzerem Zeitraum, durch Intensifikation der Arbeit, wobei oft die raffinirtesten Systeme der Akkordarbeit, des Prämiensystems, der Gewinnbetheiligung in Anwendung gebracht werden. Immerhin wird man sagen dürfen, daß die Herabdrückung der Arbeiter durch Vermehrung des absoluten Mehrwerths in den Ländern entwickelter kapitalistischer Produktion ihre Schranke gefunden hat.

Aber je mehr dem Kapital dieser Weg nach Vergrößerung des erpreßten Mehrwerths verschlossen wird, desto eifriger wendet es sich den Methoden zu, den relativen Mehrwerth dadurch zu steigern, daß es trachtet, durch fortschreitende Arbeitstheilung und Vervollkommnung der Maschinen an Stelle gelernter Arbeiter ungelernte zu setzen, an Stelle männlicher weibliche, an Stelle reifer unreife. Auch dies letztere Bestreben wird etwas eingedämmt durch die Arbeiterschutzgesetze, aber doch nur in sehr unvollkommener Weise. Der Schutz der Kinder über 14 Jahren ist selbst in den besten Arbeiterschutzgesetzgebungen ein unzureichender, und zahlreiche Arten der Kinderausbeutung, darunter die schlimmsten, wie in der Hausindustrie, sind noch von jeder Schranke frei.

Der Fortschritt des Maschinenwesens und die Zunahme der Frauenarbeit bleiben auf jeden Fall uneingeschränkt und müssen es bleiben, will man nicht die ökonomische Entwicklung lähmen. Diese beiden wirksamsten

Methoden, die Lage der Arbeiter herabzudrücken, können den Kapitalisten unter keinen Umständen verwehrt werden, und diese machen von ihnen um so mehr Gebrauch, je mehr man ihnen die anderen erschwert.

Die Zunahme der Kinder- und Frauenarbeit ist bereits ein untrügliches Symptom des wachsenden Elends der Arbeiterklasse, nicht nothwendigerweise wachsenden physischen Elends, aber stets wachsenden Unvermögens, mit dem Lohne des Mannes allein die Bedürfnisse der Arbeiterfamilie zu decken. Es ist keineswegs gleichgiltig, ob das daher rührt, daß der Lohn sinkt oder daher, daß die Bedürfnisse steigen, in letzterem Falle wird das Elend viel eher zur Empörung führen und die Empörung viel eher dauernde Erfolge erzielen als in ersterem Falle; aber in dem einen wie in dem anderen Falle wird man von Zunahme des Elends sprechen können. Wo der Lohn des Mannes nicht ausreicht, Weib und Kind zu erhalten, da führt dies auf der einen Seite dazu, daß die Kinder und Ehegattinnen der Lohnarbeiter in die Fabrik müssen, um verdienen zu helfen, auf der anderen Seite dazu, daß die Männer sich der Ehe enthalten und in der Prostitution ein Ersatzmittel für sie suchen. Dadurch wird die Zahl der unverheiratheten Mädchen vermehrt, die ihrerseits ebenfalls gezwungen werden, sich der Lohnarbeit zuzuwenden. So löst die kapitalistische Produktionsweise die überkommene bürgerliche Familie auf, ohne eine andere Familienform an ihre Stelle zu setzen, und schafft dadurch eine der wichtigsten Quellen der Verelendung und Entartung.

Die Zahl der Eheschließungen schwankt mit dem Wechsel günstiger und ungünstiger Geschäftslage, nimmt aber im Allgemeinen ab. Auf je 1000 Einwohner kommen Eheschließungen:

	In Deutschland	In Oesterreich	In Frankreich	In Großbritannien
1872	10,3	9,3	9,7	8,5
1873	10,0	8,9	8,8	8,6
1874	9,5	9,0	8,3	8,3
1880	7,5	7,6	7,4	7,3
1881	7,5	8,0	7,5	7,5
1882	7,1	8,2	7,4	7,6
1890	8,0	7,6	7,07	7,6
1891	8,0	7,8	7,5	7,7
1895	7,9	7,9	7,5	7,4

Dabei nimmt die Zahl der Erwachsenen in der Bevölkerung zu.

Nach der Zählung von 1880 machten im Deutschen Reiche die Kinder unter 15 Jahren 35,4 Prozent der Bevölkerung aus, 1890 35,15 Prozent.

Die Zahl der Verheiratheten, Verwitweten, Geschiedenen nahm in dem gleichen Zeitraum von 18 100 000 auf 19 800 000 zu, um 9,3 Prozent, die der Ledigen über 15 Jahren wuchs von 11 100 000 auf 12 300 000, um 10,2 Prozent.

Gleichzeitig hat die Frauenarbeit enorm zugenommen. Im Deutschen Reiche hat sich die Zahl der erwerbsthätigen Frauen seit 1882 bis 1895 von 5 541 517 auf 6 578 350, um über eine Million vermehrt. In Industrie und Handel nahmen im gleichen Zeitraum zu die:

	Männliche	Weibliche	Zusammen
Angestellten . .	115,6 Prozent	254,7 Prozent	118,9 Prozent
Lohnarbeiter . .	52,8 „	104,9 „	62,6 „

Die Zunahme der weiblichen Lohnarbeiter war also eine doppelt so rasche wie die der männlichen.

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt: die weiblichen Arbeiter sind im Vergleich zur Gesammtarbeitszahl in folgenden Gewerben:

Besonders häufig	Prozent aller Arbeiter des Gewerbszweigs	Besonders selten	Prozent aller Arbeiter des Gewerbszweigs
Beherbergungs- und Erquickungsgewerbe . .	66,9	Verkehrsgewerbe . . .	0,9
Textilindustrie	50,8	Baugewerbe	1,1
Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe . . .	37,6	Industrie der Maschinen	2,6
Papierindustrie . . .	35,9	Bergbau	3,1
Handelsgewerbe . . .	29,2	Thierzucht und Fischerei	4,0
Kunstgärtnerei	24,6	Industrie der Holz- und Schnitzstoffe	6,1
Nahrungs- und Genußmittelindustrie . . .	20,1	Versicherungsgewerbe .	6,4

Die Zunahme der Frauenarbeit ist ein sicherer Anzeiger der Zunahme des Elends. Aus ihm entsprossen, erzeugt sie neues Elend. Denn die kapitalistische Gesellschaft bildet keine höheren Formen des Haushalts, durch die der Einzelhaushalt ersetzt würde. Die Lohnarbeit der Frau führt zu ihrer eigenen Abrackerung, da zur Arbeit des Haushalts Lohnarbeit sich gesellt, zur Verkümmerung des proletarischen Haushalts, zur Verwahrlosung der proletarischen Jugend, zur Begünstigung des Wirthshausbesuchs, zur Vergeudung an Material aller Art durch die überbürdete, zu den Geschäften der Hauswirthschaft nicht erzogene, des Kochens und Nähens unkundige Lohnarbeiterin. Was nützt dem Lohnarbeiter das Steigen der Löhne, das Sinken der Getreidepreise, wenn seine Frau nicht mehr versteht, aus dem Mehle in sparsamer Weise wohlschmeckende, nahrhafte Gerichte zu bereiten! Was nützt ihm das Sinken des Preises von Kleidungsstücken, wenn seine Frau die abgetragenen nicht flicken kann, so daß er jetzt doppelt so viel anschaffen muß,

wie ehedem! Wie leicht führt die Lohnarbeit der Frau zu physischem, nicht blos sozialem Elend!

Aber freilich, diese Ursache zunehmender Degradation wird auch zu einer Ursache zunehmender Empörung, denn sie treibt die um Lohn arbeitende Frau in die Reihen des kämpfenden Proletariats, die als bloße Hausfrau seinem Ringen viel eher verständnißlos gegenüber stünde.

Neben der Ausbeutung der Frauen durch Lohnarbeit ist auch die der jugendlichen Arbeitskräfte in Zunahme begriffen. Leider ging die Zählung der Erwerbsthätigen unter 20 Jahren in der deutschen Berufsstatistik 1895 nach einem anderen Modus vor sich, als 1882, so daß die Entwicklung der Lohnarbeit einzelner Altersklassen unter 20 Jahren sich nicht verfolgen läßt. Wir können nur den Antheil der gesammten Altersklassen unter 20 Jahren an der Erwerbs- bezw. Lohnarbeit in den beiden Zählungsjahren miteinander vergleichen.

Da finden wir, daß unter 20 Jahre alt waren von je hundert Lohnarbeitern:

	Landwirthschaft		Industrie		Handel		Zusammen	
	1882	1895	1882	1895	1882	1895	1882	1895
Lohnarbeiter . .	30,51	32,61	28,41	28,80	23,09	25,03	29,20	30,11

Die Wirkungen des Maschinenwesens und andere herabdrückende Faktoren zu behandeln, mangelt der Raum. Auf die Arbeitslosigkeit haben wir schon in einem anderen Zusammenhang hingewiesen. Hier sei nur noch eine zusammenfassende Stelle aus dem „Kapital" angeführt: „Es zeigte sich im vierten Abschnitt bei Analyse der Produktion des relativen Mehrwerths, daß alle Methoden zur Steigerung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit in der kapitalistischen Form sich auf Kosten des individuellen Arbeiters vollziehen; daß alle Mittel zur Entwicklung der Produktion in Beherrschungs- und Ausbeutungsmittel des Produzenten umschlagen, daß sie den Arbeiter in einen Theilmenschen verstümmeln, ihn zum Anhängsel der Maschine entwürdigen, mit der Qual der Arbeit ihren Inhalt vernichten, ihm die geistigen Potenzen des Arbeitsprozesses entfremden, im selben Maße, worin derselbe sich die Wissenschaft als selbständige Potenz einverleibt; daß sie die Bedingungen, innerhalb deren er arbeitet, beständig anormaler machen, ihn während des Arbeitsprozesses der kleinlichst gehässigen Despotie unterwerfen, seine Lebenszeit in Arbeitszeit verwandeln, sein Weib und Kind unter das Juggernautrad des Kapitals schleudern. Aber alle Methoden zur Produktion des Mehrwerths sind zugleich Methoden der Akkumulation, und jede Ausdehnung der Akkumulation wird umgekehrt Mittel zur Entwicklung jener Me-

hoben. Es folgt daher, daß im Maße, wie Kapital akkumulirt, die Lage des Arbeiters, welches immer seine Zahlung, sich verschlechtert. Das Gesetz endlich, welches die relative Ueberbevölkerung oder industrielle Reservearmee stets mit Umfang und Energie der Akkumulation in Gleichgewicht hält, schmiedet den Arbeiter fester an das Kapital, als den Prometheus die Keile des Hephästos an den Felsen. Es bedingt eine der Akkumulation von Kapital entsprechende Akkumulation von Elend. Die Akkumulation von Reichthum auf dem einen Pol ist also zugleich Akkumulation von Elend, Arbeitsqual, Sklaverei, Unwissenheit, Brutalisirung und moralischer Degradation auf dem Gegenpol, das heißt, auf Seite der Klasse, die ihr eigenes Produkt als Kapital produzirt" („Kapital", I, 2. Aufl., S. 671).

Von einem Sinken der Löhne spricht Marx da nicht. Manche der Tendenzen, die er hier schildert, z. B. die auf Verwandlung der Lebenszeit des Arbeiters in Arbeitszeit, haben seitdem einige Einschränkungen erfahren, aber die weitaus meisten sind heute noch so wirksam wie nur je, und sie berechtigen uns vollauf, von einem Wachsthum der Masse des Elends, der Knechtschaft, der Degradation, der Ausbeutung zu sprechen. Dieser Satz kann jedoch noch in einem dritten Sinne verstanden werden.

Wir haben bisher nur von der Lohnarbeiterklasse gehandelt, aber Marx spricht in dem Paragraphen über die Tendenzen der kapitalistischen Akkumulation auch von anderen Klassen des Volkes.

Ist die Lage der Proletarier eine elende und geknechtete, so muß die Masse des Elends und der Knechtschaft innerhalb des gesammten Volkes in dem Grade wachsen, in dem das Proletariat an Zahl den übrigen Volksklassen gegenüber zunimmt; und daß es allenthalben wächst, ist eine unleugbare Thatsache.

Aber die Zunahme der Zahl der Proletarier im Volke ist selbst wieder nur ein Symptom, freilich auch wieder eine Ursache wachsenden Elends in den anderen Volksklassen.

Auf Gebieten, die der kapitalistischen Industrie neu erobert werden und auf ihren Grenzgebieten — das Wort „Gebiet" hier im ökonomischen wie im geographischen Sinne genommen — äußert sich diese verelendende Wirkung des Kapitalismus besonders energisch und massenhaft, in einer Weise, die nicht blos soziales, sondern hochgradiges physisches Elend, direkten Hunger, Entbehrung des Nothwendigsten, völliges Verkommen herbeiführt.

Das ist eine bekannte und auch allgemein anerkannte Erscheinung. Aber der bürgerliche Oekonom tröstet sich auch hier damit, daß sie blos vorübergehend sei, daß sie blos ein Uebergangsstadium darstelle, der dann die Erhebung der herabgedrückten Volksklassen folge.

Das ist richtig für einzelne Gegenden und Industriezweige, nicht aber für die Gesammtheit der kapitalistischen Gesellschaft. Eine Erhebung aus

physischem Elend tritt allerdings früher oder später für viele Schichten der Lohnarbeiterschaft ein. Aber die kapitalistische Produktionsweise ist in ständigem Fortschreiten begriffen, erobert beständig neue Gewerbszweige und neue Gegenden, in denen sie die Besitzer von selbständigen Kleinbetrieben degradirt, proletarisirt, ins Elend schleudert, und dieser Prozeß kann kein Ende nehmen, außer mit der kapitalistischen Produktionsweise selbst, denn diese kann nur existiren durch beständige Erweiterung ihres Bereichs.

Bernstein weist mit Befriedigung darauf hin, wie zahlreich noch der Kleinbetrieb allenthalben sei. Wir haben gesehen, wie wenig diese Thatsache gegen die Konzentration des Kapitals beweist. Wohl aber beweist sie etwas für die „Verelendungstheorie". Die Kleinhandwerker, Kleinkrämer, Zwergbauern, sie verelenden immer mehr. Steigt die Lebenshaltung der Bourgeoisie schneller als die der Lohnarbeiterschaft, so erhebt sich diese, wenigstens in einzelnen Schichten, über die der Inhaber kleiner Betriebe. Die anscheinend selbständigen zwerghaften Existenzen hören immer mehr auf, das Mittelglied zwischen Bourgeoisie und Proletariat zu sein, sie werden das Mittelglied zwischen Lohnarbeiterschaft und Lumpenproletariat. Ihnen und nicht dem Lohnproletariat strömt immer mehr die Ueberbevölkerung zu. So erneuert sich der Kleinbetrieb immer wieder, findet immer wieder neue Rekruten, wie viele Lücken auch der in seinen Reihen grassirende Bankerott reißen mag. Der Kleinbetrieb verschwindet nicht, aber er verkommt.

Aber noch rascher und auffallender und unbestrittener wächst das Elend in jenen Ländern, die dem kapitalistischen Regime neu erschlossen werden. Nun mag man freilich meinen, es brauche die Arbeiter Deutschlands, Englands, Frankreichs, Amerikas wenig zu interessiren, was im Ausland geschehe. Sie seien Mustermenschen im Sinne der ethischen Nationalökonomie, also mit einem gesunden und kurzsichtigen Egoismus begabt. Was kümmere es sie, wenn Hunger und Elend in Italien, in den slavischen und ungarischen Landestheilen Oesterreichs, in den Balkanländern, in Rußland, in China, in Ostindien zunehmen? Wenn nur ihre eigene Lage sich verbessere, dann könnten sie wohl mit der kapitalistischen Gesellschaft zufrieden sein.

Diese famosen „Praktiker" und „Ethiker" vergessen, daß es kaum ein Land giebt, das nicht noch Gegenden aufweist, die, wenig berührt von kapitalistischer Großindustrie, weite Verelendungsgebiete darstellen. Ob Irland schon aufgehört hat, ein solches für England zu sein, ist sehr fraglich. Die stete Abnahme seiner Bevölkerung weist nicht darauf hin. Deutschland hat noch sein Schlesien, die amerikanische Union noch ihre Südstaaten.

Aber auch die internationale Solidarität des Proletariats ist kein leerer Wahn. Je tiefer das Elend in den einen Gegenden, je höher die proletarische Lebenshaltung in den anderen, je entwickelter die Kommunikationsmittel, desto

mehr strömen die verelendeten Massen in die Gebiete höherer Lebenshaltung. Verelenden die Italiener, Polen, Slowaken, Kulis, so exportiren sie ihr Elend in Länder einer höheren Kultur, eines entwickelten Widerstands gegen die degradirenden Tendenzen des Kapitals; sie drücken diese Kultur herab und lähmen diesen Widerstand.

Die Frage der „Verelendung“ ist, wie man sieht, keine einfache, sondern eine sehr komplizirte. Das Elend nimmt die verschiedensten Formen an und jede dieser Formen hat ihre besonderen Bewegungen, aber sie alle enden in dem Resultat: Verschärfung der sozialen Gegensätze, Verschärfung des proletarischen Kampfes gegen das kapitalistische Joch.

Wir haben gesehen, wie die kapitalistische Produktionsweise dort, wo sie einen Gewerbszweig oder ein Land neu ergreift, eine Masse physischen Elends schafft; in Gewerbszweigen und Gegenden, in denen sie hochentwickelt, gewinnen die Widerstände gegen die physische Verelendung namentlich durch Erstarken des Proletariats allmälig die Oberhand über die herabdrückenden Tendenzen, aber die soziale Verelendung nimmt auch dort ihren Fortgang durch den Fortschritt der Arbeitstheilung und des Maschinenwesens, welche die Arbeit monoton und widerwärtig machen, durch Ausdehnung der Frauenarbeit, vielfach auch der Kinderarbeit, Verdrängung qualifizirter Arbeit, durch Vermehrung der Existenzunsicherheit, durch das Zurückbleiben der Erhöhung proletarischer Lebenshaltung hinter der gleichzeitigen Erhöhung bürgerlicher Lebenshaltung. Besonders auserlesenen, vom Glück begünstigten Arbeiterschichten mag es vielleicht vergönnt sein, auch dies Stadium der Verelendung zu überwinden und zu einer Lebenshaltung aufzusteigen, die selbst an bürgerlichem Maßstabe gemessen nicht elend zu nennen ist. Aber auch für sie bleibt die das ganze kapitalistische Getriebe beherrschende Tendenz nach Verelendung bestehen; sie sind beständig der Gefahr ausgesetzt, durch eine Krisis, eine Erfindung, eine Fabrikantenkoalition, die Konkurrenz tiefer stehender Arbeiterschichten aus ihrer privilegirten Stellung vertrieben und in das allgemeine Klassenelend herabgestoßen zu werden. Also überall Elend in der kapitalistischen Produktionsweise, eine um so größere Masse des Elends, je mehr Proletarier vorhanden sind, je mehr Kleinbetriebe vom Kapital degradirt oder abhängig gemacht werden, aber auch desto mehr Kampf gegen das Elend, desto mehr Empörung der Arbeiterklasse gegen die kapitalistische Herrschaft.

Das ist nach meiner Auffassung jene Marxsche Theorie, die von den Kritikern des Marxismus die Verelendungstheorie genannt wird. Bernstein erklärt sie für abgethan, aber er hat nicht gezeigt, was gegen sie spricht, ja er hat nicht einmal gezeigt, was unter ihr zu verstehen ist.

Die Bewegungen der verschiedenen Formen des Elends, die wir hier angedeutet, sind sämmtlich mit den im „Kapital“ niedergelegten Marxschen

„Dogmen" vereinbar, sie sind in ihren wesentlichsten Momenten gerade dort auf klassische Weise erforscht. Es bliebe uns also nur noch zu untersuchen, ob die hier geschilderten Tendenzen in dem einen Satze des „Kapital" den präzisesten Ausdruck gefunden. Diese Wortklauberei kann ich mir wohl ersparen. Mir erscheint die Fassung dieses Satzes für Jeden, der das „Kapital" selbst kennt, vollkommen klar, unzweideutig und unanfechtbar, ich habe ihn auch nie in einem anderen als dem hier entwickelten Sinne aufgefaßt. Aber diese Frage ist von sehr sekundärer Bedeutung. Die Ausführungen des „Kapital" über die Entwicklung der Lage des Proletariats werden nicht dadurch widerlegt, daß Bernstein die Worte Elend und Degradation in dem Sinne auslegt, in dem sie am wenigsten mit der Wirklichkeit stimmen.

Wenden wir uns von der Verelendungstheorie wieder zu der Frage: wo bleibt der steigende Reichthum der kapitalistischen Gesellschaft, so können wir nun auf sie antworten: Jene Theorie schließt keineswegs aus, daß ein Theil des Reichthumszuwachses auch den arbeitenden Klassen zufällt. Allerdings hat die kapitalistische Produktionsweise stetig die Tendenz, die Lohnarbeiterschaft wie die übrige Volksmasse herabzudrücken und sie erzeugt dadurch immer wieder neues Elend, aber sie erzeugt auch Tendenzen, die das Elend einzuschränken suchen. Es ist nicht das physische, sondern das soziale Elend, das beständig wächst, nämlich der Gegensatz zwischen den Kulturbedürfnissen und den Mitteln des einzelnen Arbeiters, ihnen zu genügen, mit anderen Worten, die *Masse* der Produkte, die auf den Kopf des Arbeiters entfallen, kann zunehmen, der *Antheil* des Arbeiters an der von ihm geschaffenen Produktenmenge nimmt ab.

---

g) Der neue Mittelstand.

Ehe wir uns von dem Thema der Zunahme der Besitzenden zu einem anderen wenden, wollen wir noch kurz die Auffassung untersuchen, als meine Bernstein mit dieser Zunahme nicht die der Kapitalisten, sondern die jener Schichten der Bevölkerung, die ihrem Einkommen nach die mittleren bilden. Das würde es allerdings erklären, warum er auf die Einkommensteuerstatistik so großen Werth legt, die doch über die Besitzesvertheilung gar nichts sagt. Auch weisen manche seiner Aeußerungen auf eine derartige Auffassung hin, wenn er auch an anderen Stellen unzweideutig von der Zunahme der Zahl der Kapitalisten spricht.

Hätte Bernstein nichts Weiteres sagen wollen, als daß der Mittelstand nicht ausstirbt, sondern nur an Stelle des alten ein neuer tritt, an Stelle der selbständigen Handwerker und kleinen Kaufleute die „Intelligenz", so hätten wir ihm das ohne Weiteres zugegeben. Ich darf hier wohl darauf

hinweisen, daß ich schon 1895 in einer Artikelserie der „Neuen Zeit“ über „Die Intelligenz und die Sozialdemokratie“ das Auftauchen dieses Mittelstandes anerkannte und es für eine der wichtigsten Aufgaben unserer Partei bezeichnete, die Bedingungen der Gewinnung dieser Bevölkerungsschicht zu studiren. „Ein neuer, an Zahl sehr starker und ununterbrochen zunehmender Mittelstand bildet sich, dessen Wachsthum im Stande ist, unter Umständen den Rückgang des gesammten Mittelstandes zu verdecken, der durch den Niedergang des Kleinbetriebs verursacht wird“ („Neue Zeit“, XIII, 2, S. 16).

Die Hauptursache des Anwachsens dieser Bevölkerungsschicht rührt daher, daß die herrschenden und ausbeutenden Klassen ihre Funktionen immer mehr an bezahlte intelligente Arbeiter übertragen, die ihre Leistungen entweder nach Stück — Aerzte, Advokaten, Künstler — oder gegen festes Gehalt verkaufen, Beamte aller Art. Im Mittelalter lieferte die Geistlichkeit die Gelehrten, die Aerzte, die Künstler und einen Theil der Verwaltungsbeamten, der Adel besorgte ebenfalls Geschäfte der öffentlichen Verwaltung, des Gerichts und Polizeiwesens und vor Allem den Kriegsdienst. Durch das Aufkommen des modernen Staates und der modernen Wissenschaft wurden den beiden genannten Klassen ihre Funktionen genommen, diese Klassen aber blieben, sie verloren nur mit ihrer sozialen Bedeutung zum größten Theil auch ihre Unabhängigkeit.

Die ihnen abgenommenen Funktionen selbst aber wurden seitdem immer mehr erweitert und die Zahl der sie besorgenden Arbeitskräfte wächst von Jahr zu Jahr, je größer die Aufgaben werden, welche die soziale Entwicklung dem Staat, den Gemeinden, der Wissenschaft stellt.

Aber auch die Kapitalistenklasse hat schon frühzeitig angefangen, sich ihrer Funktionen in Handel und Industrie zu entledigen und sie an bezahlte Arbeiter, Kaufleute und Techniker zu übertragen. Zuerst waren diese nur Hilfsarbeiter des Kapitalisten, denen er solche Theile seiner Funktionen der Ueberwachung, Antreibung, Organisirung der Arbeit, des Ankaufs der Produktionsmittel, des Verkaufs der Produkte übertrug, die er bei den wachsenden Anforderungen an spezielle Ausbildung der einzelnen Funktionen nicht bewältigen konnte, schließlich aber wurde der Kapitalist völlig überflüssig gemacht durch das Aktienwesen, das sogar die Oberleitung des Unternehmens einem Miethling übergiebt. Daß das Aktienwesen dazu beiträgt, die Zahl der gut bezahlten Angestellten zu vermehren, und daß es auf diese Weise die Bildung des Mittelstandes fördert, daran ist gar nicht zu zweifeln. Wenn Bernstein mittlere Einkommen und Besitzende einander gleichsetzt, dann kann er allerdings sagen, daß die Aktiengesellschaften zu ihrer Vermehrung beitragen — aber nicht durch die Zersplitterung der Kapitalien, die sie ermöglichen.

Die Intelligenz ist diejenige Bevölkerungsschicht, die am raschesten anwächst. Nach der deutschen Gewerbezählung wuchs im Gewerbe von 1882 bis 1895 die Zahl der Lohnarbeiter um 62,6 Prozent, die der Angestellten dagegen um 118,9 Prozent. Indeß war dieses rasche Anwachsen noch nicht genügend, den relativen Rückgang des Unternehmerthums zu paralysiren, das absolut nur um 1,3 Prozent wuchs. Vom Betriebspersonal waren in Prozenten

	1882	1895
Unternehmer	39,6	28,7
Angestellte	2,8	4,4
Lohnarbeiter	57,6	66,9

Also selbst wenn wir die Angestellten mit den Unternehmern zusammen als „Besitzende“ rechnen wollten, wäre ihr Prozentsatz 1882 bis 1895 von 42,4 auf 33,1 gesunken. Auch bei dieser Rechnung kämen wir nicht zu dem Bernsteinschen Resultat.

Das Ergebniß bleibt das Gleiche, wenn wir, wie die Berufsstatistik es gestattet, auch die Landwirthschaft in Betracht ziehen. Man zählte im deutschen Reiche von je 100 Erwerbsthätigen:

		Selbständige	Angestellte	Arbeiter
Landwirthschaft .	1882	27,78	0,81	71,41
	1895	30,98	1,16	67,86
Industrie . . .	1882	34,41	1,55	64,04
	1895	24,90	3,18	71,92
Handel	1882	44,67	9,02	46,31
	1895	36,07	11,20	52,73
Zusammen	1882	32,03	1,90	66,07
	1895	28,94	3,29	67,77

Langsamer als die Zunahme der Angestellten im Gewerbe, aber immer noch schneller als der Bevölkerungszuwachs (14,5 Prozent) war die Zunahme der Beamten im Staats-, Gemeinde-, Kirchendienst und der in den freien Berufsarten Beschäftigten. Ihre Zahl wuchs von 579322 auf 794983, um 37,2 Prozent.

Diese Elemente sind also in raschem Zunehmen begriffen. Aber wir begingen einen gewaltigen Irrthum, wollten wir sie einfach den Besitzenden zuweisen. Der neue Mittelstand erwächst auf ganz anderen Grundlagen als der alte, der das feste Bollwerk des Privateigenthums an den Produktionsmitteln bildete, weil darauf seine Existenz beruhte.

Auf ganz anderer Grundlage ruht der neue Mittelstand. Das Privateigenthum an den Produktionsmitteln spielt für ihn meist keine Rolle. Dort, wo er als selbständiger Arbeiter fungirt, sind sie fast stets von minimalem Werthe — z. B. bei Malern, Aerzten, Schriftstellern. Dort, wo die Produktionsmittel als Kapital fungiren, treten die „Kopfarbeiter" in ihrer Masse als Lohnarbeiter, nicht als Kapitalisten auf.

Allerdings wäre es ebenso unrichtig, den neuen Mittelstand ohne Weiteres dem Proletariat zuzurechnen.

Er ist aus der Bourgeoisie hervorgegangen, mit ihr durch die mannigfachsten verwandtschaftlichen und sozialen Bedingungen verbunden, steht ihr in der Lebenshaltung gleich. Und eine ganze Reihe von Berufen der Intelligenz sind noch enger mit ihr verknüpft, das sind jene, die den Kapitalisten dadurch überflüssig machen, daß sie seine Funktionen als Direktoren und Unterbeamte seiner Betriebe übernehmen. Aber mit den Funktionen des Kapitalisten kommt auch seine Gesinnung über sie, sein Gegensatz gegen das Proletariat. Bei einer anderen Reihe von Berufen der Intelligenz involvirt die Berufsthätigkeit die Bekundung einer bestimmten politischen oder religiösen Gesinnung. Das ist der Fall bei politischen Journalisten, manchen Gerichtsbeamten, z. B. Staatsanwälten, bei Polizisten, Geistlichen u. s. w. Vom Staate, der Kirche, den kapitalistischen Verlegern 2c. werden in diesen Berufen nur Leute beschäftigt, welche entweder die Gesinnung ihrer „Arbeitgeber" theilen oder bereit sind, eine fremde Gesinnung gegen Bezahlung zu vertreten. Auch daraus ergiebt sich ein Gegensatz zahlreicher „Intelligenzen" gegen das Proletariat.

Aber der am weitesten greifende Gegensatz zwischen Intelligenz und Proletariat wird dadurch erzeugt, daß die erstere eine privilegirte Klasse bildet. Ihre bevorzugte Stellung beruht auf dem Privilegium der Bildung. Sie hat wohl alles Interesse daran, daß die Volksmasse weit genug gebildet sei, um die Bedeutung der Wissenschaft zu begreifen und sich vor ihr und ihren Vertretern zu beugen, aber ihr Interesse gebietet ihr, allen Bestrebungen entgegenzutreten, die den Kreis der einer höheren Fachbildung Theilhaftigen erweitern.

Wohl bedarf die kapitalistische Produktionsweise großer Massen von Intelligenzen. Die Schuleinrichtungen des Feudalstaats reichten nicht aus, sie zu produziren. Das bürgerliche Regime hat daher überall auf eine Verbesserung und Erweiterung nicht blos des niederen, sondern auch des höheren Unterrichts hingedrängt. Man glaubte, damit nicht nur die Entwicklung der Produktion zu fördern, sondern auch die Klassengegensätze zu mildern; denn da höhere Bildung zu einer bürgerlichen Stellung emporhob, erschien es als selbstverständlich, daß allgemeine Verbreitung höherer Bildung eine allgemeine Hebung des Proletariats zu bürgerlichen Lebensbedingungen bedeuten würde.

Aber der bürgerliche standard of life ist blos dort das nothwendige Korrelat der höheren Bildung, wo diese ein Privilegium. Wo sie allgemein wird, hebt sie nicht den Proletarier ins Bürgerthum, sondern degradirt sie den „Kopfarbeiter" zum Proletarier. Auch das ist eine Theilerscheinung des Verelendungsprozesses der Volksmasse.

In Ländern, in denen die Volksbildungsanstalten weit genug entwickelt sind, um der Bildung ihre bisherige privilegirte Stellung zu rauben, beginnt daher Bildungsfeindlichkeit in der Intelligenz sich einzunisten. Diese bildungsfeindlichen Schichten gerathen damit in Gegensatz zu den Bedürfnissen der modernen Produktionsweise, sie werden fortschrittsfeindlicher als die Kapitalisten selbst, und finden sich mit den reaktionärsten der Reaktionäre, mit Zünftlern und Agrariern zusammen. Es ist die Blüthe der modernen Wissenschaft, es sind Professoren und Studenten der Universitäten, die am meisten gegen das Frauenstudium eifern, die die jüdische Intelligenz von aller Mitbewerbung um Stellen und Funktionen ausgeschlossen sehen möchten, die danach trachten, das höhere Studium möglichst zu vertheuern und die Unbemittelten davon auszuschließen.

Hierbei stoßen sie auf die energischste Gegnerschaft des Proletariats, das, wie jedes Privilegium, so auch das der Bildung aufs Entschiedenste bekämpft.

Trotz aller Hindernisse macht die Ausbreitung der Volksbildung Fortschritte, damit verfällt aber eine Schicht der Intelligenz nach der anderen der Proletarisirung. Man bedenke die Unmasse von Kaufleuten, die unsere Handelsschulen, der Musiker, die unsere Musikschulen, der Bildhauer und Zeichner, die unsere Kunstschulen, der Mechaniker und Chemiker, die unsere Gewerbeschulen jahraus jahrein produziren. Und der kapitalistische Konzentrationsprozeß setzt auch auf den Gebieten des Handels, der Kunst, der angewandten Wissenschaft ein, die Kapitalsumme wird immer größer, die nothwendig ist, auf diesen Gebieten ein selbständiges lebensfähiges Unternehmen zu begründen. In demselben Maße also, in dem die Zahl der gelernten Arbeiter auf diesen Gebieten wächst, vermindern sich die Aussichten für sie, selbständige Unternehmer zu werden, wird immer mehr lebenslängliche Lohnarbeit ihr Loos. Gleichzeitig kommt aber in Folge der raschen Vermehrung der geschulten Arbeiter für eine der Schichten der Intelligenz nach der anderen die Zeit, in der es hoffnungslos für sie wird, durch zünftige Absperrung und künstliche Beschränkung des Kreises der Konkurrenten auf einen grünen Zweig kommen zu wollen. Auch hier beginnt der Prozeß sozialer Verelendung, der um so schmerzlicher empfunden wird, weil das eigene Elend direkt an der steigenden Lebenshaltung der Bourgeoisie gemessen wird. Diese Lebenshaltung wenigstens zum Scheine aufrecht zu halten, ist eine Lebensfrage für den

Kopfarbeiter. Aeußert sich beim Handarbeiter physische Verelendung vor Allem im Schlechterwerden der Wohnung, dann in der Kleidung, erst zuletzt in der Nahrung, so ist es beim Kopfarbeiter umgekehrt. Bei der Nahrung wird zuerst gespart.

Aber so sehr man am bürgerlichen Scheine hängt, für jede dieser proletarisirten Schichten der Intelligenz kommt die Zeit, wo sie ihr proletarisches Herz entdeckt, Interesse am proletarischen Klassenkampf gewinnt und schließlich thatkräftig an ihm theilnimmt. So die Handlungsgehilfen, die Bildhauer, die Musiker. Weitere werden folgen.

Wenn die liberale Oekonomie auf das rasche Anwachsen der „Intelligenz" hinweist als Zeichen davon, daß die kapitalistische Produktionsweise einen eigenen Mittelstand schafft, so vergißt sie, daß, je schneller dies Anwachsen vor sich geht, desto rascher auch der Prozeß der Proletarisirung innerhalb des neuen Mittelstandes sich vollzieht.

Zwischen den entschieden antiproletarischen, kapitalistisch gesinnten und den entschieden proletarisch fühlenden Schichten der Intelligenz bleibt aber eine breite Schicht, die weder proletarisch noch kapitalistisch fühlt, ihrer Ansicht nach über den Klassengegensätzen steht.

Diese Mittelschicht der neuen Mittelschicht hat mit dem alten Kleinbürgerthum die Zweideutigkeit der sozialen Stellung gemein. Sie ist daher dem Proletariat gegenüber ebenso unverläßlich und wankelmüthig, wie dieses. Entrüstet sie sich heute über die Habgier des Kapitals, so morgen über die schlechten Manieren des Proletariats. Ruft sie dieses heute zur Wahrung seiner Menschenwürde auf, so fällt sie ihm morgen zur Wahrung des sozialen Friedens in den Rücken.

Aber zwei Momente unterscheiden sie, das eine in günstiger, das andere in ungünstiger Weise, vom alten Kleinbürgerthum. Sie unterscheidet sich von ihm einmal durch ihren weiten geistigen Horizont und ihr geschultes Vermögen abstrakten Denkens. Sie ist jene Bevölkerungsschicht, die am leichtesten dahin kommt, sich über Klassen- und Standesbornirtheit zu erheben, sich idealistisch erhaben zu fühlen über Augenblicks- und Sonderinteressen und die dauernden Bedürfnisse der gesammten Gesellschaft ins Auge zu fassen und zu vertreten.

Aber auf der anderen Seite unterscheidet sie sich vom alten Kleinbürgerthum durch den Mangel an Kampffähigkeit. War das Kleinbürgerthum, ehe das Kapital ihm das Rückgrat gebrochen, eine höchst kampffähige und kampfeslustige Klasse, so entbehren dagegen die zwischen Proletariat und Kapitalismus stehenden Schichten der Intelligenz aller Mittel, gegen die herrschenden Klassen einen ausdauernden Kampf zu führen. Schwach an Zahl, ohne einheitliche Klasseninteressen und daher auch ohne geschlossene Organisation, ohne größeren Besitz, aber mit den Bedürfnissen einer kapitalistischen Lebenshaltung, können

sie nur kämpfen im Anschluß an andere Klassen, die selbst vermögend genug sind, ihnen die Mittel des Kampfes und der Existenz zu gewähren. Die Mittelschicht der Intelligenz, die „geistige Aristokratie", konnte daher in Masse oppositionell sein, so lange das Bürgerthum oppositionell war; sie verliert ihre oppositionelle Kampfeslust und Kampfesfähigkeit, wo dieses sich politisch zur Ruhe setzt, sie wird zimperlich und zaghaft, erklärt alle Mittel des Fortschritts, außer der Gewinnung des Wohlwollens der Machthaber durch Ueberredung, für unmoralisch, wird feig und byzantinisch.

Der Klassenkampf ist ihnen verhaßt, sie predigen seine Beseitigung oder doch seine Abschwächung. Der Klassenkampf, das ist ihnen die Auflehnung, die Rebellion, die Revolution; sie soll überflüssig gemacht werden durch die soziale Reform.

Es war ohne jede polemische Spitze gegen Bernstein, dessen Wandlung damals erst sich vorbereitete, als ich meinte, „daß es unter denen, die nicht direkt an der kapitalistischen Ausbeutung interessirt sind, kaum noch einen selbständig denkenden und ehrlichen Gebildeten giebt, der nicht auf dem ‚sozialpolitischen' Standpunkt stünde, welcher besagt, es muß etwas geschehen für die Arbeiter — welches ‚etwas' allerdings die verschiedensten Dinge bezeichnen kann. Stumm und Eugen Richter, der patriarchalisch-absolutistische Unternehmer und der Manchestermann, haben in der Intelligenz keinen Anhang mehr, der ins Gewicht fiele. Die Anklage gegen das Kapital und die Sympathie mit dem Proletariat — mindestens mit dem ausgebeuteten, wenn auch nicht mit dem kämpfenden Proletariat — sind in die Mode gekommen, und Harcourts Wort: Wir sind heute Alle Sozialisten, beginnt für diese Kreise wahr zu werden. Allerdings ist es nicht der proletarische, revolutionäre Sozialismus, dem unsere Dichter und Maler, unsere Gelehrten und Journalisten ꝛc. in ihren Salons und Cafés, ihren Ateliers und Hörsälen, huldigen, sondern eine Sorte Sozialismus, die verzweifelt viel Aehnlichkeit mit dem ‚wahren Sozialismus' hat, den das Kommunistische Manifest 1847 kennzeichnete.

„Vielfach erklären diese Elemente, von der Sozialdemokratie trenne sie nichts, als die proletarische Brutalität, aber was sie in Wahrheit abstößt, ist nicht eine Aeußerlichkeit, sondern der eigene Mangel an Einsicht oder Charakter. Wenn sie auch an Einsicht den bornirten Kapitalisten weit überragen, so begreifen sie doch noch nicht, daß es unmöglich ist, die bestehende Gesellschaft zu retten und den Sieg des Proletariats aufzuhalten, sie begreifen nicht ihre Ohnmacht dem gesellschaftlichen Entwicklungsgang gegenüber, oder es fehlt ihnen die nöthige Selbstlosigkeit, Muth und Kraft, sich das einzugestehen und mit der bürgerlichen Gesellschaft zu brechen" („Neue Zeit", XIII, 2, S. 76, 77).

Nur Wenige wagen diesen Bruch und können ihn wagen. Wohl hat das Proletariat treue Freunde auch unter den Rittern vom Geiste, aber es

sind stille Anhänger, die ihm Sieg wünschen, jedoch offen erst dann hervortreten können, wenn ihm der Sieg zugefallen. Auf starken Zuzug von Kämpfern hat es aus den Reihen der Geistesritter nicht zu rechnen, aber es hat auch nur wenige hartnäckige Widersacher aus ihren Reihen zu fürchten.

Diese wenigen Andeutungen zeigen schon, daß die anwachsende Intelligenz eine Klasse ist, die für das kämpfende Proletariat wichtige und interessante Probleme in sich birgt. Sie ganz für das Proletariat in Anspruch zu nehmen, wäre übertrieben, aber noch irriger wäre es, sie einfach den „Besitzenden" zuzurechnen. Wir finden in dieser Schicht in engem Rahmen alle die sozialen Gegensätze vereinigt, die die gesammte kapitalistische Gesellschaft kennzeichnen, wir finden aber auch in diesem Mikrokosmus ebenso wie im gesellschaftlichen Gesammtkörper das proletarische Element im Fortschreiten.

Damit wäre auch der letzte Einwand Bernsteins gegen das, was er die Marxsche Zusammenbruchstheorie nennt, erledigt.

Die Zunahme des neuen Mittelstands der Intelligenz ist ebenso wenig zu leugnen, wie die Zunahme des physischen Wohlstands einzelner Arbeiterschichten. Aber weder die eine noch die andere Erscheinung steht im Widerspruch zu den Marxschen Lehren von der Konzentration des Kapitals, der Zunahme der Ausbeutung des Proletariats und der Verschärfung der sozialen Gegensätze. Wohl stünde die Zunahme der Zahl der Besitzenden im Widerspruch mit der Zusammenbruchstheorie. Diese Zunahme hat aber Bernstein nicht erwiesen. Die Zahlen der Statistik ebenso wie die Erwägungen der Theorie sprechen dagegen.

---

h. Die Krisentheorie.

Gegenüber der Theorie von der Konzentration des Kapitals und von der Verschärfung der sozialen Gegensätze ist die Theorie der periodischen wirthschaftlichen Krisen nur sekundärer Natur. Sie verstärken die Wirkungen der erstgenannten Entwicklung, beschleunigen den Konzentrationsprozeß des Kapitals, vermehren die Masse der Proletarier und die Unsicherheit ihrer Lage. Aber an dem Endergebniß dieser Entwicklung würde es nichts ändern, wenn die periodischen Krisen nicht nothwendig im Wesen der kapitalistischen Produktionsweise begründet wären.

Indeß geht Bernstein nicht so weit, dies mit Bestimmtheit zu behaupten. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß er in einem seiner Artikel über „Probleme des Sozialismus" die Krisentheorie eines großen Unbekannten bekämpfte, derzufolge der Sozialismus das Resultat einer demnächst hereinbrechenden Weltkrise sein werde. Marx und Engels haben eine solche Be-

hauptung nie aufgestellt; ebenso wenig ist sie in einer der bekannteren marxistischen Schriften zu finden. Trotzdem hat Bernstein die Ausführungen aus seinen Artikeln in seine Schrift über „Die Voraussetzungen des Sozialismus" hinübergenommen, aber ohne Bezugnahme auf die besondere Anschauung, gegen die sie ursprünglich gerichtet waren. Man wird daher über den Zusammenhang dieser Ausführungen mit der Untersuchung der Voraussetzungen des Sozialismus nicht recht klar, und man fragt sich vergebens, was damit bewiesen werden soll, wenn gezeigt wird, daß eine Weltkrisis in nächster Zeit nicht unbedingt nothwendig eintreten muß, und daß möglicher Weise die kommenden Krisen in der Form von Krisen einzelner Industriezweige und einzelner Länder auftreten. Ihre oben erwähnten verschärfenden Wirkungen blieben dieselben.

Man kann also die Krisen aus den von Bernstein untersuchten Voraussetzungen des Sozialismus ganz ruhig ausscheiden und wir dürfen über diese Frage um so eher zur Tagesordnung übergehen, als wir uns ihrer großen Schwierigkeiten bewußt sind, deren erfolgreiche Ueberwindung mehr Zeit und Raum in Anspruch nehmen würde, als uns im Moment zu Gebote steht.

Wenn wir trotzdem noch einige Bemerkungen darüber machen, geschieht es nur, um einige Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen, welche das Kapitel über die Krisen hervorgerufen.

Einige weise Leute haben es fertig gebracht, zu behaupten, Bernstein habe die Marxsche Krisentheorie vollständig überwunden, denn er habe nachgewiesen, daß der zehnjährige Krisenzyklus nicht existire.

Darauf ist vor Allem zu bemerken, daß der zehnjährige Krisenzyklus keine **Theorie** von Marx, sondern eine **empirisch** festgestellte Thatsache ist. Wir haben große industrielle Krisen 1815, 1825, 1836, 1847, 1857. Dann kamen die großen Kriege, der italienische Krieg, der amerikanische Sezessionskrieg, der dänische, der preußisch-österreichische, der deutsch-französische Krieg, seitdem ist der ungefähr zehnjährige Zyklus gestört. Die nächste allgemeine Krisis kam 1873, ihr folgte eine Depression von unerhört langer Dauer — anderthalb Jahrzehnte; endlich trat gegen das Ende der achtziger Jahre erneuter Aufschwung ein; nach wenigen Jahren wieder eine Periode allgemeinen ungünstigen Geschäftsgangs, mit starken Krisen einzelner Länder, so 1890 in Argentinien, 1893 in den Vereinigten Staaten; nun seit etwa drei Jahren haben wir wieder eine Zeit allgemeiner Prosperität. Ist sie der Vorbote einer neuen Krisis oder ist sie bestimmt, eine fortdauernde Aera ungetrübten kapitalistischen Glückes einzuleiten?

Die Börse bereitet sich bereits auf den kommenden Krach vor. Sie scheint weitsichtiger zu sein als manche unserer jüngeren Sozialisten, denen ein paar Jahre guten Geschäftsgangs genügen, die Erfahrungen des ganzen

Jahrhunderts und die Theorien, in denen diese ihren Ausdruck gefunden, über Bord zu werfen. Einige mehr oder weniger sozialistische Theoretiker mögen die Marxsche Krisentheorie für überwunden halten. Die ganz bürgerlichen Praktiker rechnen bereits mit einer Krisis, die sie binnen wenigen Jahren erwarten.

Marx hat den Krisenzyklus nicht **erfunden**, sondern **beobachtet** und **erklärt**. Daß der Zyklus nicht mehr ein zehnjähriger ist, hat man lange vor Bernstein schon gewußt. Dieser behauptet auch gar nicht, den Marxisten damit etwas Neues gesagt zu haben. Die Frage ist nicht die, ob die Krisen alle zehn Jahre wiederkommen, sondern die, ob sie überhaupt zeitweise sich wiederholen müssen.

Denn das Element der Krisis ist mit der Waarenproduktion von vornherein gegeben. Die Waarenproduktion heißt Produktion durch Produzenten, die von einander unabhängig sind, für den Markt, das heißt, für die schwankenden Bedürfnisse einer unbestimmten Zahl von Konsumenten. Das regelnde Element in diesem anarchischen Produktionssystem ist das Schwanken der Preise; ist mehr produzirt worden, als dem Bedarf entspricht, dann sinken die Preise, ist weniger produzirt, dann steigen sie über ihr durchschnittliches Niveau. Die Unverkäuflichkeit der Waaren zu ihrem Produktionspreis ist daher eine mit Nothwendigkeit zeitweise eintretende Erscheinung der Waarenproduktion, diese Unverkäuflichkeit bildet aber die Basis der Krise. Daß es zu einer wirklichen Krisis kommt, dazu gehören jedoch Bedingungen, die in den Anfängen der Waarenproduktion fehlen und erst durch die kapitalistische Produktionsweise geschaffen werden. Erst sie verwandelt immer mehr die gesammte Produktion in Waarenproduktion, während vor ihr der wesentlichste Theil der Produktion dem Selbstverbrauch diente. Erst durch sie wird also die ökonomische Existenz der Masse der Gesellschaft abhängig von dem ungehinderten Verkauf ihrer Waaren. Dabei gestaltet sie durch das Fortschreiten der gesellschaftlichen Arbeitstheilung und die Entwicklung des Kreditsystems die Abhängigkeit der einzelnen Produzenten voneinander zu einer immer engeren, so daß jede Störung des Waarenabsatzes an dem einen Punkte Störungen an anderen Punkten nach sich zieht, daß die Krisis einer einzelnen hervorragenden Massenindustrie das ganze industrielle Getriebe ins Stocken bringt und zu einer Kalamität der ganzen Nation, ja einer Reihe von Nationen wird.

Gleichzeitig verwandelt die kapitalistische Produktionsweise den engen, leicht übersichtlichen und kaum sich ändernden lokalen Markt der einfachen Waarenproduktion in den ungeheuren, uniübersichtlichen, unaufhörlichen Aenderungen unterworfenen Weltmarkt und vermehrt die Zahl der Zwischenglieder, die sich zwischen Produzenten und Konsumenten drängen. So verliert der Produzent immer mehr die Uebersicht über den Markt.

Dabei wächst die Elastizität der Produktivkräfte ungeheuer, dank der modernen wissenschaftlichen Technik und dem Kreditsystem, noch mehr aber der industriellen Reservearmee, die in der kapitalistischen Produktionsweise stets vorhanden ist und es ermöglicht, die Produktion sprunghaft auszudehnen.

So führt jede erhebliche Vermehrung der Nachfrage zu raschester Erweiterung der Produktion weit über das vorhandene Bedürfniß hinaus, zur Ueberproduktion, der ein Stocken im Absatz, ein Sinken der Preise, eine Einschränkung der Produktion, zahlreiche Bankerotte und weitverbreitete Arbeitslosigkeit, also die Krise, folgen.

Mit dieser Bewegung verschlingt sich eine zweite, die nicht mit der ersterwähnten zusammenzuwerfen ist.

Im Unterschied zu jeder vorhergehenden Produktionsweise ist für die kapitalistische die stete Erweiterung zu einer Lebensbedingung geworden, denn Kapital und Arbeitskraft sind in ununterbrochenem, raschem Wachsthum begriffen.

Schon die natürliche Vermehrung des Proletariats wird durch die kapitalistische Produktionsweise sehr begünstigt. Im zünftigen Handwerk, sowie in der Bauernschaft, wenigstens dort wo die verfügbare Bodenfläche beschränkt, ist die Volksvermehrung sehr gehemmt, da nur der Besitzer eines Betriebs im Stande ist, eine Familie zu gründen und zu erhalten. Der unselbständige Arbeiter gehört auf dieser Wirthschaftsstufe in der Regel zum Haushalt des Meisters oder Landwirths, er hat keinen eigenen Herd. Die kapitalistische Produktionsweise trennt allenthalben Wirthschaftsbetrieb und Haushalt, macht die Gründung des letzteren auch für den Proletarier möglich, macht es aber auch aussichtslos für ihn, mit dieser Gründung warten zu wollen, bis er Herr eines eigenen Betriebs geworden. Dieselbe Produktionsweise löst die Familie auf, treibt Weib und Kind in Fabrik und Werkstatt, macht den jungen Arbeiter früh selbständig, preßt aber auch seine Arbeitskraft so aus, daß er früh invalid wird. Der Aufschub der Ehe für ein späteres Lebensalter war für den Gesellen oder Knecht geboten; er mußte warten, bis er genug erspart, ein eigenes Anwesen zu erwerben. Für den Lohnarbeiter der kapitalistischen Produktionsweise dagegen ist ein Aufschub der Ehe nicht blos zwecklos, sondern sogar irrationell, er hat um so weniger Aussichten, eine Familie von seinem Lohne zu erhalten, je älter er ist. Und die Frauen der Proletarierklasse entschließen sich um so leichter zur Ehe, als sie selbst verdienen, und da Mädchen und Jungen frühzeitig ökonomisch selbständig sind, werden die Eltern bei Eheschließungen nicht viel gefragt, die ehedem dabei mehr zu sagen hatten, als die beiden Betheiligten selbst.

Wohl wirken andere Faktoren in der kapitalistischen Produktionsweise der raschen Volksvermehrung entgegen, z. B. die Prostitution. Trotzdem finden wir in den großindustriellen Staaten eine rasche Zunahme der Bevölkerung, so in

Deutschland, England, den Vereinigten Staaten, bei denen allerdings die Einwanderung, aber in schwindendem Maße, mitwirkt. Es betrug die Volkszahl:

Deutsches Reich . . .	(1871)	41100000	(1895)	52200000
England und Wales . .	(1871)	22700000	(1896)	30700000
Vereinigte Staaten . .	(1870)	38500000	(1897)	72200000

Man erklärt, diese rasche Volkszunahme mache es nothwendig, die Industrie ebenso rasch auszudehnen; das ist richtig, aber anderseits ist gerade diese rapide Volksvermehrung eine Folge der steten Ausdehnung des kapitalistischen Industrialismus.

Aber noch schneller als die Gesammtbevölkerung vermehrt sich die Zahl der Arbeitskräfte in ihr. Im Deutschen Reiche umfaßten die Erwerbsthätigen 1882 38,99 Prozent, 1895 dagegen 40,12 Prozent der Bevölkerung. Im gleichen Zeitraum verminderten sich die Angehörigen ohne Hauptberuf von 55,08 auf 53,15 Prozent. Dies ist namentlich der Zunahme der Frauenarbeit zuzuschreiben.

Dieselbe ökonomische Entwicklung, welche diese Zunahme der Arbeitskräfte bewirkt, vermindert die Zahl der Arbeitskräfte, die durch eine bestimmte Kapitalsumme beschäftigt werden können, vergrößert die Masse und den Werth der Maschinen, der Roh- und Hilfsmaterialien, die auf eine bestimmte Arbeiterzahl kommen. Soll also die gleiche oder gar eine wachsende Arbeiterzahl Beschäftigung finden können, so muß das in der Produktion angewandte Kapital stets und rasch wachsen.

Am Kapital fehlt's nun nicht. Je größer die Produktivität der Arbeit, je zahlreicher die ungelernten, unreifen, weiblichen Arbeitskräfte, desto größer die Rate des Mehrwerths, desto rascher kann die Aufhäufung neuen Kapitals vor sich gehen. Dazu werden die Kapitalisten förmlich gezwungen, da im Laufe der ökonomischen Entwicklung in jedem Industriezweig die Minimalsumme des Kapitals steigt, die erforderlich ist, einen Betrieb konkurrenzfähig zu erhalten, und da, je wilder der Konkurrenzkampf, um so besser die Chancen des größeren, um so geringer die des kleineren Kapitals sind. Stete Vergrößerung der Betriebe, stete Erweiterung der Produktion sind also in der kapitalistischen Produktionsweise eine Lebensbedingung nicht nur für das Lohnproletariat, sondern auch für die Kapitalistenklasse.

Aber die Vorbedingung dazu ist eine entsprechende Erweiterung des Marktes, die Zunahme nicht blos des physischen Bedarfs, die wäre von vornherein gegeben, sondern der ökonomischen Nachfrage, der kaufkräftigen Nachfrage nach den Massenprodukten der kapitalistischen Produktion, die doch darnach drängt, den Werth dessen, was die arbeitenden Massen einzutauschen haben, ihrer Arbeitskraft, immer mehr herabzudrücken, so daß sie immer weniger von ihrem Produkt selbst kaufen können.

Die stete Ausdehnung des Marktes ist daher eines der wichtigsten Probleme für den industriellen Kapitalisten.

Der Markt ist ein doppelter: der innere und der äußere. Man hat in letzterer Zeit, wenn man von Ausdehnung des Marktes spricht, fast nur die des äußeren im Auge, aber mit Recht hat Sombart darauf hingewiesen, welche Bedeutung daneben die des inneren Marktes immer noch hat. Der hämische Ausfall gegen die Sozialdemokratie, mit dem er seine Ausführungen in der „Sozialen Praxis“ begleitete, war allerdings höchst überflüssig.

Wir sehen hier ab von der Verdrängung ausländischer Industrien vom inneren Markte durch Schutzzölle. Diese bedeutet eine Erweiterung dieses Marktes nur für die nationale kapitalistische Industrie, nicht für die gesammte, auf dem Weltmarkt in Betracht kommende Industrie.

Aber eine Erweiterung des inneren Marktes für die kapitalistische Industrie ist immer noch möglich durch Verdrängung der urwüchsigen Hausindustrie, ein Prozeß, der zwar schon im vorigen Jahrhundert kraftvoll eingesetzt hat, aber auch heute noch kaum in irgend einem Staate, selbst nicht im britischen Königreich gänzlich vollzogen ist. Dieser Prozeß wird gefördert durch die Verbesserung der Kommunikationen, namentlich der Eisenbahnen, deren Bau selbst wieder für die kapitalistische Industrie von großer Bedeutung ist. Je mehr Eisenbahnen vorhanden, desto rascher der Zustrom vom Lande in die Stadt, desto reger die Bauthätigkeit dieser, die ebenfalls wieder neue Nachfrage nach Arbeit und Materialien erzeugt. Das Abströmen der Arbeitskräfte vom Lande befördert wieder die Einführung arbeitsparender Maschinen in der Landwirthschaft, erweitert also den Markt für die Maschinenindustrie.

Große Veränderungen in der Technik sind überhaupt ein wichtiger Faktor der Gestaltung des inneren Marktes. Zu dem jetzigen industriellen Aufschwung hat wohl nicht wenig die Entwicklung der Elektrotechnik im letzten Jahrzehnt beigetragen, die zahlreiche Neuanlagen aller Art, für Zwecke der Beleuchtung, des Transports, der Industrie, ja hin und wieder sogar der Landwirthschaft hervorgerufen hat.

Es kann aber auch der innere Markt plötzlich sich ausdehnen durch rasche Vermehrung des Geldmetalls, selbst wenn dieses nicht im Lande selbst gefunden wird. Es genügt, daß die Besitzer der Gold- und Silberbergwerke im Lande wohnen. So wie die Goldfunde in Kalifornien und Australien mächtig dazu beitrugen, die Krisis von 1847 bis 1849 auch in Europa zu überwinden, so sind auch die Goldfunde in Südafrika an der Ueberwindung der Krisis von 1873 bis 1887 und der gegenwärtigen Prosperität betheiligt. Der jährliche Werth der Goldproduktion betrug in Millionen Mark:

1831 bis 1840 . .	56,6	1851 bis 1855 .	556,3
1841 „ 1850 . .	152,8	1856 „ 1860 . .	562,9

Von da an sank die Goldproduktion wieder, sie betrug 1881 bis 1885 jährlich im Durchschnitt 432 Millionen Mark. 1889 begann von Neuem ein rapides Steigen:

1889	503,8	Mill.	Mark,	1892	594,7	Mill.	Mark,	1895	813,9	Mill.	Mark
1890	487,5	"	"	1893	672,7	"	"	1896	828,2	"	"
1891	532,4	"	"	1894	736,5	"	"	1897	961,0	"	"
								1898	1224,0	"	"

Dieselben Methoden, die den inneren Markt erweitern, kommen auch zur Ausdehnung des äußeren in Betracht: Vermehrung der Produktion des Geldmetalls, Erweiterung und Verbesserung der Kommunikationen — Bau von Dampfern und Eisenbahnen —, Ruinirung der primitiven Hausindustrie und schließlich Einführung einer neuen Produktionsweise, Begründung einer Großindustrie in ökonomisch rückständigen Gegenden, welche die nöthigen Maschinen aus den Ländern entwickelter Großindustrie beziehen.

Von 1891 bis 1895 nahm die Länge der Eisenbahnen zu in:

	Prozent	Kilometer
Deutschland	6,8	2989
Frankreich	6,5	2476
Belgien	4,5	238
Großbritannien und Irland	3,5	1161
Dagegen in:		
Rußland	21,4	6675
Asien	22,1	7838
Afrika	25,2	2647

Die großartigen Bahnbauten in Sibirien und China waren 1895 noch in ihren Anfängen.

Auf dem Ruin der primitiven Hausindustrien beruht vor Allem die Erweiterung des Marktes für die Textilindustrie. Dagegen beruht auf der Erweiterung und Verbesserung der Kommunikationsmittel und auf der Entwicklung der Großindustrie des Auslandes die Größe und Bedeutung der Eisenindustrie.

Die beiden hier skizzirten Bewegungen — der industrielle Zyklus, das heißt der Wechsel von Prosperität, Krise, Stagnation und Wiederbelebung des Geschäfts auf der einen Seite und andererseits der stete Drang nach Erweiterung der Produktion und ihres Absatzmarktes — verschlingen sich miteinander und erscheinen als eine einzige Bewegung. Jede größere Erweiterung des Marktes wirkt stimulirend auf die Produktion ein, treibt diese zur Ueberproduktion und zur Krise. Umgekehrt bietet jede Krise den dringendsten Anlaß, nach Erweiterung des Marktes zu streben.

Für die soziale Entwicklung sind aber nicht beide Bewegungen gleichbedeutend. Die Krisen wirken in der Richtung auf den Sozialismus durch

Beschleunigung der Konzentration der Kapitalien und durch Vermehrung der Unsicherheit der Lebenslage der Proletarier, also durch Verschärfung der Antriebe, welche diese dem Sozialismus in die Arme drängen. Die stete Nothwendigkeit der Erweiterung des Marktes enthält dagegen noch ein weiteres Moment: es ist klar, die kapitalistische Produktionsweise wird von dem historischen Moment an zur Unmöglichkeit, in dem es sich herausstellt, daß der Markt nicht mehr in demselben Tempo sich ausdehnen kann, wie die Produktion, das heißt, sobald die Ueberproduktion chronisch wird.

Bernstein versteht unter historischer Nothwendigkeit nur eine Zwangslage. Hier haben wir eine solche, die, wenn sie eintritt, unvermeidlich den Sozialismus erzwingt.

Zu einem solchen Zustand muß es aber kommen, wenn die ökonomische Entwicklung in derselben Weise, wie bisher, vor sich geht, denn der äußere wie der innere Markt hat seine Grenzen, indessen die Ausdehnung der Produktion praktisch grenzenlos ist. Es handelt sich dabei nicht um eine feste, starre Grenze, eine solche ist ja in der ökonomischen Entwicklung nie zu erreichen, sondern eine elastische, die aber immer beengender wird. Einen Punkt, von dem an der Markt absolut nicht mehr auszudehnen wäre, wird man nie erreichen; aber die kapitalistische Produktionsweise muß unerträglich werden nicht blos für die Proletarier, sondern für die Masse der Bevölkerung, sobald die Erweiterungsmöglichkeit des Marktes zurückbleibt hinter den Bedürfnissen der Ausdehnung der Produktion, die der Zunahme der industriellen Bevölkerung, dem Wachsthum des Kapitals, dem Fortschritt der Technologie entspringen.

Aber je größer der Prozentsatz der Bevölkerung, der von Lohnarbeit lebt, desto rascher wieder die Vermehrung der arbeitenden Bevölkerung.

Je größer die Menge des Kapitals und die Rate der Ausbeutung, desto größer die Masse des jährlich akkumulirten Profits, und je verbreiteter die kapitalistische Produktionsweise, desto ausgedehnter auch das Gebiet der modernen Wissenschaft, desto zahlreicher die Menge der Intelligenzen, desto größer die Mittel, die dem Erfindungsgeist zu Gebote stehen, desto rascher also die Umwälzung der Technik, desto größer die Produktivität der Arbeit.

Das Tempo, in dem die Weltproduktion anwächst, wird also ein immer rascheres, wird aber der Weltmarkt in dem gleichen Maße einer steten Erweiterung fähig sein?

Für diejenige kapitalistische Großindustrie, die zuerst auf dem Weltmarkt eine Rolle spielte, die Textilindustrie, ist heute bereits in ihren alten Sitzen die Zeit chronischer Ueberproduktion gekommen. Wohl erweitert sich immer noch der Markt, aber viel rascher nimmt die Zahl der auswärtigen Konkurrenten zu.

So ist denn in England seine mächtige Textilindustrie bereits in eine Periode der Stagnation eingetreten. Selbst die Zeit der Prosperität bringt ihr keinen nennenswerthen Aufschwung. Es betrug der Werth des Exports aus dem Vereinigten Königreich in Millionen Pfund Sterling:

	1880	1885	1890	1895	1897
Baumwollengarn . .	11,9	11,9	12,3	9,3	9,9
Baumwollenstoff . .	63,7	55,1	62,1	54,5	54,0
Zusammen	75,6	67,0	74,4	63,8	63,9

Nicht viel anders ergeht es der Baumwollenindustrie des übrigen westlichen Europa, nur mühsam erweitert sie noch ihre Absatzgebiete.

Ganz anders steht es mit der Eisenindustrie. Stockt auch der Eisenbahnbau in Europa und den Vereinigten Staaten verhältnißmäßig immer mehr, so stehen ihm noch unermeßliche Flächen in den barbarischen und halbzivilisirten Ländern offen, und der Maschinenbau sieht auch noch weite Gebiete vor sich, die für die Einführung kapitalistischer Großindustrie und kapitalistischen Bergbaus um so schneller heranreifen, je mehr überschüssiges Kapital Europa und Amerika zu exportiren haben, und je enger sie durch Eisenbahnen und Dampfschiffe mit dem Weltmarkt verbunden werden.

Aber welchen Umfang auch der Export geliehenen Kapitals annehmen mag, so können doch die rückständigen Gebiete damit allein die Industrieprodukte, welche die Länder der Großindustrie ihnen senden, nicht bezahlen. Im Gegentheil, diese Kapitalien belasten sie noch mit stets wachsenden Zinszahlungen. Zur Bezahlung der Industrieprodukte und für Kapitalzinsen haben aber jene Gebiete zunächst nichts anderes hinzugeben als Rohprodukte, darunter eine Menge solcher, welche die europäische Landwirthschaft ebenfalls erzeugt, oder welche Erzeugnisse dieser Landwirthschaft ersetzen. Und je vollkommener die Kommunikationen, desto leichter kommen diese Rohprodukte nach Europa, desto mehr können sie dessen Produkte unterbieten.

So haben wir neben der chronischen nur durch kurze Zeiten eines schwachen Aufschwungs unterbrochenen Krisis oder doch Stagnation der Textilindustrie auch die der Landwirthschaft und ihrer Industrien — Spiritus, Zucker. Wenn die Zuckerindustrie trotzdem immer noch zu weiterer Ausdehnung künstlich angestachelt wird, so muß der schließliche Krach um so verheerender werden.

Aber auch der Aufschwung der Eisenindustrie (inklusive der Maschinenproduktion), die heute die führende Industrie ist und auf der in erster Linie die gegenwärtige Periode der Prosperität beruht, muß einmal ein Ende nehmen, nicht nur ein zeitweiliges, in einer vorübergehenden Krise, sondern er muß schließlich in chronische Ueberproduktion und Stagnation auslaufen — immer vorausgesetzt, daß die kapitalistische Produktionsweise sich ungestört weiter ent-

wickelt, denn die Eisenindustrie gräbt sich selbst ihr Grab durch die Einbürgerung der Maschine im Ausland. Erzeugt sie zuerst vorwiegend Konkurrenten für die einheimische Textilindustrie und Landwirthschaft, so früher oder später auch die eigenen Konkurrenten, die nicht nur die Bedürfnisse ihres Landes selbst befriedigen, sondern auch einen stets wachsenden Ueberschuß für den Weltmarkt produziren.

Fast scheint es, als wäre auch in der Eisenindustrie England an der Grenze der Ausdehnungsfähigkeit gegenüber Deutschland und vor Allem den Vereinigten Staaten angekommen. Die jetzige Periode der Prosperität hat die Roheisenproduktion Englands nur wenig gesteigert. Nach dem Londoner „Economist“ vom 1. Juli d. J. betrug sie in Tonnen in:

	1896	1897	1898
Großbritannien	8 659 681	8 681 151	8 877 109
Deutschland	6 372 575	6 864 405	7 215 927
Vereinigte Staaten	8 623 127	9 652 680	11 733 934

Nach W. R. Lawson in „Bankers magazine“, August 1899, in einem Artikel über „Drei Jahre amerikanischer Expansion“, wurden Stahlschienen produzirt (Tonnen):

	England	Vereinigte Staaten
1897	921 131	1 644 520
1898	751 591	1 976 702

Die Totalproduktion der Bessemer Stahlwerke betrug in Tonnen:

	England	Vereinigte Staaten
1897	1 884 155	5 475 315
1898	1 759 368	6 609 017

Lawson sieht, trotz der gegentheiligen Versicherungen der englischen Eisenproduzenten, in diesen Zahlen sehr bedenkliche Anzeichen für die Eisenindustrie seines Landes.

Ist aber einmal die Eisenindustrie der Länder der Großindustrie dort, wo heute Textilindustrie und Landwirthschaft Englands sind, dann hat die Expansionsfähigkeit der kapitalistischen Produktionsweise ein Ende und damit auch ihre Lebensfähigkeit.

Das braucht aber nicht allzulange zu währen, wenn man sich erinnert, wie rasch die Vereinigten Staaten, Japan, Rußland eine nennenswerthe Großindustrie entwickelt haben — die ersteren binnen einem Menschenalter eine solche, die heute bereits der englischen und der deutschen erfolgreich die Zähne weist.

Die Annahme einer derartigen unheilbaren chronischen Ueberproduktion ist jedoch nicht gleichbedeutend mit der Prophezeiung einer demnächst hereinbrechenden enormen Weltkrise, eines Weltenbrandes, aus dem die sozialistische Gesellschaft in voller Schönheit gleich einem Vogel Phönix emporfliegt.

Der Prozeß des Eintretens der chronischen Ueberproduktion kann ein langsam sich hinschleppender sein. Wir wissen über sein Wie ebenso wenig wie über sein Wann. Ja, ich will gern zugeben, daß man sogar daran zweifeln kann, ob er überhaupt jemals eintritt, um so mehr zweifeln, je rascher man sich den Fortschritt der sozialistischen Bewegung vorstellt.

Die unheilbar chronische Ueberproduktion, sie bedeutet die letzte Grenze bis zu der das kapitalistische Regime sich überhaupt behaupten kann, sie braucht nicht nothwendiger Weise seine Todesursache zu bedeuten. Wir haben gesehen, daß die materialistische Geschichtsauffassung neben dem ökonomischen Zwange noch andere Faktoren der sozialen Entwicklung kennt, die zwar ökonomisch motivirt, aber nichtsdestoweniger vielfach ideeller, ethischer Natur sind, und die wir zusammenfassen in der Formel des Klassenkampfes. Der Klassenkampf des Proletariats kann zum Umsturz der kapitalistischen Produktionsweise führen, ehe noch diese in das Stadium ihrer Verwesung eingetreten. Wenn der Hinweis auf die chronische Ueberproduktion nicht gleichbedeutend ist mit der Prophezeiung der großen Weltkrisis, so überhaupt nicht mit der Prophezeiung einer besonderen Art des Untergangs der kapitalistischen Produktion. Seine Bedeutung besteht darin, daß er durch Festsetzung einer äußersten Grenze der Lebensfähigkeit der heutigen Gesellschaft den Sozialismus aus jenem nebelhaften Bereich, in das ihn heute so viele Sozialisten verweisen, uns näher rückt, so daß dieser aus einem Ziel, das vielleicht nach fünfhundert Jahren verwirklicht werden dürfte — vielleicht auch nicht — ein absehbares und nothwendiges Ziel praktischer Politik wird.

Dies scheinen mir die wichtigsten Gesichtspunkte, die bei der Erörterung des Zusammenhangs der Krisen mit dem Sozialismus in Betracht kommen.

Gerade über diese Gesichtspunkte äußert sich jedoch Bernstein nicht, da es ihm fast nur um die Widerlegung der ganz bedeutungslosen Phantasie von der einen unerhörten allgemeinen Weltkrisis zu thun ist.

Er wirft die Frage auf, „ob nicht die gewaltige räumliche Ausdehnung des Weltmarkts im Verein mit der außerordentlichen Verkürzung der für Nachrichten und Transportverkehr erforderten Zeit die Möglichkeiten des Ausgleichs von Störungen so vermehrt, der enorm gestiegene Reichthum der europäischen Industriestaaten im Verein mit der Elastizität des modernen Kreditwesens und dem Aufkommen der industriellen Kartelle die Rückwirkungskraft örtlicher oder partikulärer Störungen auf die allgemeine Geschäftslage so verringert hat, daß wenigstens für eine längere Zeit allgemeine Geschäftskrisen nach Art der früheren als unwahrscheinlich zu betrachten sind“ (S. 70).

Welcher Art die kommenden Geschäftskrisen sein werden, kann man heute freilich nicht sagen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie in manchen Punkten ein anderes Gesicht zeigen werden, als ihre Vorgänger. Aber darum handelt es sich doch nicht. Die Frage ist die, ob die Wirkung der kommenden

Krisen auf das Proletariat und die Mittelschichten dieselbe sein wird, wie die ihrer Vorgänger, und es giebt kein Moment, das dagegen sprechen würde.

Uebrigens warum die Erweiterung des Weltmarkts und des Kreditwesens, sowie die Zunahme des Reichthums der Allgemeinheit der Krisen entgegenwirken sollen, ist mir nicht recht verständlich. Es handelt sich hier nicht um „örtliche oder partikuläre Störungen der allgemeinen Geschäftslage“, sondern um die allgemeine Ueberproduktion. Je besser die Verständigungs- und Transportmittel, desto mehr muß der Weltmarkt eine Einheit bilden, desto eher wird ein Theil von den Schicksalen der anderen berührt. Auch die Entwicklung des Kreditsystems muß in dieser Richtung wirken. Dieselbe Entwicklung erleichtert aber auch die plötzliche Ausdehnung der Produktion. Dasselbe wird bewirkt durch die Zunahme des Reichthums, die doch nichts anderes heißt, als Vermehrung des Kapitals, das zur Ausdehnung der Produktion verfügbar ist. Gewiß, örtliche oder partikuläre Störungen können durch diese Kapitalmassen, den Kredit und die Raschheit der Kommunikationsmittel leichter überwunden werden, eine Reihe von Krisenfaktoren und Krisenherden sind dadurch, wie schon Engels gesagt, beseitigt worden, aber wieso wirkt diese Entwicklung einer allgemeinen Ueberproduktion entgegen? Ist aber die Ueberproduktion eine allgemeine, so muß auch der Krach ein allgemeiner sein. Prosperität und Krisis sind in der kapitalistischen Wirthschaft unzertrennlich miteinander verbunden.

Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß die kommende Krisis die letzte, alles verschlingende sein muß.

Aber die Kartelle? Sind die nicht Mittel, die Produktion einzuschränken und zu reguliren, also der Ueberproduktion und den Krisen vorzubeugen?

Ihr Zweck ist das sicher nicht. Ihre Aufgabe ist die, den kapitalistischen Profit zu steigern. Einer der Wege dazu ist allerdings die Erhöhung der Preise und damit der Profitrate durch die Verringerung des Angebots auf dem Markte. Aber man kann die Preise dadurch nicht willkürlich steigern, auch dann nicht, wenn man den Markt monopolistisch beherrscht, wie es die Kartelle anstreben. In dem Maße, in dem die Preise steigen, sinkt einerseits die Nachfrage und steigt anderseits der Anreiz für außerhalb des Kartells stehende Kapitalisten, an dem Ausnahmsprofit durch Neugründung von Konkurrenzunternehmungen theil zu nehmen, also das Monopol zu durchbrechen und die Produktion auszudehnen.

Die Einschränkung des Angebots auf dem Markte durch das Kartell oder den Trust findet daher ihre Grenze.

Auf der anderen Seite ist der Profit unter sonst gleichen Umständen um so größer, je billiger produzirt, das heißt aber unter Anderem auch, auf je größerer Stufenleiter die Produktion betrieben wird. Je größer der

Maßstab, auf dem die Produktion vor sich geht, um so technisch vollkommener kann sie sein, um so eher ist sie im Stande, jede auftauchende Konkurrenz im Keime zu ersticken, die sonst das Monopol des Kartells bedroht. Und je größer und rascher der Umsatz, um so größer unter sonst gleichen Umständen die Masse des Profits.

Mit weit mehr Recht als von Marx könnte man daher vom Leiter eines Kartells sagen, daß zwei Seelen in seiner Brust wohnen, eine, die nach möglichster Beschränkung, und eine andere, die nach möglichster Ausdehnung der Produktion trachtet. Aber der Kartellmensch ist kein grübelnder Faust, sondern ein Mann der That und statt seine zwei Seelen einen wechselvollen Kampf in seinem Innern kämpfen zu lassen, sucht er ganz einfach auf zwei verschiedenen Märkten den verschiedenen Tendenzen nach Vermehrung seines Profits gerecht zu werden.

Auf dem innern Markte wird das Angebot möglichst eingeengt, werden die Preise so hoch getrieben, als mit dem höchstmöglichen Profit verträglich. Aber nur das Angebot wird beschränkt, nicht die Produktion. Diese wird möglichst erweitert und der Ueberschuß im Ausland abgesetzt. Je höher die Preise und Profite auf dem innern Markte, desto lustiger kann die Schleuderkonkurrenz auf dem äußern Markte vor sich gehen. Und wenn man dort nur die Selbstkosten einheimst, so ist der Absatz schon deswegen profitabel, weil er stete Fortführung des Betriebs in größtem Umfang erlaubt.

Wo es sich also um Masseninduftrien, um Exportindustrien handelt — und das sind gerade jene, die am meisten zur Ueberproduktion drängen —, da ist eine Einschränkung und Regelung der Produktion durch die Kartelle nicht zu erwarten.

Die Vereinigten Staaten sind das Land der Kartelle. Aber wir bemerken nicht, daß die Produktion dort beschränkt wird. Die Roheisenproduktion der Union hat sich in den letzten fünf Jahren mehr als verdoppelt. 1894 betrug sie etwas über 6½ Millionen Tonnen, 1898 fast 12 Millionen und für 1899 wird sie nach den Ergebnissen des ersten Halbjahrs auf 14 Millionen geschätzt (Lawson in „Bankers magazine“).

Bernstein kann sich den unter Umständen geradezu zur Ueberproduktion hindrängenden Wirkungen der Kartelle nicht verschließen.

Aber, wirft er ein, „in der Regel geht dies Manöver nur dort an, wo dem Kartell ein Schutzzoll Deckung gewährt, der es dem Ausland unmöglich macht, ihm mit gleicher Münze heimzuzahlen“ (S. 78). Freilich ist er überzeugt, „daß, wo in modernen Industriestaaten Kartelle und Trusts durch Schutzzölle unterstützt und verschärft werden, sie in der That zu Krisenfaktoren der betreffenden Industrie auswachsen müssen — wenn nicht zuerst, so jedenfalls schließlich auch für das ‚geschützte‘ Land selbst. Es fragt sich

also nur, wie lange die betreffenden Völker sich diese Wirthschaft gefallen lassen werden" (S. 79).

Also weit entfernt, die Produktion zu regeln, müssen die Kartelle zu Krisenfaktoren auswachsen — „es fragt sich nur, wie lange die Völker sich diese Wirthschaft gefallen lassen werden".

Das ist in der That die Frage. Aber diese hat Bernstein ebenso wenig wie manche andere, die er aufgeworfen, beantwortet.

Bernstein ging von der Erwägung aus, daß die Ausdehnung des Weltmarkts, die Zunahme des Reichthums, die Elastizität des modernen Kreditwesens im Verein mit dem Aufkommen der industriellen Kartelle „wenigstens für längere Zeit" allgemeine Geschäftskrisen unwahrscheinlich gemacht hat. Und nun erweisen sich plötzlich dieselben Kartelle als neue Krisenfaktoren wenigstens für so lange, als die Völker sich die Schutzzollwirthschaft gefallen lassen, also sicher „wenigstens für längere Zeit".

Wir haben gar keine Aussichten dafür, daß wir noch einmal zu einem Regime des Freihandels kommen. So lange sich die Völker den Kapitalismus gefallen lassen, werden sie sich auch den Schutzzoll gefallen lassen, gerade wegen der zunehmenden Ueberproduktion. Das kapitalistische Regime hat kein Heilmittel für diese, der Schutzzoll bildet wenigstens den Versuch ihrer Linderung, daß heißt den Versuch, ihre Konsequenzen vom eigenen Lande weg den anderen zuzuschieben. Die Linderung dauert freilich nur so lange, bis die anderen den gleichen Versuch nachgemacht haben, aber der Schutzzoll ist leichter eingeführt als abgeschafft, namentlich in einer Periode so wüthenden Wettbewerbs auf dem Weltmarkt, und die Erfolglosigkeit des Versuchs treibt eher zu einer Verstärkung des Mittels als zu seiner Abschaffung.

Wo haben wir heute unter den bürgerlichen Parteien eine Freihandelsbewegung? Bei ihnen fragt sich's blos, ob mehr oder weniger Schutzzoll und ob Handelsverträge oder die Möglichkeit von Zollkriegen. Aber Freihandel! Das ist für den Kapitalisten ein Ideal der Vergangenheit. Sein Freihandel ist eines der vielen Merkmale, durch die England anzeigt, daß es ein Ausnahmsland ist. Und auch in England ist die schutzzöllnerische Bewegung im Wachsen.

Wird also die Aufhebung der krisenfördernden Wirkungen der Kartelle vom Freihandel abhängig gemacht, dann stehen diese Wirkungen in unabsehbarer Ferne. Die kommende Krise, die wir vielleicht schon in zwei bis drei Jahren zu erwarten haben, wird dadurch nicht aufgehalten werden.

Aber nicht blos durch Stimulirung der Produktion und der Schleuderkonkurrenz auf dem Weltmarkt wirken viele und gerade die mächtigsten Kartelle und Trusts krisenfördernd, sondern ebenso sehr durch den Anstoß, den sie der Spekulation ertheilen.

Bernstein meint, die Spekulation sei hauptsächlich eine Kinderkrankheit der kapitalistischen Produktionsweise, die in ihrem Alter verschwinde. „Die Spekulation ist bedingt durch das Verhältniß der wißbaren zu den unwißbaren Umständen. Je stärker die letzteren überwiegen, um so mehr wird sie blühen, je mehr sie von den ersteren zurückgedrängt werden, um so mehr Boden wird ihr entzogen. Daher fallen die wahnsinnigsten Ausbrüche kommerzieller Spekulation in die Zeit des Anbruchs der kapitalistischen Aera und feiert die Spekulation in Ländern jüngerer kapitalistischer Entwicklung gewöhnlich die wüstesten Orgien" (S. 73).

Wodurch wird aber diese „jüngere kapitalistische Entwicklung" erzeugt? Vornehmlich durch die überfließenden Kapitalien der älteren Länder. Die nicht wißbaren Umstände der jüngeren werden dann um so mehr Ursache zu Orgien der älteren, je mehr von ihrem Kapital diese im Ausland anlegen. Die argentinische und transvaalsche Spekulation feierte ihre „wüstesten Orgien" nicht blos in Buenos Ayres und Johannesburg, sondern ebenso gut in der altehrwürdigen Londoner City.

Wie bei der Erschließung neuer Länder sind bei der Verwerthung neuer Erfindungen, bei der Bildung neuer Industriezweige, die „unwißbaren Umstände" überwiegend und bilden sie daher einen Gegenstand der Spekulation. Man kann nicht behaupten, daß der eine oder andere dieser Faktoren mit dem Fortschreiten der kapitalistischen Aera zurücktritt, im Gegentheil.

Und ebenso wenig kann man behaupten, die Spekulation sei heute geringer als früher. Die Kapitalisten waren vorsichtig, so lange ihnen noch die Wirkungen der furchtbaren Depression der achtziger Jahre in den Knochen steckten. Heute spekuliren sie so lustig, wie nur je. Einige Zahlen, die wir dem „Deutschen Oekonomist" vom 22. Juli d. J. entnehmen, mögen das illustriren.

Im Deutschen Reiche betrug in Millionen Mark das effektiv aufgebrachte Kapital:

Für Emission	1887	1888	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898	1899 1. Sem.
Von Börsenpapieren überhaupt	1008	1985	1745	1520	1217	1016	1266	1420	1375	1896	1944	2407	1595
Von Aktien deutscher Industriegesellschaften	?	194,5	387,4	200,5	29,7	14,8	25,3	79,0	223,2	333,9	318,2	520,6	518

Die untere Zahl läßt den industriellen Zyklus sehr schön verfolgen mit seinem Höhepunkt 1889, seinem Tiefstand 1892, der Wiedererholung von 1895 und dem sprunghaften Aufschwung der letzten Jahre — das erste Halbjahr 1899 bringt ebenso viele neue Industriewerthe, wie das ganze vorhergehende Jahr, das auch schon eines hoher Prosperität war.

Nun noch eine Reihe von Zahlen, die das durchschnittliche Emissionsagio der deutschen Industrieaktien anzeigen.

Es betrug in Prozent:

1888	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898	1899 1. Semest.
38,06	45,87	30,05	20,0	14,7	29,1	31,0	38,6	36,1	66,7	67,7	69,9

Dazu bemerkt die Redaktion des zitirten Blattes: „Die Emissionskurse haben eine Höhe erreicht, wie nie zuvor. Dabei ist es stehende Regel, daß die Papiere noch weit über die Emissionskurse hinausgetrieben werden. Das Krankhafte dieser Uebertreibungen haben wir oft genug erörtert... In der That ist es auch nicht die höhere Werthschätzung der Anlage, worauf die Kurssteigerung sich stützt, sondern lediglich die allgemeine Erwartung, daß der Kurs noch steigen werde, also die ganz gewöhnliche Spekulation auf den Kursgewinn. Daß diese Spekulation einen noch nie dagewesenen Umfang erreicht hat, wird durch die noch nie erreichte Höhe des Emissionsagios von durchschnittlich ca. 70 Prozent erwiesen."

Aehnlich spricht Lawson im schon erwähnten Artikel von der Spekulation in Wallstreet. Er meint, ohne die kluge Politik der Newyorker Banken wäre es bereits zu einer Neuauflage des Südseeschwindels gekommen. Das Hauptobjekt der Schwindelspekulation bilden — die Trusts.

Die Vereinigten Staaten sind das Land der Kartelle; sie sind das Land der elastischesten Kreditorganisation, enormen Reichthums, eines hoch entwickelten Nachrichten- und Transportverkehrs, des ausgedehntesten innern Marktes; und doch sind sie das Land der furchtbarsten Krisis (1893—1896), die unser Jahrzehnt gesehen.

Aber nehmen wir an, die Kartelle seien wirklich im Stande, die Krisen durch Einschränkung der Produktion zu bannen. Was wäre damit für das Proletariat und die Mittelschichten gewonnen? Die Kartelle sind eines der kräftigsten Mittel zur Expropriation der kleinen Kapitalisten. Wenn die in gleicher Richtung gehende Wirkung der Krisis durch die des Kartells abgelöst wird, so wird die Herrschaft des Großkapitals dadurch nicht weniger unerträglich.

Und die Proletarier? Daß die Zusammenschließung der Unternehmer zu festen Verbänden nicht das Steigen der Löhne, die Entwicklung der Gewerkschaften, die Selbständigkeit der Arbeiter fördert, ist bekannt. Tauschen diese aber dafür wenigstens größere Stetigkeit der Beschäftigung ein? Gerade dort, wo das Kartell wirklich vermag, die Produktion einzuschränken, ist diese Stetigkeit am wenigsten zu finden. Weit eher als der vereinzelte Betrieb kann der Trust die höchste Produktivität der Arbeit erreichen. Er setzt die kleineren, irrationellen Betriebe ganz außer Thätigkeit, vereinfacht die Verwaltung, führt die Arbeitstheilung weiter, fördert durch seine kolossalen Geldmittel die Erprobung und Anwendung neuer Erfindungen. Je mehr damit eine Einschränkung der Produktion Hand in Hand geht, desto mehr müssen diese Fortschritte zur Einschränkung der Arbeiterzahl führen. Für einen Theil der Arbeiter, die

fügsamsten und brauchbarsten, mag das Kartell größere Stetigkeit der Beschäftigung mit sich bringen; für die übrigen kann dieser Stetigkeit nichts anderes entsprechen, als größere Stetigkeit der Arbeitslosigkeit.

Wodurch kann das Kartell der Krise vorbeugen? Doch nur durch Einschränkung der Produktion. Wir haben aber gesehen, daß stete Ausdehnung der Produktion eine Lebensbedingung für die kapitalistische Produktionsweise ist und vor Allem für das Proletariat. Wie sich die Kartelle, wenn es ihnen gelänge, die Produktion zu regeln, mit dem neu akkumulirten Kapital abfänden, ob sie nicht durch dessen Drängen immer wieder zur Erweiterung der Produktion getrieben oder gesprengt würden, das geht uns hier nichts an. Aber sicher ist es, daß jede Hemmung der Ausdehnung der Produktion in der heutigen Produktionsweise unerträgliche Zustände hervorrufen muß, und daß es eine Thorheit ist, zu glauben, diese würden von den Arbeitern weniger hart empfunden, wenn sie durch künstliche Kartellirung der Unternehmer, statt durch Krisen und Bankerotte hervorgerufen werden. Im Gegentheil, wenn die Unternehmer der Krise dadurch vorbeugen wollen, daß sie deren Nachtheile den Proletariern in Zeiten der Prosperität aufbürden, wenn sie, um den Profit zu retten, die Arbeiter allein die Folgen einer Produktionseinschränkung tragen lassen, wenn sie ihnen die Folgen einer Ueberproduktion auferlegen, ehe noch eine solche eingetreten, so kann dies nur dazu führen, den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit aufs Höchste zu steigern.

Weit entfernt, die zum Sozialismus führenden Wirkungen der Krisen aufzuheben, müssen sie vielmehr in derselben Richtung wirken — und das wahrscheinlich, ohne die Krisen zu hemmen. Mehr als jede andere Erscheinung des kapitalistischen Wirthschaftslebens erfüllen sie die arbeitenden Schichten des Volkes mit dem Empfinden der Nothwendigkeit der Expropriation der Expropriateure und mit dem Bewußtsein, daß die Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat das einzig wirksame Mittel ist, ihnen zu Leibe zu gehen.

Auch Bernstein sieht, daß die Kartelle für das Proletariat schwere Schäden im Gefolge haben können, aber ihn hypnotisirt immer wieder die fixe Idee, in der Sozialdemokratie gebe es einflußreiche Leute, welche die Befreiung des Proletariats nicht vom zähen Kampfe gegen seine Feinde, sondern von den Wirkungen einer imaginären Weltkrise erwarten.

„Virtuell", meint er, „trägt das kapitalistische Abwehrmittel gegen die Krisen die Keime zu neuer, verstärkter Hörigkeit der Arbeiterklasse in sich, sowie zu Produktionsprivilegien, die eine verschärfte Form der alten Zunftprivilegien darstellen. Viel wichtiger als die ‚Impotenz' der Kartelle und Trusts zu prophezeien, erscheint es mir vom Standpunkt der Arbeiter aus, ihre Möglichkeiten sich gegenwärtig zu halten. Ob sie den ersteren Zweck — Abwehr der Krisen — auf die Länge der Zeit werden erfüllen können, ist an sich für die Arbeiterklasse eine untergeordnete Frage. Sie wird aber zu einer sehr bedeutungsvollen Frage, so-

bald man an die allgemeine Krise Erwartungen irgend welcher Art für die Befreiungsbewegung der Arbeiterklasse knüpft. Denn dann kann die Vorstellung, daß die Kartelle nichts gegen die Krisen ausrichten können, Ursache sehr verhängnißvoller Unterlassungen werden."

Für welche Phantasten muß doch Bernstein seine Parteigenossen halten! Und welche phantastischen Vorstellungen hegt er von unserer Bewegung, wenn er annimmt, daß „man" an die kommende Krise so bestimmte Erwartungen irgend welcher Art knüpft, daß sie sogar Ursache sehr verhängnißvoller Unterlassungen werden können. Leider giebt es Leute, die nach derartigen Kassandrarufen ins Blaue hinein die Sozialdemokratie beurtheilen.

---

i) Die Formulirung des Programms.

Mit seinen Ausführungen über die Krisen und Kartelle schließt Bernstein seine Untersuchungen über die wirthschaftliche Entwicklung der modernen Gesellschaft. Geben sie uns Veranlassung, unser Programm zu ändern? Haben sie erwiesen, daß die ökonomische Entwicklung in anderer Richtung vor sich geht, als sie Marx gezeichnet?

Ich denke, wir können auf diese Frage ruhig mit „Nein" antworten.

Ich spreche dabei nicht etwa vom Erfurter Programm allein, sondern von den Grundlinien, die fast alle modernen sozialdemokratischen Programme enthalten, welche sich überhaupt auf eine Begründung der sozialdemokratischen Forderungen einlassen.

So erklärt zum Beispiel das Hainfelder Programm der österreichischen Arbeiterpartei:

„Die sozialistische Arbeiterpartei in Oesterreich erstrebt für das gesammte Volk ohne Unterschied der Nation, der Rasse und des Geschlechts die Befreiung aus den Fesseln der ökonomischen Abhängigkeit, die Beseitigung der politischen Rechtlosigkeit und die Erhebung aus der geistigen Verkümmerung. Die Ursache dieses unwürdigen Zustandes ist nicht in einzelnen politischen Einrichtungen zu suchen, sondern in der das Wesen des ganzen Gesellschaftszustandes bedingenden und beherrschenden Thatsache, daß die Arbeitsmittel in den Händen einzelner Besitzender monopolisirt sind. Der Besitzer der Arbeitskraft, die Arbeiterklasse, wird dadurch zum Sklaven der Besitzer der Arbeitsmittel, der Kapitalistenklasse, deren politische und ökonomische Herrschaft im heutigen Staate Ausdruck findet. Der Einzelbesitz an Produktionsmitteln, wie er also politisch den Klassenstaat bedeutet, bedeutet ökonomisch steigende Massenarmuth und wachsende Verelendung immer breiterer Volksschichten.

„Durch die technische Entwicklung, das kolossale Anwachsen der Produktivkräfte erweist sich diese Form des Besitzes nicht nur als überflüssig, sondern es wird auch thatsächlich diese Form für die überwiegende Mehrheit des Volkes beseitigt, während gleichzeitig für die Form des

gemeinsamen Besitzes die nothwendigen geistigen und materiellen Vorbedingungen geschaffen werden. Der Uebergang der Arbeitsmittel in den gemeinschaftlichen Besitz der Gesammtheit des arbeitenden Volkes bedeutet also nicht nur die Befreiung der Arbeiterklasse, sondern auch die Erfüllung einer geschichtlich nothwendigen Entwicklung. Der Träger dieser Entwicklung kann nur das klassenbewußte und als politische Partei organisirte Proletariat sein. Das Proletariat politisch zu organisiren, es mit dem Bewußtsein seiner Lage und seiner Aufgabe zu erfüllen, es geistig und physisch kampffähig zu machen und zu erhalten, ist daher das eigentliche Programm der sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Oesterreich, zu dessen Durchführung sie sich aller zweckdienlichen und dem natürlichen Rechtsbewußtsein des Volkes entsprechenden Mittel bedienen wird.

Das Programm der französischen Arbeiterpartei beginnt mit der Erklärung:

„Daß die Emanzipation der produktiven Klasse die aller menschlichen Wesen ohne Unterschied des Geschlechts und der Rasse ist;

„daß die Produzenten nicht frei sein können, wenn sie nicht im Besitz der Produktionsmittel sind;

„daß es zwei Formen giebt, unter denen die Produktionsmittel ihnen gehören können:

„1. Die Form des individuellen Besitzes, die niemals eine allgemeine Thatsache war und die durch die industrielle Entwicklung immer mehr beseitigt wird;

„2. Die Form des Gemeinbesitzes, deren materielle und intellektuelle Elemente durch die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft selbst gebildet werden."

Ueberall finden wir im Wesentlichen denselben Gedankengang, wie im Erfurter Programm. Es handelt sich also zunächst nicht um dessen besondere Form, sondern um die allgemeinen Anschauungen, die der internationalen sozialdemokratischen Bewegung zu Grunde liegen.

Eben wie diese Zeilen in Druck gehen sollen, veröffentlicht Bernstein im „Vorwärts" (3. September) einen Artikel über „meine Stellung zum theoretischen Theil des Erfurter Programms", in dem er sich blos gegen die „heutige apodiktische Fassung" einzelner seiner Sätze wendet. „Ich sage ihre heutige Fassung, weil ich — die Landfrage ausgenommen, trotzdem ihre bedingte Richtigkeit anerkenne. Und was die Landfrage anbetrifft, so ist da das letzte Wort noch nicht gesprochen."

Das verräth kein dringendes Bedürfniß nach einer Programmrevision. So sagt er denn auch am Schlusse seines Artikels:

„Ueber meine Stellung zum theoretischen Theile des Parteiprogramms kann nach dem Vorhergehenden kein Zweifel sein. Würde die Abänderung des Programms auf der Tagesordnung stehen, so würde ich auch keinen Augenblick zögern, auf Wunsch eine Fassung desselben auszuarbeiten, die meinen Anschauungen entspricht. Aber von mir aus fühle ich mich nicht dazu veranlaßt. Nicht von mir ist die Programmfrage in die Diskussion hinein-

gezogen worden. Ich würde sie erst dann für spruchreif halten, wenn sich in der Partei selbst die Ueberzeugung verbreitet hat, daß das Programm in seiner heutigen Fassung dem Stande der sozialen Erkenntniß und ihren propagandistischen Bedürfnissen nicht mehr entspricht. Bis dahin kann die Aufgabe der sich mit theoretischen Fragen beschäftigenden Schriftsteller nur darin bestehen, nach Maßgabe ihres Könnens für die Erweiterung der theoretischen Erkenntniß zu arbeiten."

Auch ich sehe in dem bisherigen Gange der Diskussion keine Veranlassung, die Fassung des Erfurter Programms einer Revision zu unterziehen. Käme es aber zu einer solchen, so müßte vor Allem untersucht werden, ob die heutige Fassung wirklich das sagt, was Bernstein jetzt in sie hineinlegt.

Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß Bernsteins Kritik der sogenannten Zusammenbruchstheorie nicht nur daran leidet, daß sie die wirklichen Zusammenhänge nicht richtig deutet, sondern auch daran, daß sie die sozialdemokratische Theorie in einer Weise auffaßt, die nicht den in unserer Partei herrschenden Anschauungen entspricht. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch bei seiner Kritik der Fassung des Erfurter Programms.

Er sagt da unter Anderem:

„Ich kann also, um es kurz zusammenzufassen, die Sätze gerade soweit nicht unterschreiben, als sie den Sozialismus als das nothwendige Resultat aus rein ökonomischen Vorgängen, als den Ausweg aus einem ökonomischen Zusammenbruch und die Alternative oder das Resultat eines gewaltigen Zusammenstoßes erscheinen lassen."

Nun frage ich, wo in dem Erfurter Programm von einem ökonomischen Zusammenbruch und einem gewaltigen Zusammenstoß die Rede ist? Die Stelle, in der dort von Sozialismus die Rede, lautet: „Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigenthums an den Produktionsmitteln in gesellschaftliches Eigenthum und die Umwandlung der Waarenproduktion in sozialistische kann es bewirken, daß der Großbetrieb und die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit für die bisher ausgebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elends und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger harmonischer Vervollkommnung werde."

Wo finden wir hier den Zusammenbruch, wo den Zusammenstoß? Ueber die Formen der Entwicklung zum Sozialismus sagt das Erfurter Programm gar nichts, aus dem einfachen Grunde, weil sich darüber nichts sagen läßt.

Das Erfurter Programm ist 1891 einstimmig von der mit seiner Abfassung betrauten Kommission angenommen worden. In dieser Kommission saß auch Vollmar, der auf demselben Kongreß seine Eldoradoreden vertheidigte. Glaubt Bernstein, Vollmar hätte der apodiktischen Fassung des Programms zugestimmt, wenn sie die Nothwendigkeit eines gewaltigen Zusammenstoßes betonte?

Nein, darüber, auf welchem Wege der Sozialismus verwirklicht wird, ob durch friedliche Kleinarbeit oder gewaltige Zusammenstöße, oder, wie wohl die meisten von uns annehmen, durch das eine und durch das andere, darüber spricht sich das Programm gar nicht aus.

Ein anderer Einwand Bernsteins gegen die Fassung des Erfurter Programms steht und fällt mit seiner Auffassung des Begriffs der „ökonomischen Nothwendigkeit", die er in dem erwähnten Artikel gleichsetzt der technischen Nothwendigkeit und gegenüberstellt dem gesellschaftlichen Bedürfniß. Er wendet ein, daß „die Nothwendigkeit der Vergesellschaftung der Produktion nicht aus der Betriebstechnik abgeleitet werden kann", als ob im Erfurter Programm ein Wort davon stände! „Die betriebstechnische Entwicklung der Produktion ist nicht in dem Sinne ein dinglicher Faktor der sozialistischen Entwicklung, daß er aus sich heraus unmittelbar zur Vergesellschaftung triebe. Das geht vielmehr immer erst mittelbar vor sich, durch die Rücksicht auf weitere soziale oder gar politische Bedürfnisse; so bei der Post, bei den Eisenbahnen 2c."

Man vergleiche damit den oben zitirten Passus aus dem Erfurter Programm, der die Nothwendigkeit des Sozialismus ableitet aus den Bedürfnissen der Arbeiterklasse, nicht den Bedürfnissen der Betriebstechnik, und man wird sehen, was es mit Bernsteins Bemängelung der ökonomischen Nothwendigkeit auf sich hat.

An einer anderen Stelle des fraglichen Artikels wendet sich Bernstein gegen den Satz, die Umwandlung zum Sozialismus „kann nur das Werk der Arbeiterklasse sein", und fühlt sich gedrungen, uns des Breiten auseinanderzusetzen, daß in der Partei neben Proletariern auch noch andere Elemente thätig sind, die ihr oft zum größten Vortheil gereichen.

Aber wenn diese Thatsache mit dem obigen Satze unvereinbar wäre, wie kommt es, daß alle einundzwanzig Mitglieder der Programmkommission, darunter eine Reihe „Akademiker" und „Kleinbürger", ihm zustimmten, daß auch Bernstein nichts an ihm auszusetzen fand? Stand er etwa damals auf dem Standpunkt; daß nur die schwielige Arbeiterfaust in der Sozialdemokratie etwas bedeuten dürfe? Wenn er also heute diesen Satz nicht unterschreiben kann, den er vor acht Jahren unterschrieb, so kann das nur daher rühren, daß er heute den Satz anders deutet, als damals. Früher wußte er ganz gut, daß der Satz sich nur auf die Klassen, nicht auf Individuen bezieht, daß er sagt, unter allen Klassen ist die Arbeiterklasse die einzige, die zum Sozialismus hindrängt. Wir kommen darauf im Folgenden noch zurück.

Wollte man also die Bernsteinschen Bemängelungen der Fassung des Programms untersuchen, müßte man zuerst sich darüber klar werden, ob es wirklich das sagt, was er jetzt daraus herausliest.

Im Einzelnen mißfällt Bernstein die apodiktische Fassung der Sätze vom Untergang des Kleinbetriebs, sowie der Hinweis auf die Zunahme des Elends, auf die Verschärfung der Klassengegensätze und auf die Krisen.

Brauchen wir nach dem Ausgeführten noch auseinanderzusetzen, daß wir diese Sätze mit gutem Gewissen aufrechterhalten können, wenn wir nicht Dinge in sie hineinlesen, die nicht darin stehen?

Der Passus über den Untergang des Kleinbetriebs ist vollständig richtig, wenn man die Entwicklung der gesammten Gesellschaft, nicht die einzelner Arbeitszweige in Betracht zieht. Das ist aber doch der für uns entscheidende Gesichtspunkt. Wie die „Verelendungstheorie" aufzufassen, haben wir gesehen. Die zunehmende Verschärfung der sozialen Gegensätze glauben wir auch erwiesen zu haben. Wir kommen darauf noch zurück. Würden wir endlich den Passus streichen, der von den Krisen handelt, so liefen wir Gefahr, daß es uns geht, wie den Glückspilzen des heiligen preußisch-deutschen Reiches, denen Marx im Jahre 1872 den Krach prophezeite, und daß wir wie sie bitterer Erfahrungen bedürfen, die uns das nöthige Maß von Dialektik einpauken.

Doch kehren wir wieder zu der Bernsteinschen Schrift zurück. Dort handelt es sich nicht um die Fassung der einzelnen Sätze des Programms, sondern um jene Anschauungen, die jedem sozialdemokratischen Programm zu Grunde liegen. Unsere Gegner haben denn auch diese Schrift aufgefaßt als einen Bruch mit unsern Grundsätzen, als ein Anzeichen davon, daß die Sozialdemokratie irre wird an sich selbst. Und in der That ist die Konsequenz seiner Ausführungen nicht die, daß blos die Fassung einzelner Sätze des Programms zu apodiktisch sei. Behauptet er doch, mitunter sehr apodiktisch, wie wir gesehen, daß die wirthschaftliche Entwicklung der modernen Gesellschaft keineswegs jene Richtung verfolgt, die Marx zeichnete, und die, Marx folgend, in den Programmen der Sozialdemokratie angenommen ist. Hat Bernstein recht, dann muß nicht blos die Redaktion des einleitenden Theils unseres Programms fallen, sondern auch sein Inhalt.

Sein Schildknappe Hertz, dem er bezeugt, er habe ihn besser verstanden, als seine Kritiker, erklärt denn auch in den „Deutschen Worten" mit vollem Recht, daß er „mit dem Erfurter Programm meritorisch absolut nicht übereinstimmt."

Das ist in der That die logische Konsequenz des Bernsteinschen Standpunkts.

Was wird aber dann aus den sozialistischen Forderungen, die unser Programm aus seinen einleitenden Sätzen ableitet?

Gewiß, diese Forderungen müssen nicht nothwendig damit hinfällig werden, daß ihre Begründung hinfällig wird. Man hat sehr oft richtige Anschauungen falsch begründet. Aber unmöglich kann eine Anschauung Anspruch darauf erheben, als richtig zu gelten, so lange sie nicht begründet ist.

Ich will gerne zugeben, daß man den Sozialismus noch anders begründen kann, als in marxistischer Weise.

Es hat zahlreiche Sozialisten vor und neben Marx gegeben, die sehr treffende und tiefgehende Begründungen ihrer sozialistischen Forderungen vorgebracht haben — aber Begründungen hatten sie alle.

Wohl hat Bernstein recht, daß „nicht die Auffassung von den Formen der thatsächlichen Entwicklung den Sozialisten macht", sondern „die Auffassung von dem, was in der Gesellschaft sein soll, die sozialistische Gesinnung, das Wollen" („Vorwärts", 6. Mai 1899). Aber wenn dies Wollen als ein sic volo sic jubeo ohne jede Begründung auftritt, wird man einem derartigen Sozialismus große propagandistische Kraft nicht zutrauen. Ein solches Wollen kann die Grundlage eines Sozialismus abgeben, der Privatsache bleibt, nicht aber eines Sozialismus, um den eine große Partei sich krystallisiren soll.

Bernstein läßt, wie wir schon im ersten Kapitel gesehen, nicht einmal erkennen, ob der Sozialismus für ihn eine Nothwendigkeit ist oder blos ein frommer Wunsch. Aber er läßt auch nicht erkennen, warum der Sozialismus auch nur wünschenswerth ist. Er verwirft seine rein ökonomische Begründung, wo ist aber die sie ersetzende?

Er bemerkt wohl gelegentlich (im „Vorwärts", 26. März): „In der sozialistischen Bewegung ist das Rechtsbewußtsein, das Streben nach noch gerechteren Zuständen ein mindestens so wirkungsvoller und wichtiger Faktor wie die materielle Noth", aber vergeblich sucht man bei ihm nach einem Grunde dafür, daß die sozialistische Gesellschaft „noch gerechter" sei als die moderne, da er ja nur zeigt, daß die letztere gar nicht so ungerecht ist, als man annimmt. Und warum soll das „Rechtsbewußtsein" (der Arbeiter, wie er später bemerkt) gerade zum Sozialismus treiben? Ich faßte das Wort Rechtsbewußtsein auf als Rechtsgefühl, als Drang nach Gerechtigkeit, als eine andere Bezeichnung des „Strebens nach gerechten Zuständen". Bernstein aber belehrt mich, daß Rechtsbewußtsein das „Bewußtsein ist, daß ich das Recht auf meiner Seite habe". Das ist freilich etwas Anderes, aber warum dies erhabene Bewußtsein nicht blos zur Rechthaberei führt, sondern auch zu sozialistischem Denken, ist mir nicht klar. Die Sozialdemokraten werden freilich durch diese Art Rechtsbewußtsein an die Sozialdemokratie gekettet, aber man sollte meinen, daß ihre Gegner, auch in der Arbeiterklasse selbst, durch dasselbe Bewußtsein von ihr ferngehalten werden.

An anderer Stelle weist Bernstein darauf hin, daß „es Klassenkampf bleibt, wenn nicht die äußerste materielle Noth, sondern die wachsenden Kulturansprüche der Arbeiter, ihr steigendes Kulturniveau und das zunehmende Bewußtsein ihrer Gleichberechtigung die Triebkraft der Arbeiterbewegung bilden."

Ja, aber diese Faktoren, ebenso wie das obige „Rechtsbewußtsein“ bewirken allein blos, daß es eine Arbeiterbewegung giebt, ein Streben der Arbeiter nach höherer Kultur und nach Gleichberechtigung, aber sie bieten noch keine Gründe dafür, daß diese Arbeiter der Ueberzeugung sein müssen, sie könnten die höhere Kultur und Gleichberechtigung nur durch Ueberwindung der kapitalistischen Produktionsweise und durch Aufhebung der kapitalistischen Eigenthumsordnung erringen. Die Faktoren der Arbeiterbewegung, auf die Bernstein hier hinweist, erkennt Max Hirsch auch an.

Andere Faktoren der Arbeiterbewegung werden wir vergeblich in dem Buche Bernsteins suchen. Die Nothwendigkeit oder auch nur Wünschbarkeit des Sozialismus wird aus seinem Buche nicht nur nicht klar, sondern im höchsten Grade zweifelhaft.

Die Einwände, die er gegen die Marxsche Theorie des Kapitals erhebt, sie sind dieselben Einwände, die seit Langem die liberale Oekonomie gegen den Sozialismus überhaupt erhoben hat. Und so lange ich nicht eines Besseren belehrt werde, sehe ich keinen Grund, aus diesen Einwänden andere Konsequenzen zu ziehen, als die Liberalen gethan.

Wenn die größten Mißstände der kapitalistischen Produktionsweise blos ihren Anfangsstadien eigenthümlich sind und in ihrem Fortschreiten sich vermindern, die Zahl der Besitzenden zunimmt, die sozialen Gegensätze sich immer mehr mildern, die Proletarier immer größere Aussicht haben, selbständig zu werden oder doch eine befriedigende Stellung zu erreichen, ja, wozu dann der Sozialismus? Soll er nicht ein sinnloser Sport sein, dann muß nicht blos eine bestimmte Gesinnung, ein bestimmter Wille ihn tragen, sondern auch eine bestimmte Ueberzeugung von dem Gange der Entwicklung. Hegte ich jene Anschauungen von der kapitalistischen Entwicklung, denen Bernstein in seinem Buche Ausdruck giebt, dann, das muß ich offen gestehen, hielte ich den Sozialismus für einen schweren Irrthum. Wäre es Bernstein gelungen, mich zu überzeugen, daß seine Einwände gegen die sozialistische Auffassung unserer Produktionsweise richtig sind, dann würde ich Professor Diehl zustimmen und sagen: Unser Platz ist nicht mehr in der Sozialdemokratie, sondern eher in der süddeutschen Volkspartei, oder, da ich mich von meiner Partei nicht trennen wollte, ich würde ihr vorschlagen, an Stelle des Erfurter Programms das Programm der Volkspartei zu setzen, das da für Arbeiterschutzgesetze, Koalitionsfreiheit und Förderung des Genossenschaftswesens eintritt und erklärt, die Demokratie und die Emanzipation der Arbeiterklasse bedingten sich gegenseitig. Was will Bernstein noch mehr?

Thatsächlich haben denn auch die verschiedenen Schattirungen des sozialreformerischen Liberalismus Bernstein für sich reklamirt. Sie haben kein Recht, dies mit Bernstein als Parteimann zu thun. Ueber dessen Stellung ent-

scheidet sein Wille, seine Gesinnung. Und diese sind, wie er erklärt, nach wie vor sozialdemokratisch. Aber sie haben nach meiner Auffassung ein Recht, seine theoretischen Auseinandersetzungen für sich zu reklamiren, denn über deren Bedeutung entscheidet nicht der Wille oder die Gesinnung.

Zum Glück sind die Thatsachen der Wirklichkeit nicht derartige, daß durch dieses Recht der Liberalen unser „Rechtsbewußtsein" auch nur die mindeste Einbuße zu erleiden brauchte.

III. Die Taktik.

a) Politik und Oekonomie.

Wir sind bei dem letzten Stadium der Bernsteinschen Kritik angelangt, demjenigen, das den breitesten Platz in seinem Buche einnimmt und uns doch am kürzesten beschäftigen wird. Hier wird die Zweiseelentheorie, die früher auf Marx und Engels angewandt wurde, auf die Sozialdemokratie übertragen: Zwei Seelen wohnen, ach, in ihrer Brust, die revolutionäre und die reformirende. Aber die erstere ist nur eine traditionelle; die zweite schöpft ihr Leben aus der wirklichen Gegenwart. Die revolutionäre Seele beherrscht nur noch die Worte der Sozialdemokratie, die reformirende ihre Thaten. Sie habe den Muth, zu scheinen, was sie ist, eine demokratisch-sozialistische Reformpartei, und sie wird alle Widersprüche in ihrem Innern los werden und den gefährlichsten Angriffen der Gegner die Spitze abbrechen.

Man sollte also meinen, Bernsteins Kritik richte sich hier gegen bloße Worte. Der Widerspruch, den er erfährt, rührt nicht von sachlichen Differenzen her, sondern theils von einer sinnlosen Freude an berauschenden Phrasen, theils einer geistlosen Buchstabengläubigkeit, die es nicht vermag, sich zu selbständiger Auffassung der Dinge aufzuschwingen, sondern mechanisch die überkommenen Redensarten weiter nachredet.

Diese Auffassung ist sicher sehr schmeichelhaft für Bernstein und seine Anhänger in der Partei, die als die kühnen, selbständigen und verständigen Denker erscheinen gegenüber der stumpfsinnigen Masse der Gläubigen und den phantastischen Schaaren der Schwarmgeister. Aber man thut gut, die Gründe von Parteigegensätzen nicht in der mangelnden Intelligenz der Einen und der höheren Intelligenz der Anderen zu suchen, sondern tiefer zu graben und nach Gegensätzen nicht nur der Worte und der Argumente, sondern auch der Dinge zu forschen.

Bernstein weist uns auf die Bedeutung des Genossenschaftswesens, der Gewerkschaften, des sogenannten Munizipalsozialismus hin. Kein Zweifel, daß auf allen diesen Gebieten Bedeutendes für den Emanzipationskampf des Proletariats geleistet werden kann und geleistet werden muß. Aber dagegen haben sich auch die entschiedensten Gegner Bernsteins nicht verschlossen. Parvus

hat sogar mehrfach der Leitung unserer Partei den Vorwurf gemacht, sie kümmere sich zu wenig um die Gewerkschaften, und die Konsumgenossenschaften gedeihen nirgends so sehr als in Sachsen, dem Lande, wo Bernstein am heftigsten angegriffen wurde.

Darüber herrscht also gar keine Meinungsverschiedenheit. Diese beginnt erst dort, wo es sich darum handelt, die Grenzen dessen festzustellen, was auf den einzelnen dieser Gebiete für den Befreiungskampf des Proletariats geleistet werden kann. Hier setzen die Gegensätze ein, Bernstein hat sie jedoch nur empfunden, nicht aber scharf zum Ausdruck gebracht. Er streift gelegentlich dies Problem des Sozialismus, läßt es jedoch immer wieder fallen. Die Frage nach der Leistungsfähigkeit von Genossenschaften, Gewerkschaften, Kommunalpolitik, hängt aber aufs Engste zusammen mit der Frage ihres Verhältnisses zur Staatspolitik.

Bernstein hat diese Frage nicht aufgeworfen, wohl aber einer seiner Anhänger, der schon erwähnte Dr. Woltmann, sowohl in einer Artikelserie der „Elberfelder Freien Presse“ über Bernsteins Buch, betitelt: „Zur Diskussion über Endziel und Bewegung“ (April 1899), als auch früher schon in einem Vortrag über „Politische und ökonomische Macht“ (gehalten zu Barmen, 22. Februar d. J.).

Hier wie dort vertritt er den Standpunkt, daß nur ökonomische Macht politische Macht verleiht. Das Streben des Proletariats nach politischer Macht ist also eitel, wenn es nicht vorher ökonomische Macht errungen hat durch gewerkschaftliche und genossenschaftliche Organisation. Wenn es im Erfurter Programm heißt: „Der Kampf der Arbeiterklasse gegen die kapitalistische Ausbeutung ist nothwendiger Weise ein politischer Kampf. Die Arbeiterklasse kann ihre ökonomischen Kämpfe nicht führen und ihre ökonomischen Organisationen nicht entwickeln ohne politische Rechte“, so bemerkt Woltmann dazu:

„Die Forderung ist ganz richtig, nur fragt es sich: *wie* kommt die Arbeiterklasse zu den politischen Rechten? Davon steht im Programm nichts. Man ist so *naiv*, dies im zweiten Theile vom *Staat* zu fordern. Auf Grund welchen Machttitels??

„Der Satz müßte umgekehrt lauten: ‚Der Kampf der Arbeiterklasse gegen die kapitalistische Ausbeutung ist nothwendig ein wirthschaftlich-politischer Kampf. Die Arbeiterklasse kann politische Rechte und Einflüsse nicht erringen ohne wirthschaftliche Organisationen.‘“

Es ist sicher sehr naiv, politische Rechte vom Staate zu fordern, aber leider vergißt Woltmann, uns mitzutheilen, von wem sonst man politische Rechte fordern kann, als vom Staate und seinen Organen, der Regierung und dem Parlament. Gerade jetzt sind unsere belgischen Freunde wieder einmal so naiv, das allgemeine Wahlrecht von Parlament und Regierung zu fordern und nicht etwa von einem Konsumverein.

Aber auf Grund welchen Machttitels fordern wir politische Rechte? Beherrscht nicht die Oekonomie die Politik, müssen wir nicht zuerst ökonomische Macht haben, ehe wir politische Macht erringen können? Die Arbeiterklasse, sagt Woltmann, kann politische Rechte und Einflüsse nicht erobern ohne wirthschaftliche Organisationen.

Aber bedürfen diese nicht wieder politischer „Rechte und Einflüsse", um sich entwickeln zu können? Was wird aus den Gewerkschaften und Genossenschaften ohne Koalitions- und Vereinsrecht? Hat nicht überall die Arbeiterklasse diese politischen Rechte erst erobern müssen, ehe sie an die Begründung ihrer wirthschaftlichen Organisationen gehen konnte? Und sind diese politischen Rechte in Osteuropa nicht heute noch den schlimmsten Anfechtungen ausgesetzt? Das Sozialistengesetz hat vor den Genossenschaften nicht Halt gemacht, und das Zuchthausgesetz ist heute noch nicht zu den Todten geworfen.

Aber andererseits steht fest, daß die politische Macht in letzter Linie nur der Ausfluß ökonomischer Macht ist. Welch verhängnißvolle Zwickmühle! Ohne ökonomische Macht gelangen wir nicht zu politischen Rechten und ohne politische Rechte nicht zu ökonomischer Macht!

Zum Glück giebt es ein höchst einfaches Mittel, dieser Zwickmühle zu entrinnen: man braucht blos die Verwechslung von ökonomischer **Macht** und ökonomischer **Organisation** zu beseitigen, auf der das ganze Raisonnement Woltmanns beruht.

Besäße das Proletariat nicht ökonomische Macht, so könnte es sicherlich nicht politische Rechte erringen. Die Grundlage seiner ökonomischen Macht ist aber die Rolle, die es im **Produktionsprozeß** spielt, und diese hängt nicht vom Gutdünken der Regierungen ab. Allenthalben sind Regierungen und Kapitalisten eifrigst bemüht, die kapitalistische Produktionsweise rasch auszudehnen, das heißt aber die Masse des Proletariats rasch zu vermehren, es auf einzelnen Punkten zu konzentriren, es zu schulen und zu organisiren — zunächst nur für die Produktion, aber die Organisation der Fabrik wirkt dann im Klassenkampf nach. Regierungen und Kapitalisten wirken vereint emsig dahin, daß das ökonomische Leben der Nation immer mehr von der Lohnarbeiterschaft abhängt, und von ihr auch in dem Maße, in dem sie zum Bewußtsein ihrer Kraft kommt, immer mehr beherrscht wird.

Dieses Wachsthum der ökonomischen Macht des Proletariats geht überall vor sich, in despotischen Ländern wie in demokratischen, in Rußland ebenso wie in der Schweiz, und daraus zieht die Arbeiterklasse die Kraft zu jenem unaufhaltsamen Siegeslauf, der den wichtigsten Inhalt der Geschichte unseres Jahrhunderts bildet. Wären Bernsteins Einwände berechtigt, ginge die Konzentration des Kapitals und damit des Proletariats nicht in der Weise vor sich, wie es bereits das „Kommunistische Manifest" annahm, dann könnte

das Proletariat sich noch so eifrig um seine ökonomischen Organisationen bemühen, die Regierungen und die Kapitalisten wären stark genug, mit ihnen fertig zu werden. Dagegen reiben sie sich auf in einem hoffnungslosen Kampfe, wenn der Feind, den sie bekämpfen, nach jeder Niederlage zahlreicher und geschlossener wieder ersteht und immer unentbehrlicher wird für sie selbst.

Das ist der Machttitel, auf Grund dessen die Arbeiterklasse vom Staate politische Rechte fordert, auf Grund dessen sie auch schon politische Rechte erlangt hat und weiterhin erlangen wird.

Daß sie aber diese politischen Rechte anwendet, um sich eine Organisation zu geben und ihre Macht dadurch noch weiterhin zu vermehren, das ist ganz selbstverständlich. Niemand hat noch je bestritten, daß ein Proletariat, welches gewerkschaftlich stramm organisirt ist, über reiche Konsumvereine, über zahlreiche Druckereien, über eine weitverbreitete Presse verfügt, daß dieses auch an der Wahlurne und im Parlament ganz andere Erfolge erzielt, als ein Proletariat, dem alle diese Kampfmittel fehlen. Aber die grundlegende ökonomische Macht des Proletariats ist jene, die selbstthätig durch die ökonomische Entwicklung geschaffen wird. Und die höchste Form des Klassenkampfes, die allen anderen ihren Stempel aufdrückt, ist nicht der Kampf einzelner ökonomischer Organisationen, sondern der Kampf der Gesammtheit des Proletariats um die mächtigste der gesellschaftlichen Organisationen, den Staat, das ist also der politische Kampf. Er ist der in letzter Linie entscheidende.

Damit ist freilich keineswegs gesagt, daß das Verhältniß zwischen ökonomischem und politischem Kampfe zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen das gleiche sein muß, daß durch diesen stets die größten und raschesten Fortschritte der Arbeiterklasse erzielt werden, daß der Kampf um und durch die ökonomischen Organisationen immer in zweiter Linie stehen muß.

In der relativen Bedeutung von ökonomischem und politischem Kampfe läßt sich eine gewisse Fluktuation verfolgen, ähnlich der Wellenbewegung der kapitalistischen Industrie. So wie diese wechselt zwischen Prosperität und Krisis, so finden wir auch in der Politik Zeiten großer Kämpfe, raschen Fortschreitens auf politischem Gebiet — Zeiten politischer „Revolution“ — wechselnd mit Zeiten politischer Stagnation, in denen die Entwicklung der ökonomischen Organisationen, die soziale „Reform“ in den Vordergrund geräth. Und zwischen der einen und der anderen Wellenbewegung, der industriellen und der politischen, besteht nicht nur eine Aehnlichkeit, sondern auch ein Zusammenhang.

Die Zeiten der Prosperität sind naturgemäß jene, in denen die allgemeine gesellschaftliche Unzufriedenheit am geringsten, und das Streben, durch eigene Kraft sich emporzuarbeiten, am aussichtsreichsten, das Bedürfniß nach Anrufung des Staates am schwächsten. Nicht blos die Kapitalisten, auch die

Arbeiter legen da geringeren Werth auf die Politik und größeren auf ökonomische Unternehmungen und Organisationen, die sofort greifbare Vortheile versprechen.

In der Krisis schwindet die Aussicht, auf dem Boden der reinen Oekonomie vorwärts zu kommen, die mächtigste ökonomische Potenz, der Staat muß helfen, des Staates muß man sich bemächtigen, um wieder festen Boden unter den Füßen zu bekommen, die gesellschaftliche Unzufriedenheit wächst, alle Gegensätze verschärfen sich und alles drängt auf den politischen Kampf hin.

Natürlich hängt die Intensität des politischen Kampfes und sein jeweiliges Zurücktreten hinter die rein ökonomische Thätigkeit nicht allein davon ab, ob eine industrielle Blüthe oder eine Krisis vorhanden. Andere Faktoren wirken darauf ein, je nachdem hemmend oder fördernd. Aber auf jeden Fall übt der wirthschaftliche Zyklus einen mächtigen Einfluß auf das Verhältniß zwischen Oekonomie und Politik.

Die Revolution von 1848 brach los während einer wirthschaftlichen Krisis. Zu den Ursachen, die nach der Niederlage ihr Wiederaufleben unmöglich machten, gehörte neben der Furcht der Bourgeoisie vor dem Proletariat, das sich im Junikampf so wehrhaft erwiesen, vor Allem die industrielle Blüthe, die 1850 eintrat. „Die industrielle Krisis“, schrieb 1885 Engels in seiner Einleitung zu den „Enthüllungen über den Kommunistenprozeß zu Köln“ (S. 15) „von 1847, die die Revolution von 1848 vorbereitet hatte, war überwunden; eine neue, bisher unerhörte Periode der industriellen Prosperität war angebrochen; wer Augen hatte zu sehen, und sie gebrauchte, für den mußte es klar sein, daß die Revolution von 1848 sich allmälig erschöpfte.“

Schon 1850 erklärten Marx und Engels in der Revue der „Neuen Rheinischen Zeitung“: „Bei dieser allgemeinen Prosperität, worin die Produktivkräfte der bürgerlichen Gesellschaft sich so üppig entwickeln, wie dies innerhalb der bürgerlichen Verhältnisse überhaupt möglich ist, kann von einer wirklichen Revolution keine Rede sein. Eine solche Revolution ist nur in den Perioden möglich, wo diese beiden Faktoren, die modernen Produktionskräfte und die bürgerlichen Produktionsformen, miteinander in Widerspruch gerathen.“

Die nächste Periode unerhörten wirthschaftlichen Aufschwungs trat 1871 ein. Aber sie schloß sich nicht wie die von 1850 an eine mißlungene, sondern an eine höchst gelungene europäische Revolution an, vollzogen allerdings nicht durch Volkserhebungen, sondern durch dynastische Kriege. Noch zitterten die Ereignisse von 1866 und 1870/71 nach, der Sturz des österreichischen Absolutismus und des französischen Kaiserreichs, die Einigung Deutschlands und die Gewährung des allgemeinen Wahlrechts, endlich der Heldenkampf der Kommune, das waren Ereignisse, nicht darnach angethan, bei den Arbeitern

das Interesse an der Politik einzulullen, den Glauben an rasche Erfolge politischer Kämpfe zu lähmen und das Streben nach Erhebung durch rein ökonomische Thätigkeit in den Vordergrund zu drängen. Um so weniger, als die Zeit des Aufschwungs so kurz war und, dank der Reaktion nach 1849, das gewerkschaftliche und genossenschaftliche Leben kaum begonnen hatte.

So blieb für das Proletariat (mit Ausnahme Englands) der politische Kampf im Vordergrund, es blieb „revolutionär".

Seit einigen Jahren sind wir abermals in einer Periode der Prosperität; aber diese ist länger andauernd als die von 1871; sie findet bereits stärkere wirthschaftliche Organisationen vor und sie fällt in eine schon länger andauernde Zeit politischer Stagnation, welche dadurch eine weitere Verstärkung erfährt.

Wir haben also eine ähnliche Situation wie 1850: politische Reaktion und industrieller Aufschwung. Aber dazwischen liegt ein halbes Jahrhundert kapitalistischer Entwicklung und proletarischer Klassenkämpfe, ein Menschenalter der Geltung der Koalitionsfreiheit. Wenn die Situation von 1850 ein völliges Aufhören jeder Arbeiterbewegung auf dem Festland Europas bedeutete, so bedeutet die von 1899 blos, daß der ökonomische Kampf in den Vordergrund tritt, daß die arbeitenden Massen zu der Ansicht kommen, sie könnten durch gewerkschaftliche und genossenschaftliche Organisation im Moment mehr erreichen, als durch politische Thätigkeit.

In dieser Situation liegt zum Theil die Stärke des Bernsteinschen Buches. Seine Betonung der praktischen ökonomischen Kleinarbeit entspricht einem thatsächlich vorhandenen Bedürfniß; sein Zweifel an der Wahrscheinlichkeit großer und rasch eintretender politischer Veränderungen — Katastrophen — entspricht den Erfahrungen der letzten Jahre. Den „Praktikern" aber, die das Bernsteinsche Buch lesen, sind seine Theorien sehr gleichgiltig; sie interessiren nur seine Ausführungen über Aufgaben und Bedingungen der Gegenwart.

Jedoch gerade darin, daß Bernsteins Buch einer besonderen Situation entspricht, liegt auch seine Schwäche. Denn es will nicht von den Voraussetzungen unserer nächsten Fortschritte handeln, sondern von den „Voraussetzungen des Sozialismus", nicht von den Aufgaben des heutigen Tages, sondern von den „Aufgaben der Sozialdemokratie" im Allgemeinen.

Als 1850 die Aera der Prosperität kam, zogen Marx und Engels daraus ihre Schlüsse für die Taktik der nächsten Jahre, aber sie warfen nicht sofort ihre aus dem Studium der gesammten kapitalistischen Entwicklung gewonnenen Ergebnisse in die Rumpelkammer. Wäre Bernstein aufgetreten und hätte erklärt, unter der heutigen Aera der Prosperität und der Reaktion ist auf politischem Gebiet nichts Großes zu erreichen, werfen wir uns, so lange das dauert, mit voller Kraft auf die reformirende Kleinarbeit in Gewerk-

schaften, Gemeinden, Genossenschaften 2c., so hätte das volle Beachtung und vielfache Zustimmung in den Kreisen unserer Partei gefunden.

Aber Bernstein erklärt den augenblicklichen ökonomischen und politischen Zustand für den Normalzustand der Gesellschaft, erklärt die politische Stagnation für ein langsames, aber sicheres Fortschreiten auf dem Wege der Demokratie und der Sozialreform, denkt sich die heutige unerhörte Prosperität ins Endlose verlängert und gelangt so zu einem Optimismus in der Auffassung des Entwicklungsgangs von Staat und Gesellschaft, der völlig haltlos ist und zusammenbrechen muß, sobald politische Stagnation und ökonomische Prosperität ein Ende haben.

Was Bernstein als Gegensatz von traditioneller revolutionärer Phrase und wirklicher reformirender Gesinnung erscheint, ist zum Theil nichts anderes, als der Gegensatz zwischen einer Auffassung, die aus der Gesammtheit der bisherigen Erscheinungen unserer Produktionsweise geschöpft ist, und einer, die nur eine ihrer Phasen in Betracht zieht.

Er spricht von einer „auf Katastrophen zugespitzten Taktik“. Wo er eine solche in der deutschen Sozialdemokratie findet, verräth er nicht. Thatsächlich ist, gerade durch ihre theoretische Basis, nichts anpassungsfähiger, als die Taktik der Sozialdemokratie. Sie ist auf jede Eventualität gerüstet und auf kein bestimmtes Tempo der Entwicklung angewiesen. Sie rechnet mit der Krise wie mit der Prosperität, mit der Reaktion wie mit der Revolution, mit Katastrophen und mit langsamer, friedlicher Entwicklung. In dieser Anpassungsfähigkeit der Sozialdemokratie liegt großentheils ihre Lebenskraft. Sie hat keine Ursache, sie zu beeinträchtigen durch Zuspitzung ihrer allgemeinen Taktik auf eine besondere Situation, nicht durch Zuspitzung ihrer Taktik auf Katastrophen, aber auch nicht durch ihre Zuspitzung auf die friedliche Kleinarbeit für alle Zeiten. Ihr frommt ebenso wenig eine Taktik, die von Krisen, Katastrophen, Revolutionen grundsätzlich absieht, wie eine Taktik, die auf dergleichen spekulirt. Sie nutzt jede Situation aus und bindet sich nie im Voraus die Hände.

---

b) Selbständige oder unselbständige Politik?

Hinter dem Gegensatz von überlebter revolutionärer Phraseologie und thatsächlicher demokratisch-sozialistischer Reformbewegung scheint mir, wie eben erwähnt, der Gegensatz einer allgemeinen, umfassenden Anschauung der kapitalistischen Produktionsweise und einer, auf augenblickliche Erscheinungen basirten und Augenblicksbedürfnissen dienenden zu stehen.

Aber nicht dieser allein, sondern noch ein zweiter, praktisch viel wichtigerer. Denn der erstere wird vornehmlich nur auf dem Gebiet der Pro-

paganda sich geltend machen, der zweite auch in unserem praktischen Handeln.

Es ist der Gegensatz von selbständiger und unselbständiger Klassenpolitik.

Soll das Proletariat sich als eine selbständige Klassenpartei organisiren oder soll es mit anderen Klassen zusammen eine große demokratische Partei bilden?

Man sollte glauben, diese Frage wäre schon im Kommunistischen Manifest theoretisch, seit Lassalles Auftreten für Deutschland praktisch gelöst. Aber sie taucht wieder von Neuem auf in einer neuen Form. Heute handelt es sich dabei nicht mehr um die Sozialdemokratie als Propagandagesellschaft, sondern als politischer Machtfaktor ersten Ranges. Und sie kann fast nirgends mehr lauten: sollen die Proletarier die Sozialdemokratie aufgeben, um sich der bürgerlichen Demokratie anzuschließen, sondern nur noch: sollen wir Programm und Taktik der Sozialdemokratie derartig gestalten, daß sie allen demokratischen Klassen oder Schichten geöffnet ist?

Um Klassen und Schichten handelt es sich, nicht um Individuen. Daß der Sozialdemokratie Jeder willkommen ist, welcher Klasse immer er entstammen mag, der bereit ist, den Klassenkampf des Proletariats mitzukämpfen, ist selbstverständlich. Die Frage ist die, ob die Sozialdemokratie auch den Klasseninteressen nichtproletarischer Klassen dienstbar gemacht werden soll.

Ihre Bejahung wird aufs Heißeste gewünscht von den weiter blickenden Elementen der bürgerlichen Demokratie, die in rapidem Verfall ist und nur in einer derartigen „Mauserung" der Sozialdemokratie, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach, eine machtvolle Auferstehung erwarten darf. Sie wird aber auch gewünscht von manchen Elementen unserer Partei, die darin das sichere Mittel sehen, sie raschest groß und weit eher regierungsfähig zu machen, als sonst zu erwarten wäre. Diese Elemente schaaren sich um Bernstein, und in der That bietet ihnen sein Buch eine Reihe von Argumenten, so die Unterschätzung der proletarischen Klassensolidarität und des Klassengegensatzes zwischen Arbeiter und Bourgeois; der Hinweis auf die Demokratie, die prinzipiell die Aufhebung der Klassenherrschaft bedeute; die Mahnung, in Kriegserklärungen an den Liberalismus vorsichtig zu sein; die Bevorzugung der jetzigen Taktik der englischen Arbeiter vor der der Chartisten.

Ich habe in meiner Kritik des Bernsteinschen Buches im „Vorwärts" wie in der „Neuen Zeit" bereits darauf hingewiesen, daß seine Stellung zum Klassenkampf eine dunkle. „Nur eines geht aus seinen Ausführungen hervor, das Bestreben, die Klassensolidarität der Proletarier untereinander und ebenso den Klassengegensatz zwischen ihnen und den Kapitalisten recht gering erscheinen zu lassen" (Neue Zeit, XIII, 2, S. 70).

Bernstein sieht in diesem Satze eine „schwere Anklage“ (a. a. O. S. 578). Ich sehe darin blos die Konstatirung einer Thatsache. Ich habe doch nicht behauptet, daß Bernsteins Ausführungen nicht seiner Ueberzeugung entsprechen, man kann aber sehr wohl die Ueberzeugung haben, daß die Klassensolidarität des Proletariats eine geringe sei und doch ein sehr ehrenwerther Mann bleiben. Es handelt sich auch nicht um „sittliche Entrüstung und dogmatische Abkanzlung“, sondern um die Untersuchung der Frage, ob die Thatsachen der Bernsteinschen Auffassung entsprechen oder nicht.

Er sagt z. B. auf Seite 89: „Ich habe bei einer früheren Gelegenheit die Bemerkung gemacht, daß die moderne Lohnarbeiterschaft nicht die gleichgeartete, in Bezug auf Eigenthum, Familie ꝛc. gleich ungebundene Masse sei, die das Kommunistische Manifest voraussieht, daß sich gerade in den vorgeschrittensten Fabrikindustrien eine ganze Hierarchie differenzirter Arbeiter finde, zwischen deren Gruppen nur ein mäßiges Solidaritätsgefühl bestehe.“

Wohl erkennt er an, daß es zwischen der Arbeiteraristokratie und den unteren Proletarierschichten gewisse Sympathien giebt, die auch in England nicht fehlen. „Aber zwischen solcher politischen oder sozialpolitischen Sympathie und ökonomischen Solidarität ist noch ein großer Unterschied, den starker politischer und ökonomischer Druck neutralisiren mag, der aber in dem Maße, als dieser Druck hinwegfällt, sich schließlich immer wieder in der einen oder anderen Weise bemerkbar machen wird. Es ist ein großer Irrthum, anzunehmen, daß England hier prinzipiell eine Ausnahme macht. In anderer Form zeigt sich heute in Frankreich dieselbe Erscheinung. Aehnlich in der Schweiz, den Vereinigten Staaten, und, wie gesagt, bis zu einem gewissen Grade auch in Deutschland.“

Daraufhin erwiderte ich, daß England allerdings eine Ausnahme mache. Kämpfe rivalisirender Gewerkschaften untereinander um bestimmte Arbeitsgebiete seien eine England eigene Erscheinung. Dem entgegnet er, daß solche Kämpfe in England zum großen Theile beseitigt seien und — daß auch Deutschland seine „aus der wirthschaftlichen Differenzirung erwachsenden oder auf wirthschaftlichen Interessenkonflikten beruhenden Kämpfe von Arbeiter gegen Arbeiter“ aufzuweisen hat. „An gewissen Orten stehen sich noch zentralistische Gewerkschaften und Lokalorganisation, in einzelnen Industriezweigen Industrieverband und Fachverein konkurrirend gegenüber.“

Darauf habe ich nur zu bemerken, daß das Aufhören der Kämpfe von Gewerkschaft gegen Gewerkschaft in England nichts gegen mich bewiese, der ich solche Kämpfe für *Ausnahmen* erklärt hatte. Uebrigens deutet die jüngste Ausschließung der großen Gewerkschaft der Vereinigten Maschinenbauer vom Gewerkschaftskongreß wegen Strikebrecherei gerade nicht ein Aufhören der gewerkschaftlichen Rivalitäten in England an. Was aber die Reibereien zwischen

zentralisirten und lokalorganisirten Gewerkschaften, sowie zwischen Fachvereinen und Industrieverbänden anbelangt, so beruhen sie auf allem andern, als auf Mangel an Solidaritätsgefühl oder auf Interessenkonflikten zwischen den Arbeitern verschiedener Industriezweige. Die Kämpfe, auf die Bernstein hier anspielt, entspringen theils aus Meinungsverschiedenheiten über die beste Organisationsform, theils aus Kompetenzkonflikten, keineswegs aber aus Interessengegensätzen. Man muß wirklich schon sehr in Verlegenheit um andere Beweise sein, wenn man diese Erscheinungen als Beleg dafür ansieht, daß zwischen einzelnen Gruppen der Arbeiter „nur ein mäßiges Solidaritätsgefühl besteht".

Aber, fragt Bernstein, was wird bei dieser Solidarität aus dem historischen Materialismus und der Dialektik? Da haben wir Arbeiter der verschiedensten Branchen und Einkommensstufen. „Ist es nicht die nächstliegende Folgerung des historischen Materialismus, daß sich Unterschiede in Lebensstellung und Lebensweise auch in der Denkweise und dem gegenseitigen Verhältniß der betreffenden Schichten zu einander geltend machen? Und entspricht eine solche Annahme nicht gerade der dialektischen Betrachtungsweise?"

Wie dialektisch und materialistisch Bernstein plötzlich wird! Aber daß *Unterschiede* in der Denkweise der verschiedenen Arbeiterschichten vorkommen, habe ich nie geleugnet; es handelt sich jedoch darum, ob diese Unterschiede derartige sind, daß sie dem allen gemeinsamen Gegensatz gegen das Kapital entgegenwirken und so die proletarische Solidarität aufheben oder doch schwächen.

Etwas derartiges, behaupte ich, tritt nur dort ein, wo Proletarier eine privilegirte Stellung einnehmen. Das ist aber stets nur eine Ausnahme und nirgends eine dauernde Ausnahme. Das Kapital selbst trachtet, jedes Privilegium der Bildung, der Geschicklichkeit, der Organisation der Arbeiter zu überwinden und zu brechen, und früher oder später gelingt es ihm auch. Eine Schicht nach der anderen von jenen Arbeitern, die sich etwas Besseres zu sein dünken als Proletarier, wird herabgedrückt auf die gleiche Stufe mit den andern und wird zum Bewußtsein der Solidarität mit der Gesammtmasse gebracht. Dieser Prozeß vollzieht sich vor unseren Augen und die Zänkereien zwischen lokalen und zentralen Organisationen beweisen nicht das Mindeste dagegen.

Bernstein meint, zwischen politischer oder sozialpolitischer „Sympathie und ökonomischer Solidarität ist noch ein großer Unterschied, den starker politischer und ökonomischer Druck neutralisiren mag, der aber in dem Maße, als dieser Druck hinwegfällt, sich schließlich immer wieder in der einen oder anderen Weise bemerkbar machen wird. Es ist ein großer Irrthum, anzunehmen, daß England hier prinzipiell eine Ausnahme macht" (S. 90).

Ja, daß die proletarische Solidarität ein Ende nimmt, wenn politischer und ökonomischer Druck aufhört, das will ich nicht bestreiten; sie ist ja gerade ein Ergebniß dieses Druckes. Ich gebe auch gerne zu, daß dort, wo starker

politischer und ökonomischer Druck zusammenfallen, das Gefühl der Solidarität in der Regel noch gesteigert werden wird, aber der starke ökonomische Druck der Kapitalistenklasse auf das Proletariat, ist der nicht eine Lebensbedingung der kapitalistischen Ausbeutung? Entspringt nicht gerade daraus der Klassengegensatz zwischen beiden? Ob ich behaupte, Bernstein erscheint der Klassengegensatz zwischen Proletariat und Kapital weniger schroff, als er in Wirklichkeit der Fall, oder ob ich sage, der Druck der Kapitalistenklasse erscheine ihm geringer, das kommt wohl auf das Gleiche hinaus.

Eng verwandt mit dieser Anschauung ist die, die Demokratie sei „prinzipiell die Aufhebung der Klassenherrschaft, wenn sie auch noch nicht die faktische Aufhebung der Klassen ist“ (S. 126). Man kann „Demokratie mit Abwesenheit von Klassenherrschaft übersetzen, als Bezeichnung eines Gesellschaftszustandes, wo keiner Klasse ein politisches Privilegium gegenüber der Gesammtheit zusteht“ (S. 122).

Wir wollen absehen von der Frage, ob man die Demokratie passend einen „Gesellschaftszustand“ nennen kann, aber sicher ist es, daß die Definirung der Demokratie als einer Organisationsform, in der keiner Klasse ein politisches Privilegium zusteht, eine sehr einseitige ist. Die Rechtsgleichheit ist e i n Charakteristikum, aber nicht d a s Charakteristikum der Demokratie. Bernstein kann der Uebersetzung des Wortes Demokratie mit Volksherrschaft keinen Geschmack abgewinnen, denn damit wird „nur eine ganz äußerliche, rein formale Definition gegeben, während fast Alle, die heute das Wort Demokratie gebrauchen, darunter mehr wie eine bloße Herrschaftsform verstehen.“

M e h r als bloße Herrschaftsform — aber doch Herrschaftsform. Und der Begriff der Volksherrschaft schließt den der Rechtsgleichheit in sich, während das Umgekehrte nicht der Fall ist. Auch in der römischen Kaiserzeit finden wir Rechtsgleichheit aller Klassen, keiner stand ein politisches Privilegium zu, Alle waren politisch gleich rechtlose römische Bürger. Und ein anarchistischer Gesellschaftszustand bedingt auch Abwesenheit aller politischen Privilegien, und doch wollen die Anarchisten, und von ihrem Standpunkt mit Recht, von der Demokratie nichts wissen, eben deswegen, weil sie eine H e r r s c h a f t s f o r m ist. S i e i s t d i e F o r m d e r H e r r s c h a f t d e r M a j o r i t ä t.

Dabei bedeutet aber, wie auch Bernstein nicht leugnen kann, die Demokratie nicht die faktische Aufhebung der Klassen. Bei gleichem Gesellschaftszustand bleiben die Klassen, ihre Gegensätze und ihre ökonomischen Machtmittel in der Demokratie dieselben wie unter einem politischen System der Herrschaft der Minderheit. Warum soll also die Demokratie im Prinzip gleichbedeutend sein mit der Aufhebung der Klassenherrschaft? Sie bedeutet die Herrschaft jener Klassen, welche die Mehrheit bilden oder welche die Mehrheit ökonomisch oder intellektuell in Abhängigkeit von sich halten.

Sicher ist die Demokratie die unentbehrliche Vorbedingung der Aufhebung der Klassenherrschaft, aber deswegen, weil sie die einzige politische Form bildet, in der das Proletariat zur Klassenherrschaft kommen kann, die es, als unterste Klasse, naturgemäß dazu benutzen muß, alle Klassenunterschiede aufzuheben. Ohne Klassenherrschaft des Proletariats keine Aufhebung der Klassen.

Bernstein aber graut es vor dieser Klassenherrschaft, er sucht daher in der Demokratie das Mittel, das die Klassenherrschaft „im Prinzip" aufhebt und dadurch die des Proletariats überflüssig macht.

Er findet, daß der „Gedanke der Unterdrückung des Individuums durch die Mehrheit dem modernen Bewußtsein unbedingt widerstrebt. Wir finden heute die Unterdrückung der Minderheit durch die Mehrheit undemokratisch. In der Praxis hat sich gezeigt, daß je länger in einem modernen Staatswesen demokratische Einrichtungen bestanden, um so mehr die Achtung und Berücksichtigung der Rechte der Minderheiten zunahm und die Parteikämpfe an Gehässigkeit verlieren" (S. 123, 124).

Wo diese „Praxis" zu finden, sagt er uns nicht. Auch hier, wie gegenüber der Prosperität, finden wir, daß Bernstein als allgemeines Gesetz der modernen Entwicklung angiebt, was eine Augenblickserscheinung ist, und zwar im vorliegenden Falle in einem einzelnen Lande, in England.

Dort herrscht momentan politische Windstille. Die Unterschiede zwischen den beiden großen Regierungsparteien gleichen sich immer mehr aus und der Kampf zwischen England und Irland hat in den letzten Jahren an Schärfe verloren. Es ist allerdings noch nicht lange her, daß das „moderne Bewußtsein" der Engländer den grausamsten Mißhandlungen ihrer irischen Gegner „unbedingt" zujubelte, und daß diese mit Dolch und Dynamit antworteten. Seitdem Gladstone vor den Iren kapitulirte, hat jedoch diese Art des Kampfes ein Ende genommen.

Aber daß die Engländer der Unterdrückung der Minderheiten oder der Schwächeren durchaus nicht unbedingt widerstreben, zeigen sie in ihrer Kolonialpolitik, in Südafrika, im Sudan, in Indien. Und das demokratische Amerika? Nie lynchte es seine Neger mit größerer Wollust als jetzt, nie wurden Streikende leichtfertiger niedergeschossen als jetzt, nie zeigten sich die Amerikaner blutdürstiger und tyrannischer gegenüber den Minderheiten. Der Krieg gegen die Filipinos wird ihre Sitten nicht verbessern.

Oder zeigt uns das demokratische Frankreich, daß die Parteikämpfe an Gehässigkeit verlieren, das Individuum höher geschätzt wird und die politische Entwicklung immer mildere Formen annimmt? Von Oesterreich und Italien nicht zu reden, die ja durch ihr Wahlrecht auch schon einigermaßen in die demokratischen Staaten rangiren.

Aber wozu in die Ferne schweifen? Was finden wir im Deutschen Reiche nach einem Menschenalter der Geltung des allgemeinen Wahlrechts? Die Zuchthausvorlage und eine Gerichtspraxis, die drastisch illustrirt wird durch das Löbtauer Urtheil!

Bernstein weist den Gedanken einer Diktatur des Proletariats entrüstet zurück. Ob man mit Elementen nach der Art der preußischen Junker, der Stumm und Kühnemänner, der Rockefeller und Jay Gould, der höheren und niederen Banditen, die sich um den französischen Generalstab sammeln, und anderer nach einer schneidigen Politik lüsterner Patrone auf dem Wege vollster Achtung vor ihrer Individualität fertig wird, erscheint mir etwas fraglich. Und nichts deutet darauf hin, daß die Gegensätze sich mildern und abschleifen. Im Gegentheil! Ich will nicht darauf schwören, daß die Klassenherrschaft des Proletariats die Formen einer Klassendiktatur annehmen muß. Aber daß die demokratischen Formen bereits genügen, die Klassenherrschaft des Proletariats für seine Emanzipation überflüssig zu machen, wird durch die bisherige Praxis und ihre weiteren Aussichten keineswegs bewiesen.

Man mißverstehe mich nicht. Es fällt mir nicht ein, zu leugnen, daß **unter sonst gleichen Umständen** die Demokratie mit ihren Freiheiten und ihrer klaren Einsicht in die Machtverhältnisse der verschiedenen Parteien und Klassen am ehesten geeignet ist, überflüssige Verschärfungen des Klassenkampfes fernzuhalten. Das hat die Sozialdemokratie stets anerkannt. Aber darum handelt es sich hier nicht, sondern um die Frage, ob die Demokratie der nothwendig aus der ökonomischen Entwicklung eintretenden Verschärfung der Klassengegensätze in einer Weise entgegenwirken kann, daß sie die Klassenherrschaft des Proletariats überflüssig macht. Dagegen sprechen sowohl Theorie wie Praxis.

Die Entscheidung über das Problem der proletarischen Diktatur können wir wohl ganz ruhig der Zukunft überlassen. Auch da brauchen wir uns nicht die Hände zu binden. Aber es hat insofern für die Gegenwart eine Bedeutung, als von unseren Erwartungen über das Aufhören der Klassenherrschaft in der Demokratie unser Festhalten an der selbständigen Klassenorganisation des Proletariats bestimmt wird.

Noch mehr muß darauf Einfluß haben unsere Stellung zum Liberalismus.

Bernstein empfiehlt uns, „in Kriegserklärungen gegen den ‚Liberalismus‘ etwas Maß zu halten. Es ist ja richtig, die große liberale Bewegung der Neuzeit ist zunächst der kapitalistischen Bourgeoisie zu Gute gekommen und die Parteien, die sich den Namen liberal zulegten, waren oder wurden im Verlauf reine Schutzgarden des Kapitalismus. Zwischen diesen Parteien und der Sozialdemokratie kann natürlich nur Gegnerschaft herrschen. Was aber den Liberalismus als weltgeschichtliche Bewegung anbetrifft, so ist der Sozialismus nicht nur der Zeitfolge, sondern auch dem geistigen Gehalt nach sein legitimer Erbe, wie sich

das übrigens auch praktisch bei jeder prinzipiellen Frage zeigt, zu der die Sozialdemokratie Stellung zu nehmen hatte. Wo irgend eine wirthschaftliche Forderung des sozialistischen Programms in einer Weise oder unter Umständen ausgeführt werden sollte, daß die freiheitliche Entwicklung dadurch ernsthaft gefährdet erschien, hat die Sozialdemokratie sich nie gescheut, dagegen Stellung zu nehmen. Die Sicherung der staatsbürgerlichen Freiheit hat ihr stets höher gestanden, als die Erfüllung irgend eines wirthschaftlichen Postulats. Die Ausbildung und Sicherung der freien Persönlichkeit ist der Zweck aller sozialistischen Maßregeln, auch derjenigen, die äußerlich sich als Zwangsmaßregeln darstellen. . . . Die (französische) Verfassung von 1793 war der folgerichtige Ausdruck der liberalen Ideen der Epoche, und wie wenig sie dem Sozialismus im Wege war oder ist, zeigt ein flüchtiger Durchblick ihres Inhalts. Babeuf und die Gleichen sahen denn auch in ihr einen trefflichen Ansatzpunkt für die Verwirklichung ihrer kommunistischen Bestrebungen und schrieben demgemäß die Wiederherstellung der Konstitution von 1793 an die Spitze ihrer Forderungen. Was sich später als politischer Liberalismus gab, sind Abschwächungen und Anpassungen, wie sie den Bedürfnissen des kapitalistischen Bürgerthums nach Sturz des alten Regimes entsprachen oder genügten, gerade wie die sogenannte Manchesterlehre nur eine Abschwächung und einseitige Darstellung der von den Klassikern des wirthschaftlichen Liberalismus niedergelegten Grundsätze war. *Thatsächlich giebt es keinen liberalen Gedanken, der nicht auch zum Ideengehalt des Sozialismus gehörte.* Selbst das Prinzip der wirthschaftlichen Selbstverantlichkeit, das anscheinend so ganz und gar manchesterlich ist, kann meines Erachtens vom Sozialismus weder theoretisch negirt, noch unter irgend denkbaren Umständen außer Wirksamkeit gesetzt werden" (S. 129, 130).

Das „Prinzip der wirthschaftlichen Selbstverantwortlichkeit" in allen Ehren, ebenso die „staatsbürgerliche Freiheit" und „die Ausbildung und Sicherung der freien Persönlichkeit", aber mit diesen Prinzipien und Freiheiten erscheint mir das Wesen des Liberalismus nicht ganz erschöpft. Wir haben ihn doch ebenso wie den Sozialismus als bestimmte historische Erscheinung aufzufassen und nicht etwa als jenseits von Zeit und Raum stehende Freiheitsformel. Wenigstens ist jener Liberalismus, gegen den die Sozialdemokratie Kriegserklärungen losläßt, eine sehr konkrete Erscheinung: die liberalen Parteien, von denen Bernstein selbst sagt, daß sie „reine Schutzgarden des Kapitalismus" sind. Aber auch der Liberalismus in seiner reinsten Gestalt, das Ideal der Mehrzahl der Denker der Aufklärungsphilosophie, ist in seinem *sozialen* Inhalt nichts weniger als sozialistisch, weder direkt noch auch nur indirekt, in seinen Konsequenzen. Anders steht es freilich mit dem *politischen* Inhalt des Liberalismus, der Demokratie. Die muß der Sozialismus selbstverständlich acceptiren, aber seit wann macht die Sozialdemokratie in Kriegserklärungen an die demokratischen Ideen? Der ganzen Argumentation Bernsteins liegt hier das Zusammenwerfen von Demokratie und ökonomischem Liberalismus zu Grunde, wie seine Berufung auf die Konstitution von 1793 und Babeuf klar beweist.

Der ökonomische Gehalt des Liberalismus entspricht den Bedürfnissen der entwickelten Waarenproduktion. Das Grundrecht, das er fordert, ist das volle, uneingeschränkte Recht des Privateigenthums, nicht blos an Konsumtions-, sondern auch an Produktionsmitteln; die Grundfreiheit, die er fordert, ist die Freiheit, zu produziren und zu verkaufen, das laissez faire, laissez passer — welches Prinzip nicht auf „einer Abschwächung und einseitigen Darstellung der von den Klassikern des wirthschaftlichen Liberalismus niedergelegten Grundsätze“ beruht, sondern bereits von den ersten derselben, den Physiokraten, formulirt wurde.

Auch die Verfassung von 1793, obwohl sie der Schreckensherrschaft der untersten Volksmassen entsprang, erkannte diese zwei Grundzüge des Liberalismus an. Sie erklärte: „Das Eigenthumsrecht ist das jedem Staatsbürger zustehende Recht, nach Belieben (à son gré) über seine Güter, sein Einkommen, die Früchte seiner Arbeit und seines Fleißes zu verfügen. . . . Keine Art der Arbeit, der Bodenkultur, des Handels kann den Staatsbürgern versagt werden.“ Anders hatte der Verfassungsentwurf gelautet, den Robespierre den Jakobinern vorgelegt hatte. Da hieß es: „Das Eigenthumsrecht ist das Recht jedes Staatsbürgers, über jenen Theil der Güter zu verfügen, den das Gesetz ihm gewährleistet. Das Eigenthumsrecht ist, wie jedes andere Recht, beschränkt durch die Verpflichtung, die Rechte Anderer zu achten. Es darf weder die Sicherheit, noch die Freiheit, noch die Existenz, noch das Eigenthum der Mitmenschen bedrohen. Jeder Besitz, jeder Erwerb, der diesen Grundsatz verletzt, ist unerlaubt (illicite) und unmoralisch.“

So der gewiß nicht sozialistische Robespierre.

Und Babeuf soll geglaubt haben, in den ökonomischen Grundsätzen der Verfassung von 1793 treffliche Ansatzpunkte zur Einführung der Gütergemeinschaft zu finden?

Davon war gar keine Rede.

Aber die Konstitution von 1793 enthielt nicht nur die Anerkennung des Privateigenthums und des laissez faire, sie enthielt auch eine demokratische Organisation des Staates, die in der Verfassung von 1795 wieder beseitigt wurde. Sie enthielt vor Allem das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht, an dessen Stelle die letztere Verfassung die Zensuswahl und indirekte Wahlen setzte. Und deshalb verlangte Babeuf die Ersetzung der Verfassung von 1795 durch die von 1793. Er verlangte ihre Wiederherstellung, weil sie, wie es in einem seiner Plakate heißt, „allen Bürgern das unveräußerliche Recht sicherte, über die Gesetze abzustimmen, die politischen Rechte auszuüben, sich zu versammeln, zu fordern, was sie für nothwendig halten, sich zu unterrichten, nicht Hungers zu sterben — Rechte, welche der gegenrevolutionäre Akt von 1795 durchgängig und offenkundig verletzt hat“ (zitirt von G. Deville in seinem „Gracchus

Babeuf", deutsch von Bernstein, S. 24). In derselben Schrift sagt Deville weiter (S. 26): „Weit entfernt, nothwendiger Weise zum Kommunismus zu führen, wie der phantasievolle Geschichtschreiber H. v. Sybel behauptet, erklärte die Konstitution von 1793 das Eigenthum für ein absolutes Recht, proklamirte sie die volle Unabhängigkeit für Industrie und Handel. Wenn Kommunisten wie Babeuf vor Allem ihre Einführung verlangten, so deshalb, weil sie zwar den Gemeinschaftlichkeitszustand, nach dem sie strebten, nicht aus den Augen verloren, aber der Ueberzeugung waren, daß die Revolution nur bis zum 9. Thermidor (1794) ihren wahrhaften Weg genommen habe und daß sie sie daher, um ihr das zu geben, was sie für ihren natürlichen Abschluß hielten, an dem Punkte wieder aufnehmen mußten, wo sie an jenem Tage angelangt war."

Babeuf und die Gleichen forderten also die Verfassung von 1793 wegen ihres demokratischen Inhalts, trotz, nicht wegen ihres ökonomischen Liberalismus. Sich auf Babeuf und diese Verfassung berufen zum Beweis dafür, daß der Liberalismus dem Sozialismus nicht im Wege steht, daß, wie Bernstein sich einmal ausdrückt, der Liberalismus ein „Gesellschaftsprinzip ausdrückt, dessen Vollendung der Sozialismus sein wird" (S. 132), heißt doch sich die Thatsachen der Geschichte gar zu bequem zurechtlegen.

Viel schlechter als Babeuf und die „Gleichen" kommen die Chartisten bei Bernstein weg und doch waren sie gegen jene die reinen Waisenknaben: hier der Versuch, durch eine Verschwörung in den Kommunismus hineinzuspringen, dort die Forderung des allgemeinen Wahlrechts und des Zehnstundentags. Trotzdem finden sie nicht den Beifall Bernsteins, denn sie wollten ihre Ziele erreichen unabhängig vom, ja im Gegensatz zum „radikalen Bürgerthum".

Er bemerkt, je mehr die Sozialdemokratie sich entschließt, das scheinen zu wollen, was sie ist — eine demokratisch-sozialistische Reformpartei —, um so mehr werden auch ihre Aussichten wachsen, politische Reformen durchzusetzen. „Die Furcht ist gewiß ein großer Faktor in der Politik, aber man täuscht sich, wenn man glaubt, daß Erregung von Furcht alles vermag. Nicht als die Chartistenbewegung sich am revolutionärsten geberdete, erlangten die englischen Arbeiter das Stimmrecht, sondern als die revolutionären Schlagworte verhallt waren und sie sich mit dem radikalen Bürgerthum für die Erkämpfung von Reformen verbündeten. Und wer mir entgegenhält, daß Aehnliches in Deutschland unmöglich sei, den ersuche ich, nachzulesen, wie noch vor fünfzehn und zwanzig Jahren die liberale Presse über Gewerkschaftskämpfe und Arbeitergesetzgebung schrieb und die Vertreter dieser Parteien im Reichstag sprachen und stimmten, wo darauf bezügliche Fragen zu entscheiden waren. Er wird dann vielleicht zugeben, daß die politische Reaktion durchaus nicht die bezeichnendste Erscheinung im bürgerlichen Deutschland ist" (S. 167).

Es ist richtig, die Chartisten erlangten nicht das Stimmrecht, aber sie erlangten etwas Anderes: den Zehnstundentag. Der ist auch nicht zu verachten. Will aber Bernstein behaupten, sie erhielten das allgemeine Stimmrecht nicht, weil sie sich „revolutionär geberdeten“? Aber um dieselbe Zeit, als die Nachfolger der Chartisten das Stimmrecht erhielten, bekamen es auch die deutschen und französischen Arbeiter, und in weit ausgedehnterem Maße als die englischen, obwohl sie sich sehr „revolutionär geberdeten“ und dem liberalen Bürgerthum durchaus nicht entgegenkamen.

Gerade die Engländer sind am wenigsten die Leute, sich durch bloße „Geberden“ beeinflussen zu lassen. Schon gar nicht konnte die englische Bourgeoisie in den Zeiten der Freihandelsagitation durch die Sprache und Agitation der Chartisten abgestoßen werden, da ihre eigene Sprache und Agitation an „revolutionären Geberden“ sich kühn mit jener messen konnte. Was die Bourgeois gegen die Chartisten erbitterte, war der Umstand, daß sie selbständig und im Gegensatz zu den Freihändlern agitirten und sich organisirten. Das verziehen sie ihnen ebenso wenig, als die preußischen Fortschrittler das gleiche Verbrechen Lassalle verziehen, trotzdem dieser sich gerade nicht „revolutionär geberdete“.

Schon aus der eigenartigen Gegenüberstellung zweier Momente, die gar keinen nothwendigen Gegensatz bilden — revolutionäre Geberden und Bündniß mit dem radikalen Bürgerthum — erhellt deutlich, daß es Bernstein bei der Bekämpfung der ersteren hauptsächlich um die Ermöglichung des letzteren zu thun ist. Dies Bündniß ist aber in zwei Formen möglich: als zeitweises Zusammengehen des selbständig in einer besonderen Partei organisirten Proletariats mit bürgerlichen Parteien zu bestimmten Zwecken — eine Taktik, die schon das „Kommunistische Manifest“ für unter Umständen nothwendig erklärt hat — und Erweiterung der proletarischen Demokratie in eine große, alle demokratischen Elemente umfassende Volkspartei, wie sie in England nach dem Einschlafen des Chartismus sich bildete, im Gegensatz zur kontinentalen Entwicklung, und wie sie jüngst auch von der reformerischen Richtung unserer Partei anfängt gefordert zu werden.

Was spricht für diese Erweiterung? Die Erwartung, daß eine solche große demokratische Partei weit eher die Majorität erlangen kann, als das Proletariat für sich allein; daß sie durch den Verzicht auf die „Freßlegende“ und sonstige revolutionäre Geberden eher regierungsfähig wird, daß also das Proletariat eher in Stand gesetzt wird, zwar nicht **die** Macht, aber Macht zu erlangen. Wohl kann das Proletariat auf diesem Wege nicht alle seine Forderungen durchsetzen, es muß sich bescheiden und auf die Volksgenossen Rücksicht nehmen, aber der Spatz in der Hand ist bekanntlich besser als die Taube auf dem Dache, und keine Maxime ist schlechter als die: Alles oder

nichts. Wenn wir unsere Partei nicht aus einer Partei der Lohnarbeiter in eine der Volksmasse umwandeln, verurtheilen wir uns auf unabsehbare Zeit zur Impotenz, zu völlig unfruchtbarer Opposition.

Dies die Argumentation der Sozialreformer. Sie vergessen, daß die Sozialdemokratie eine umfassende positive Thätigkeit übt, auch wenn sie keine Ministerposten zu vergeben hat. Wohl vermag die Furcht nicht alles, und ich glaube, die direkte, physische Furcht vor der Sozialdemokratie hat noch nicht viel bewirkt. Und trotzdem sehen wir, daß unsere ganze innere Politik schon seit Jahren sich um die Sozialdemokratie dreht. Das entspringt nicht der Furcht, unsere Partei könnte, wenn man sie nicht bei guter Laune erhält, eines schönen Tages alles kurz und klein schlagen, sondern der Furcht, die Sozialdemokratie könnte eines schönen Tages die gesammten Arbeitermassen um sich schaaren.

Das Wachsthum der Zahl und Kraft des Proletariats und das Wachsthum des Einflusses der Sozialdemokratie auf dieses Proletariat — die Nothwendigkeit für die anderen Parteien, mit unserer Partei in Konkurrenz zu treten, um diesen stets bedeutender werdenden Machtfaktor nicht völlig ihren Händen entkommen zu lassen, das sind die Faktoren, welche die bürgerlich-demokratischen Parteien zur Sozialreformerei zwingen, welche in der liberalen Presse jenen Umschwung hervorgerufen haben, der Bernstein so bezeichnend erscheint für den guten Willen des deutschen Bürgerthums.

Auf diese Weise wirkt die Sozialdemokratie, lange bevor sie im Stande ist, selbst zur Macht zu gelangen, durch Umbildung der bürgerlich-demokratischen Parteien, die wenigstens einen Theil der Forderungen unserer Partei zu den ihren machen müssen, soll ihnen die Arbeiterklasse, die stärkste Klasse der Nation, nicht vollends entschlüpfen.

Wenn also die Sozialdemokratie die reine Klassenpartei des kämpfenden Proletariats bleibt, so verzichtet sie damit durchaus nicht auf jede positive Thätigkeit. Wollte sie dagegen ihr Programm und ihre Taktik so einrichten, daß sie fähig wird, auch andere Klassen in sich aufzunehmen und deren Klassenkämpfe zu führen, so würde sie dadurch selbst ihre Angriffskraft lähmen und mit ihrer Einheitlichkeit auch ihre Einheit preisgeben.

Das Opfer würde ihr kaum etwas nützen — auch als bloße demokratische Partei bliebe sie eine Partei, in der das Proletariat den Ausschlag giebt; proletarischer Führung unterwerfen sich aber die anderen Klassen nicht. Eine demokratische Sammelpartei ist nur möglich unter bürgerlicher Führung. Ist eine allgemeine Demokratie unter solcher Führung nicht mehr möglich — und sie ist überall im Zerfallen — dann ist sie mit dem Proletariat als führender Klasse erst recht unmöglich.

Welche Klassen aber kämen für die Demokratie neben dem Proletariat in Betracht? Kleinbürger, Bauern, die Intelligenz. Bereits heute ist keinem

Mitglied dieser Klassen der Eintritt in unsere Partei verwehrt, wenn er sich als Proletarier fühlt, den proletarischen Klassenkampf mitkämpfen will. Wie wollen aber Kleinbürger und Kleinbauern, die auf jenem proletarischen Standpunkt nicht stehen, ihre Lage verbessern? Vor Allem dadurch, daß sie aus kleinen Ausbeutern große Ausbeuter werden, Kapitalisten, Großbauern, und dadurch, daß sie in der Ausbeutung ihrer Arbeitskräfte keine Schranken finden. Je kleiner der Ausbeuter, desto empfindlicher trifft ihn jede Reform. Das Proletariat kann sich mit diesen Elementen zeitweise zur Erreichung bestimmter politischer Ziele und Verwaltungsformen verbinden, nie aber dauernd mit ihnen in einer Organisation zusammenwirken.

Und die Intelligenz? Gewiß, die hat zum größten Theile kein Interesse an der Ausbeutung der Lohnarbeit, sie gehört zum Theile selbst zu den Ausgebeuteten. Aber schwach an Zahl, ist sie noch schwächer an Kraft. Sie bildet die am wenigsten zu einem energischen Klassenkampf geeignete Volksschicht, und so sehr sie auch im Herzen das kapitalistische Regime hassen mag, bleibt sie ihm doch unterthänig. Gewiß, die Sozialdemokratie bedarf der Intelligenzen, zahlreicher Intelligenzen, aber sie kann blos jene in ihren Reihen willkommen heißen, die entschlossen sind, alle Brücken hinter sich abzubrechen und rücksichtslos den Kampf gegen die bürgerliche Gesellschaft aufzunehmen. Wer das nicht kann oder will, der bleibe der proletarischen Bewegung fern. Schließlich muß entweder sie ihn enttäuschen oder er sie verrathen.

Gerade die Intelligenz aber ist es, deren Reihen die lebhaftesten Bestrebungen nach Erweiterung der Sozialdemokratie aus einer Klassenpartei in eine Volkspartei entspringen. Bauern und Kleinbürger bezeigen kein sehr großes Bedürfniß darnach.

Wie Bernstein sich zu dieser Frage stellt, ist aus seiner Schrift nicht klar ersichtlich. Er spricht sich nicht bestimmt darüber aus, wohl aber sind seine Argumente in der Frage der Taktik derartige, daß sie zu Gunsten der Umwandlung unserer Partei in eine Volkspartei benutzt werden können und auch benutzt werden. Und darum war es nothwendig, sie zu erwähnen und zu zeigen, wie wenig sie das beweisen, was sie angeblich beweisen sollen.

Wir müssen hier nochmals auf den schon oben erwähnten Artikel Bernsteins zurückkommen, der während des Druckes dieser Bogen im „Vorwärts“ erschien und seine Stellung zum theoretischen Theile des Erfurter Programms behandelte.

Er ist unter Anderem gegen jenen Passus des Erfurter Programms, der erklärt, die Umwandlung der Gesellschaft könne nur das Werk der Arbeiterklasse sein. Er möchte sagen: muß in erster Linie das Werk der Arbeiterklasse sein. Das besagt entweder dasselbe oder es drückt einen anderen Gedanken sehr verschwommen aus. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß

es sich hier um den Kampf von Klassen, nicht von Individuen handelt. An dem Emanzipationskampf des Proletariats können Individuen der verschiedensten Klassen theilnehmen. Das Erfurter Programm hindert Niemand daran. Aber die Frage ist die, ob der Emanzipationskampf des Proletariats ein Kampf für nicht proletarische Klasseninteressen sein kann. Diese Frage wird durch das Erfurter Programm entschieden verneint, durch die Bernsteinsche Fassung unentschieden gelassen. Jedoch spricht die letztere dafür, daß Bernstein den Boden schaffen will für die Umwandlung der Sozialdemokratie in eine Partei der demokratischen Sammlung, daß sie nicht den Muth haben soll, zu scheinen, was sie ist, sondern den Muth etwas ganz Anderes zu werden, als sie bisher war, daß sie brechen soll mit dem Grundsatz der Internationale, „die Emanzipation der Arbeiterklasse muß durch die Arbeiterklasse selbst erobert werden“.

Je nach dem Charakter der Sozialdemokratie, ob proletarische, ob Volkspartei, müssen sich aber ihre Endziele anders gestalten.

Eine jede politische Partei muß sich die Aufgabe stellen, die politische Macht zu erobern, um ihren Anschauungen entsprechend den Staat zu gestalten und die Staatsgewalt auf die Gesellschaft wirken zu lassen. Eine jede lebenskräftige Partei muß aber auch darauf gefaßt sein, daß ihr die Staatsgewalt zufällt, sie muß daher jederzeit wissen, welchen Zwecken sie diese Gewalt dienstbar machen will. Sie muß auf diese Frage stets Antwort geben können, will sie propagandistische Kraft entfalten. Eine Partei, die von vornherein erklärte, sie könne nur in der Opposition sich ersprießlich bethätigen, sie strebe nur nach Macht, nicht aber nach **der** Macht, würde sich selbst lahmlegen und alles Vertrauen der Volksmasse verlieren.

In diesem Sinne muß also jede Partei ein „Endziel“ haben, nicht als Abschluß der sozialen Entwicklung: diese hat kein Ende und kein Endziel, sondern als Endzweck ihres praktischen Wirkens.

Es ist klar, daß eine Volkspartei, in der die Klasseninteressen der Bauernschaft und des Kleinbürgerthums maßgebenden Einfluß haben, stets, und wenn sie noch so arbeiterfreundlich ist, auf dem Boden der gegebenen Gesellschaftsordnung, des Privateigenthums an den Produktionsmitteln, der Freiheit der Privatproduktion stehen bleiben muß. Sie kann über die Konstitution von 1793, über das Prinzip des Liberalismus, nicht hinaus, sie kann, und mag sie sich noch so rabiat geberden, nie etwas Anderes sein, als eine demokratisch-sozialistische Reformpartei, wobei das Wort sozialistisch nichts ist als Schall und Rauch, Erinnerung an die schöne Zeit einer süßen Jugendeselei oder der dämmernde Traum irgend eines Paradieses, dessen Kommen nach fünfhundert Jahren zu wünschen Jedem freisteht; es ist aber in diesem Zusammenhang nichts, was irgendwie praktisch verpflichtet.

Anders muß sich das Endziel einer rein proletarischen Partei gestalten. Das Proletariat hat kein Interesse an der Aufrechterhaltung des Privateigenthums an den Produktionsmitteln. Selbst wenn es noch so friedlich und gesetzlich zur Macht kommt und noch so eifrig von dem Drange beseelt ist, nichts zu überstürzen und ja nicht vom Wege der „organischen Entwicklung“ abzuweichen, und wenn es noch so skeptisch sich verhalten sollte gegenüber den sozialistischen „Utopien“, so wird es doch bei der Vertretung seiner Interessen auf die Erhaltung des Privateigenthums an den Produktionsmitteln und auf die Erhaltung der Privatproduktion keinen Werth legen.

Zweierlei muß dagegen ein proletarisches Regime überall anstreben: Einmal die Aufhebung des privaten Charakters der großen kapitalistischen Monopole und dann die Beseitigung der Arbeitslosigkeit, die Aufhebung der industriellen Reservearmee.

Damit aber trifft es die kapitalistische Produktionsweise ins Herz. Ohne monopolistischen Unternehmerverband und ohne Arbeitslose, die bereit sind, die Stellen Streikender einzunehmen, wird die Stellung des organisirten Proletariats gegenüber den Kapitalisten übermächtig. Wenn diese heute schon über den Terrorismus des Proletariats klagen, so ist das eine alberne Redensart. Dagegen muß ihm die Diktatur in der Fabrik nothwendiger Weise zufallen, wenn es einmal die Herrschaft im Staate erlangt hat. Die Lage der Kapitalisten, die nach der Verstaatlichung der Kartelle und Trusts noch bleiben, muß dann eine unerträgliche werden; sie haben nur noch das Risiko ihres Betriebs zu tragen, ohne länger seine Herren zu sein. Viel mehr noch als heute die Arbeiter werden dann die Kapitalisten nach einer vortheilhaften Vergesellschaftlichung ihrer Betriebe streben müssen, sie werden weit mehr Kraft und Intelligenz auf eine möglichst rasche und schmerzlose Lösung dieses Problems aufwenden, als heute zur Bekämpfung der proletarischen Bewegung. Der Uebergang zu sozialistischer Produktion würde sich dem siegreichen Proletariat selbst dann aufdrängen, wenn es sie nicht von vornherein anstrebte, sondern sich einfach von der Logik seiner Klasseninteressen treiben ließe.

Mit anderen Worten: kapitalistische Produktion und politische Herrschaft des Proletariats sind unvereinbar miteinander. Mehr zu sagen ist freilich nicht möglich. Wir wissen weder wann noch wie diese Herrschaft kommen wird, ob in einem großen Sturm oder in mehreren Katastrophen oder in allmäliger gradweiser Verwirklichung; wir wissen auch nicht, wie die Gesellschaft und das Proletariat zu Beginn seiner Herrschaft aussehen werden, da sich beide Faktoren ununterbrochen ändern; wie viele Voraussetzungen des Sozialismus, die heute noch fehlen, bis dahin sich eingestellt haben, wie schwer oder leicht dadurch die Aufgaben des proletarischen Regimes gemacht werden. Wir können nur die Nothwendigkeit erkennen, mit der das siegreiche Proletariat

getrieben werden wird, an Stelle der kapitalistischen eine sozialistische Produktion zu setzen.

Organisirt sich das Proletariat als selbständige politische Partei, die bewußt den Klassenkampf kämpft, dann muß die Aufhebung des Privateigenthums an den kapitalistischen Produktionsmitteln und die Aufhebung der kapitalistischen Privatproduktion ihr Ziel werden, sie muß den Sozialismus nicht als Vollendung, sondern als Ueberwindung des Liberalismus zu ihrem Panier machen, sie kann nicht eine Partei sein, die sich auf demokratisch-sozialistische Reformen beschränkt, sie muß eine Partei der sozialen Revolution werden.

Es handelt sich hier natürlich nicht um den Begriff der Revolution im Polizeisinn, im Sinne des bewaffneten Aufstands. Eine Partei müßte wahnsinnig sein, die sich prinzipiell für den Weg des Aufstands entschlösse, solange ihr andere, weniger opfervolle und sicherere Wege für ihr Wirken zur Verfügung stehen. In diesem Sinne ist die Sozialdemokratie nie prinzipiell revolutionär gewesen, sondern nur in dem Sinne, daß sie sich dessen bewußt ist, sie könne, wenn im Besitz der politischen Macht, diese gar nicht anders anwenden, als zur Ueberwindung jener Produktionsweise, auf der die heutige Gesellschaftsordnung beruht. Ich schäme mich, diese ollen Kamellen nochmals wiederholen zu müssen, aber nach der Verwirrung, die Bernstein mit seinem Polemisiren gegen unsere „auf Katastrophen zugespitzte Taktik" angerichtet, bleibt nichts Anderes übrig.

Er erklärt ausdrücklich, daß er das Wort Revolution „ausschließlich in der politischen Bedeutung des Wortes gebraucht, als gleichbedeutend mit Aufstand, bezw. außergesetzlicher Gewalt" (S. 87). Dazu bemerkt er: „Es ist bekannt, daß Marx und Engels bis ziemlich spät diesen letzteren als den fast überall unumgänglichen Weg betrachteten und verschiedenen Anhängern der Marxschen Lehre erscheint er noch heute als unvermeidlich. Vielfach wird er auch für den kürzeren Weg gehalten."

Als Beleg zu diesem famosen Satz zitirt er einen Ausspruch Jules Guesdes aus dem Jahre 1877, wo dieser meines Wissens noch kein durchgebildeter Marxist war.

Und wie lautet dieser Satz? Ich gebe ihn vollständig wieder, nicht in der Bernsteinschen Verstümmelung. Der Satz in eckiger Klammer fehlt in seinem Zitat: „Aber wem dürfte nicht einleuchten, daß für die großen Städte, wo ja die Arbeiter die überwiegende Mehrheit bilden, wenn sie einmal [die beiden vorerwähnten Punkte (die Republik und das Selbstbestimmungsrecht der Gemeinden) errungen,] zur unbeschränkten Verfügung über die öffentliche Gewalt, über ihre Verwaltung und ihre Gesetzgebung gelangt wären — die ökonomische Revolution nur die Frage von Monaten, ja vielleicht nur von Wochen gewesen wäre?" (Berliner „Zukunft", S. 87).

Das Wort Revolution scheint auf Bernstein bereits eine so erregende Wirkung zu üben, wie auf manchen sächsischen Gendarmen. Sonst hätte schon die ausdrückliche Bezeichnung „ökonomische Revolution“ ihm sagen müssen, daß hier von Aufstand keine Rede. In der That meint Guesde hier nichts Anderes, als daß in den größeren Städten, wo die Arbeiter die Mehrheit bilden, sobald einmal die Republik und die Selbstverwaltung der Gemeinde errungen, die Sozialisten leicht die Gesetzgebung und Verwaltung in die Hand bekommen könnten, um so die Kommune vielleicht schon binnen wenigen Monaten sozialistisch zu organisiren. Diese Erwartung erscheint auch mir sehr optimistisch. Aber sicher handelt es sich dabei um eine sehr gesetzliche Eroberung der öffentlichen Gewalt durch den Stimmzettel, sonst bedürfte es nicht der Voraussetzung der Republik und des Selbstbestimmungsrechts der Gemeinden. Bernstein hat freilich diese beiden wesentlichen Voraussetzungen weggelassen, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, und so dem Satze einen anderen Charakter verliehen. Aber dadurch wird sein Hinweis auf ihn als Zeugniß der marxistischen Schwärmerei für den bewaffneten Aufstand gerade nicht schöner.

Seit Lassalle bemüht sich die Sozialdemokratie, den Unterschied zwischen der Revolution mit Heugabel und Dreschflegel und der sozialen Revolution klar zu machen und zu erweisen, daß sie prinzipiell blos die letztere anstrebt. Wir durften uns schmeicheln, diese Auffassung sogar den Staatsanwälten näher gebracht zu haben — und heute tritt einer unserer ältesten und hervorragendsten Wortführer auf und setzt die ökonomische Revolution dem Aufstand gleich, hält es für nothwendig, die deutsche Sozialdemokratie vor unüberlegten Aufständen zu warnen!

Wenn die Bernsteinsche Schrift eine Wirkung hätte, müßte es vor Allem die sein, alle die konfusen Vorstellungen, welche unsere Gegner über uns verbreiten und die klarzustellen ein gut Theil unserer Lebensarbeit absorbirte, wieder von Neuem zu beleben und zu kräftigen.

Es ist klar, daß das Proletariat als selbständige politische Partei nicht im Polizeisinn revolutionär sein muß, sondern im Sinne der politischen Oekonomie. Bernstein schlägt für die „prinzipielle Aenderung der Gesellschaftsordnung“ das Wort „soziale Umgestaltung“ vor, aber Niemand wird behaupten wollen, daß in letzterem Worte der grundsätzliche Gegensatz der neuen zur alten Gesellschaftsordnung einen Ausdruck findet — ein Gegensatz, den stellenweise Bernstein selbst leugnet. Sein Sozialismus ist die Vollendung des Liberalismus.

Ich gebe gern zu, daß das Wort Revolution irre führen kann, ich halte es auch für vortheilhaft, es ohne triftige Veranlassung nicht zu gebrauchen, aber ich glaube nicht, daß es der richtige Weg ist, der Irreführung vorzubeugen, wenn man das Wort selbst in dem irrigen Sinne gebraucht. Oder sollen wir es gar nicht gebrauchen? Zur Kennzeichnung bestimmter Vor-

gänge ist es unentbehrlich. Wo es gilt, den Gegensatz zwischen einer Richtung zu bezeichnen, die prinzipiell über Reformen im Rahmen der bestehenden Gesellschaft nicht hinaus will, und einer Richtung, die eine höhere, auf neuen Grundlagen beruhende Gesellschaftsordnung anstrebt, wird das Ziel der letzteren Richtung nicht durch das Wort „soziale Umgestaltung“, sondern nur durch das Wort „soziale Revolution“ deutlich bezeichnet werden können, wobei Niemand, der unsere Parteiliteratur auch nur oberflächlich kennt, darüber im Zweifel sein kann, daß soziale Revolution und politischer Aufstand zwei ganz verschiedene Begriffe sind. Die soziale Revolution ist ein Ziel, das man sich prinzipiell setzen, der Aufstand ein Mittel zum Zweck, das man stets nur nach Gründen der Zweckmäßigkeit beurtheilen kann.

Aber nicht blos die soziale, auch die politische Revolution wird man nicht dem Aufstand gleichsetzen dürfen. Der nichtpolizeiliche Sprachgebrauch bezeichnet mit politischer Revolution jede große politische Erschütterung, die das politische Leben der Nation beschleunigt und aufs Kraftvollste pulsiren läßt, im Gegensatz zur Gegenrevolution, einer Erschütterung, die das politische Getriebe stillsetzt. Der Aufstand oder die „außergesetzliche Gewaltanwendung“ kann eine Episode, eine sehr wichtige Episode in einer solchen Erschütterung bilden, aber er ist nie die Revolution selbst. Die höchst gesetzliche Einberufung der Generalstände bildet ebenso ein Stück der großen Revolution, wie die Erstürmung der Bastille. Niemand wird vom großen französischen Aufstand von 1789 reden wollen. Schon gar nicht wird man Aufstände oder außergesetzliche Gewaltthaten, die auf das politische Leben keine Wirkung haben, etwa die Widersetzlichkeiten indischer Eingeborener gegen die englischen Pestkommissionen, Revolutionen nennen.

Um „Mißverständnisse auszuschließen“, wendet also Bernstein das Wort Revolution gerade in dem Sinne an, in dem es dem wissenschaftlichen und politischen Sprachgebrauch nicht entspricht, in dem es in der Regel nur von Polizisten und Staatsanwälten gebraucht wird, die in einer Revolution blos jene Akte interessiren, welche mit dem Strafgesetzbuch kollidiren.

Die soziale Revolution, nicht im Bernsteinschen Sinne, sie ist das nothwendige Endziel, auf das jede selbständige politische Organisation des Proletariats mit Nothwendigkeit hinwirkt. Wer das Proletariat als selbständige politische Partei organisirt, bereitet damit auch in ihm den Boden für den Gedanken der sozialen Revolution vor, mag er noch so friedfertig und nüchtern sein und noch so skeptisch der Zukunft entgegensehen. Und umgekehrt wird Jeder, der das Proletariat von den übrigen politischen Parteien abziehen und politisch selbständig machen will, dies Ziel um so rascher erreichen, je klarer er in der Arbeiterschaft das Bewußtsein von der Nothwendigkeit der sozialen Revolution erweckt.

Auf der anderen Seite haben wir gesehen, daß die Politik der demokratischen Sammlung, des Aufgehens des Proletariats in einer Volkspartei, den Verzicht auf die Revolution, die Beschränkung auf die soziale Reform in sich schließt.

So erhält die Stellung zur Frage der sozialen Revolution eine eminent praktische Bedeutung für die Gegenwart. Man mag glauben, es sei unnütz, über die Revolution zu streiten; das hieße, über ungelegten Eiern brüten. Augenblicklich wollen in der Arbeiterbewegung beide Richtungen praktisch dasselbe: sozialpolitische und demokratische Reformen. Also strebe man diese an und störe nicht die Einigkeit durch den Streit über Dinge, von denen kein Mensch wissen kann, wie sie kommen werden. Aber es hat sich gezeigt, daß die Frage des **Endziels** unserer Politik: ob Revolution oder Beschränkung auf die Reform, aufs Engste verknüpft ist mit der Frage der **Organisation** und **Propaganda** des Proletariats als **politische Partei** in der **Gegenwart**.

Wenn dem nicht so wäre, dann erwiese sich allerdings das Betonen des revolutionären Standpunkts bei der einen Richtung als zwecklos, nicht minder aber die heftigen Angriffe der Reformer gegen das, was sie die „revolutionäre Phrase“ nennen. Dagegen wird die Schärfe der Gegensätze begreiflich, wenn man sieht, daß hinter dem anscheinenden Kampfe um Redensarten sich der Kampf um eine Frage birgt, deren Beantwortung eine Lebensfrage für die Sozialdemokratie wie für die bürgerliche Demokratie ist, die Frage, ob das Proletariat seinen Klassenkampf als selbständige politische Organisation oder als Theil einer alle demokratischen Schichten umfassenden Volkspartei führen soll.

---

c) Dürfen wir siegen?

Das ist im Ernst die Frage, die Bernstein stellt und — verneint.

Wir haben gesehen, daß jede lebenskräftige politische Partei darnach streben muß, die politische Macht zu erringen, daß sie sich nicht darauf beschränken darf, eine Oppositionspartei bleiben zu wollen. Das soll nach Bernstein nicht für die Sozialdemokratie gelten. Sie kann für absehbare Zeit nur als Opposition nützlich wirken.

Das Proletariat ist viel zu schwach, meint er, als daß es so bald erwarten dürfte, die politische Macht zu erobern. Gelänge ihm das aber, so könnte es nur Unfug stiften, denn es sei noch zu unentwickelt, um seine Macht ordentlich zu gebrauchen, und die Verhältnisse seien für die Verwirklichung des Sozialismus noch nicht reif. „Haben wir die zur Abschaffung der Klassen erforderte Höhe der Entwicklung der Produktivkräfte schon erreicht?“ fragt er (S. 185). Seine Antwort lautet sehr pessimistisch.

Und die Arbeiter? „Trotz der großen Fortschritte, welche die Arbeiterklasse in intellektueller, politischer und gewerblicher Hinsicht seit den Tagen gemacht hat, wo Marx und Engels schrieben, halte ich sie doch selbst heute noch nicht für entwickelt genug, die politische Herrschaft zu übernehmen" (S. 183).

Bereits in einem früheren Theile seiner Schrift hat Bernstein dieselben Fragen behandelt. Auf seine dort erhobenen Bedenken gegen die Reife der modernen Produktionsweise sind wir auch schon zu sprechen gekommen (S. 54) und haben gezeigt, daß es unmöglich sei, ein bestimmtes Stadium der Produktionsentwicklung anzugeben, von dem an man erklären kann, die Gesellschaft sei für den Sozialismus reif. Das bewußte Eingreifen des Proletariats in das ökonomische Getriebe muß offenbar ganz andere Formen bei geringerer als bei größerer kapitalistischer Entwicklung annehmen, die politische Herrschaft des Proletariats muß andere Wirkungen haben in einem Lande mit altem als in einem Lande mit jungem Kapitalismus. Das ist alles, was man sagen kann. Aber es wäre absurd, eine Grenze berechnen zu wollen, von der an man erst den Sozialismus für durchführbar erklären kann.

In dem späteren Theile seiner Schrift beseelt Bernstein offenbar dieselbe Empfindung, die dem Schreiber dieser Zeilen momentan innewohnt: das Bedürfniß, rasch zu Ende zu kommen, da man nun einmal dem Schlusse so nahe ist. So giebt er da auch keine weiteren Details, sondern begnügt sich mit dem Hinweis auf einige Autoritäten.

Dabei ist er jedoch recht unglücklich.

Von den drei Autoren, auf die er sich beruft, giebt er bei zweien (Engels und Atlanticus) ihre Ansichten falsch wieder, und von dem dritten, Neupauer, wird eine Anschauung als höchst beachtenswerth bezeichnet, die nichts ist als eine hypothetische, nicht näher begründete Bemerkung. Auf meine Darlegung, daß Engels und Atlanticus beide in der entschiedensten Weise das Gegentheil dessen erklärt hätten, wofür Bernstein sie als Zeugen aufruft („Neue Zeit", XVII, 2, S. 74), weiß er nichts Besseres zu erwidern, als daß Engels und Atlanticus in den Punkten, worin sie von ihm abwichen, ihm nicht einwandfrei erschienen („Neue Zeit", XVII, 2, S. 582 ff.), jedenfalls eine sonderbare Manier, um seine Berufung auf jene Autoren zu rechtfertigen, doch will ich auf diese nebensächlichen Details hier nicht weiter eingehen und verweise den, der sich dafür interessirt, auf die angegebenen Stellen in der „Neuen Zeit".

Es genügt, festzustellen, daß für seine Behauptung, die Produktivkräfte seien zur Aufhebung der Klassen noch nicht genügend entwickelt, Bernstein nicht den geringsten Beweis beigebracht hat, daß vielmehr seine Gewährsmänner sich gegen ihn wenden.

Aber die vom Kapitalismus geschaffene Höhe der Produktionsentwicklung ist erst **einer** der Faktoren, welche zum Sozialismus führen. Er bleibt todt, ohne den zweiten, der ihm Leben einhaucht: ein kraftvolles, politisch reifes Proletariat. Haben wir ein solches in einem Ausmaß, das es in Stand setzte, die Zügel des Staates zu ergreifen? Ja, dürfen wir nur überhaupt erwarten, in absehbarer Zeit zu einem derartigen Proletariat zu gelangen?

Auch diese Frage verneint Bernstein. Er behandelt sie ebenso wie die der materiellen Vorbedingungen des Sozialismus zweimal in seiner Schrift, einmal in der Mitte (S. 87 ff.) und dann wieder am Schlusse.

Wer ist das moderne Proletariat? fragt er (S. 88) und antwortet:

„Rechnet man alle Besitzlosen, alle, die kein Einkommen aus dem Besitz oder aus privilegirter Stellung haben, dazu, so sind das allerdings die absolute Mehrheit der Bevölkerung der vorgeschrittenen Länder. Nur daß alsdann dieses ‚Proletariat' ein Gemisch von außerordentlich verschiedenartigen Elementen ist, von Schichten, die sich untereinander noch mehr unterscheiden wie das ‚Volk' von 1789, die zwar, solange die jetzigen Eigenthumsverhältnisse bestehen, mehr gemeinsame oder wenigstens gleichartige als gegensätzliche Interessen haben, aber, sobald die jetzt Besitzenden und Herrschenden abgesetzt oder ihrer Position beraubt sind, sehr bald sich der Verschiedenartigkeit ihrer Bedürfnisse und Interessen bewußt werden würden."

In diesen Sätzen liegt eine ebenso große Unterschätzung auf der einen Seite, wie eine Uebertreibung auf der anderen.

Eine Unterschätzung, wenn Bernstein gerade blos zugiebt, das Proletariat bilde die „absolute Mehrheit" der Bevölkerung der vorgeschrittenen Länder. So stark ist das Proletariat freilich nicht, wie Bernsteins Hauptzeuge gegen den Sozialismus behauptet, der famose Feuilletonist der „British Review", der es 1851 schon 94 Prozent der Bevölkerung Englands ausmachen ließ. Wir haben gesehen, daß es Baxter 1867 auf circa 80 Prozent schätzte. Im Deutschen Reiche betrugen 1895 die Selbständigen 26,84 Prozent sämmtlicher Erwerbsthätigen, 1882 noch 29,25 Prozent. Die unselbständigen Arbeiter machen also weit über 70 Prozent, fast **drei Viertel** der Erwerbsthätigen aus. Das ist schon eine starke „absolute Majorität".

Dabei zählte die Reichsstatistik zu den „Selbständigen" nicht blos selbständige Unternehmer, als da sind Kapitalisten, Handwerker, Kleinhändler, Großgrundbesitzer, Bauern, sondern auch Hausindustrielle, abhängige Leiter von Unternehmungen (z. B. Direktoren von Aktiengesellschaften), „Offiziere, höhere Beamte, Geistliche, Direktions-, Lehr-, ärztliches Personal, Schauspieler, Musiker, Künstler, Privatgelehrte, Privatsekretäre" („Statistik des Deutschen Reiches", N. F., Bd. 111, S. 62, 63).

Daß unter diesen Selbständigen sehr viele sind, die kein „Einkommen aus dem Besitz oder aus privilegirter Stellung" haben, bedarf keiner Erläuterung.

Jedenfalls zeigt diese Aufzählung, daß, wenn man von einem „Gemisch außerordentlich verschiedenartiger Elemente“ sprechen will, die Selbständigen, die Nichtproletarier ein solches darstellen. Bernstein hat aber hier nur ein Auge für die Zerklüftung innerhalb des Proletariats, und er kann sie nicht stark genug schildern; es ist „ein Gemisch von Schichten, die sich untereinander noch mehr unterscheiden wie das ‚Volk‘ von 1789“.

Eine kühne Behauptung in der That! Das Proletariat von heute besteht aus Lohnarbeitern; das „Volk von 1789“ bestand nicht blos aus Lohnarbeitern, sondern auch aus Handwerkern, Händlern, Bauern und Lumpenproletariern, welch letztere im damaligen Volke keine unwichtige Rolle, auch politisch, spielten. Will man gar das „Volk von 1789“ als gleichbedeutend mit dem dritten Stande nehmen, dann kommen noch Kapitalisten und die Intelligenz dazu. Welch buntes Gemisch, das da die Feudalität stürzte! Bernstein aber behauptet, die heutige Lohnarbeiterschaft bestehe aus Schichten, die sich untereinander noch mehr unterscheiden, als das Volk von 1789! Und derselbe, der diese Behauptung aufstellt, macht sich in einem Athem über die „wirklich asiatische Gemüthsruhe“ lustig, mit der Parvus — man denke! — die 5 600 000 Lohnarbeiter der Landwirthschaft der Armee des Proletariats einreiht. Sollte er sie etwa der Armee jener einreihen, die aus Besitz oder privilegirter Stellung ihr' Einkommen ziehen?

Als Beweis für die tiefen Gegensätze innerhalb der Lohnarbeiterschaft werden uns die großen Unterschiede vorgeführt, die zwischen industriellen, kaufmännischen, landwirthschaftlichen Lohnarbeitern, sowie innerhalb jeder dieser Kategorien bestehen. Was von gewerkschaftlichen Differenzen zu halten, haben wir gesehen. Daß Unterschiede innerhalb der Lohnarbeiterschaft vorhanden, wer wollte das leugnen? Daß die Interessen des kaufmännischen Beamten nicht identisch mit denen des industriellen Lohnarbeiters und diese nicht identisch mit denen des Kuhjungen, wer sähe das nicht? Aber entspringen aus diesen Unterschieden Interessengegensätze, die ein dauerndes Zusammenwirken dieser verschiedenen Schichten in einer politischen Partei unmöglich machen? Das ist die Frage, auf die Bernstein aber gar nicht eingeht, denn alle seine Hinweise betreffen die Schwierigkeiten des gewerkschaftlichen, nicht des politischen Zusammenwirkens.

Wenn man Bernstein hört, dann wäre die Vorbedingung jeder geschlossenen Parteiorganisation vollständige Uniformität aller Interessen ihrer Mitglieder. Wie käme man dann überhaupt zu einer politischen Partei?

Wenn das Proletariat nicht im Stande ist, herrschende Klasse zu werden, wegen der Interessenunterschiede seiner einzelnen Schichten, wie kam dann die Bourgeoisie dazu, zu herrschen? Man sehe sich doch einmal nicht blos die Unterschiede, sondern die Gegensätze innerhalb der Bourgeoisie an: sie setzt sich

zusammen aus Kapitalisten und aus der Intelligenz. Jede dieser Schichten zerfällt wieder in zahllose Unterschichten, die sich gegenseitig oft auf das Bitterste bekämpfen: da haben wir große und kleine Kapitalisten; wir haben das industrielle, das Handelskapital, das Leihkapital und die hohe Finanz, die sie alle in die Tasche steckt; wir haben innerhalb des industriellen Kapitals die Gegensätze von Produzenten und Konsumenten der Rohmaterialien u. s. w. Und in der Intelligenz, welche Solidarität besteht wohl zwischen dem Arzte und dem Advokaten, dem Ingenieur und dem Philologen?

Und doch bildeten alle diese Elemente zusammen die große politische Partei des Liberalismus.

Schon die Bourgeoisie allein ist mehr gespalten, als das Proletariat; von der Behauptung, daß dieses heute mehr zerklüftet sei, als 1789 das ganze Volk, welches neben dem Proletariat noch so viele andere Klassen umfaßte, gar nicht zu reden. Diese Behauptung wird Bernstein bei ruhigerem Zusehen selbst nicht aufrecht erhalten. Ja selbst das Proletariat von 1789 war mehr gespalten als das heutige: damals bestanden noch die Gegensätze zwischen zünftigem und nicht zünftigem Arbeiter, der einzelne Arbeiter war in Handwerk und Manufaktur viel mehr zeitlebens an die gleiche Beschäftigung gebunden, der Uebergang von einer zur anderen nicht so leicht wie heutzutage.

Wollen wir die Aussichten des Proletariats in den politischen Kämpfen untersuchen, dann dürfen wir nicht blos bei ihm allein jene Punkte hervorheben, die seine Kampffähigkeit zu beeinträchtigen scheinen. Wir müssen auch die andere Seite betrachten. Wenn Bernstein im „Gemisch der Schichten“, in der Verschiedenartigkeit der Interessen den Faktor zu sehen glaubt, der die politische Herrschaft des Proletariats unmöglich macht, so müssen wir dem entgegenhalten, daß das Gemisch der Schichten, die Verschiedenartigkeit der Interessen bei den Gegnern weit größer ist, weshalb auch Marx und Engels sich stets gegen das Wort von der „reaktionären Masse“ wehrten.

Gerade in der Einheitlichkeit der entscheidenden Interessen, die sie vertritt, beruht der große Vortheil, den die Sozialdemokratie vor den bürgerlichen Parteien voraus hat. Sie ist die einzige der bestehenden Parteien, die sich nur auf eine Klasse zu stützen braucht, weil diese die große Mehrheit des Volkes bildet.

Jede der anderen Parteien muß sich auf verschiedenartige Klassen stützen, darunter auf Theile des Proletariats selbst, will sie die Mehrheit erlangen und behaupten. Gerade an Geschlossenheit und Einheitlichkeit ist daher die Sozialdemokratie jeder anderen Partei überlegen. Und gerade darin beruht nicht zum Wenigsten ihre Kraft.

Wenn aber schon die Unterschiede innerhalb des Proletariats hinreichend wären, die Sozialdemokratie zu spalten und unfähig zur politischen Herrschaft zu machen, was würde dann erst aus ihr werden, wenn man zu diesen Gegen-

sätzen noch andere hinzugesellte durch Erweiterung der Sozialdemokratie aus einer proletarischen zu einer Volkspartei?

Daß die Proletarier uniform sind, hat noch Niemand behauptet. Die Unterschiede zwischen ihnen werden uns oft genug fühlbar gemacht in der Agitation. Da merkt man es deutlich genug, daß nicht alle Proletarierschichten der sozialistischen Ideenwelt und der politischen und gewerkschaftlichen Organisation in gleichem Maße zugänglich sind. Die Industriearbeiter bilden die Pioniere, die Handelsarbeiter und schon gar die Landarbeiter bleiben im Nachtrab. Kein Zweifel, diese letzteren Schichten werden uns noch manche harte Nuß zu knacken geben, ehe sie völlig für uns gewonnen sind. Aber das beweist doch blos, daß die Sozialdemokratie noch nicht am Ende ihrer Aufgabe steht, was sich wohl Niemand unter uns eingebildet hat, aber nicht, daß diese Aufgabe in absehbarer Zeit unlösbar ist.

Die ökonomische Entwicklung unterstützt dabei sehr wirksam unsere Propaganda, indem sie die dem Sozialismus am ehesten zugänglichen Proletarierschichten am meisten vermehrt. In den Städten dominirt die industrielle Bevölkerung, und die Städte bekommen immer mehr das Uebergewicht über das flache Land. Es betrug im Deutschen Reiche:

Ortsklassen	Bevölkerungszu- oder Abnahme von 1882 bis 1895		Prozentantheil der Ortsgrößenklassen an der Gesammtbevölkerung	
	absolut	Prozent	1882	1895
Großstädte	+ 3 703 095	+ 111,29	7,36	13,58
Mittelstädte	+ 1 228 807	+ 29,62	9,17	10,39
Kleinstädte	+ 1 379 148	+ 24,22	12,59	13,66
Landstädte	+ 582 738	+ 10,16	12,68	12,20
Stadt	+ 6 893 788	+ 36,47	41,80	49,83
Flaches Land	— 345 617	— 1,31	58,20	50,17
Gesammtbevölkerung . .	+ 6 548 171	+ 14,48	100,00	100,00

Die Stadt ist also heute schon der Volkszahl nach so stark wie das flache Land, ganz abgesehen von ihrer ökonomischen, intellektuellen, politischen Ueberlegenheit.

Von 1000 Bewohnern jeder Ortsgrößenklasse kommen auf die einzelnen Berufsabtheilungen:

	Im Reiche		In den Städten		Auf dem flachen Lande	
	1882	1895	1882	1895	1882	1895
Landwirthschaft . . .	425,1	357,4	119,3	95,0	644,7	618,0
Industrie	355,1	391,2	509,3	530,0	244,4	253,4
Handel	100,2	115,2	171,6	180,0	48,9	50,9
Andere	119,6	136,2	199,8	195,0	62,0	77,7

Die Industrie ist allenthalben im Vordringen, in den Städten lebt die Mehrheit der Bevölkerung von ihr. Auf dem flachen Lande macht sie Fortschritte auf Kosten der Landwirthschaft. Am stärksten ist sie in den Kleinstädten. Dort umfaßt sie 571,9 Promille der Bewohner, in den Großstädten blos 508,6. In den letzteren ist der Handel stärker als anderswo entwickelt, auf ihn entfallen 261,1 Promille der Einwohnerschaft. Doch hat er in den Großstädten gegen 1882, wo auf ihn 266,1 Promille kamen, abgenommen, der Antheil der Industrie dagegen ist auch in den Großstädten gestiegen von 473,4 auf 508,6.

Man sieht, wie sehr die ökonomische Entwicklung jene Schwierigkeiten überwinden hilft, die sich unserer Agitation in den Weg stellen.

Wenn aber Bernstein diese Schwierigkeiten maßlos übertrieben darstellt, so verkleinert er dafür die schon erreichten Resultate unserer Agitationsarbeit.

Er weist darauf hin, wir hätten in Deutschland gegen 4,5 Millionen erwachsener Arbeiter in der Industrie und blos 2,1 Millionen sozialistische Wähler (S. 91).

Da werden sehr inkommensurable Dinge miteinander verglichen — erwachsene Arbeiter und Wähler. Nicht jeder erwachsene Arbeiter ist ein Wähler. Unter den 4,5 Millionen (genauer 4 475 653) erwachsenen Industriearbeitern sind nicht weniger als 624 136 weibliche, die leider bisher das Stimmrecht nicht haben.

Männliche Arbeiter über 20 Jahren giebt es in der Industrie nur 3 851 517 sammt Angestellten. Davon standen im Alter von 20 bis 30 Jahren 1 603 583; wir dürfen annehmen, daß ungefähr die Hälfte davon unter 25 Jahre war. Also statt 4,5 Millionen industrieller Arbeiterwähler finden wir blos 3 Millionen. Es geht aber doch nicht an, die Stimmen der Wähler, die zu Hause geblieben sind, einfach den Gegnern zuzuzählen. Nehmen wir an, daß die Zahl der Wahlenthaltungen unter der Arbeiterschaft ebenso groß war, wie in der übrigen Bevölkerung, dann finden wir, daß die Stimmenzahl der deutschen Sozialdemokratie und die Zahl der wählenden Industriearbeiter sich fast völlig deckt. Die Gegnerschaft, welche die Sozialdemokratie noch in manchen Schichten, namentlich der katholischen Industriearbeiterschaft findet, wird so gut wie völlig aufgewogen durch den Zuzug aus anderen Proletarierschichten.

Wenn Bernstein erklärt: „Mehr als die Hälfte der gewerblichen Arbeiterschaft Deutschlands steht zur Zeit der Sozialdemokratie noch theils gleichgiltig und verständnißlos, theils aber sogar gegnerisch gegenüber“, so beruht dieser Pessimismus zum Glück auf einem Rechenfehler, einem Fehler, der an jenen erinnert, welcher Bernstein wenige Seiten vorher passirt, wo er von Hunderttausenden von Betrieben mit mehr als 20 Personen spricht, die

ein sozialistisches Regime zu verstaatlichen hätte, eine kaum lösbare Aufgabe. Wir haben gesehen (S. 55), daß die Zahl dieser Betriebe sich im Deutschen Reiche auf nicht ganz 49000 beläuft.

Wenn die deutsche Sozialdemokratie auf ihre Wahlerfolge blickt, hat sie durchaus keine Ursache zu einer pessimistischen Auffassung der Dinge. Eine Partei, die binnen drei Jahrzehnten von völliger Nichtigkeit zur stärksten Partei des Reiches geworden ist, deren Rekrutirungsgebiet bereits drei Viertheile der Nation umfaßt und immer mehr sich ausdehnt; die dadurch, daß sie auf eine einzige große Klasse sich zu stützen braucht, zu einer Geschlossenheit und Einheitlichkeit gelangt, deren keine andere Partei fähig ist, und die in ihrer Propaganda und Organisation aufs Stärkste von der ökonomischen Entwicklung unterstützt wird — eine solche Partei braucht nicht den Zeitpunkt, an dem sie zur Herrschaft gelangt, in die graue Ferne zu verlegen, mit der man praktisch nicht rechnen kann. Was binnen drei Jahrzehnten zur stärksten Partei geworden, kann binnen weiteren drei Jahrzehnten zur herrschenden Partei werden, vielleicht schon früher.

Ja, vielleicht schon früher — liegt darin nicht gerade die größte Gefahr für die Sozialdemokratie? Wenn sie in nächster Zeit ans Staatsruder käme, müßte sie nicht kläglich zusammenbrechen? Die Arbeiterklasse hält Bernstein auch heute noch nicht für entwickelt genug, die politische Herrschaft zu übernehmen. „Nur Literaten, die nie in intimer Beziehung zur wirklichen Arbeiterbewegung gestanden haben, können in dieser Beziehung anders urtheilen.... Wir haben die Arbeiter so zu nehmen, wie sie sind. Sie sind weder so verpaupert, wie es im ‚Kommunistischen Manifest‘ vorausgesehen wird, noch so frei von Vorurtheilen und Schwächen, wie es ihre Höflinge uns glauben machen wollen“ (S. 184).

An Entschiedenheit lassen diese Sätze nichts zu wünschen übrig. Ich bin leider nicht in der Lage, ebenso apodiktisch antworten zu können.

Zunächst muß ich beschämt gestehen, daß ich über das Unheil, das uns droht, wenn wir sofort an die Macht kommen, vor Bernsteins Broschüre recht wenig nachgedacht habe. Die Gefahr, wir könnten morgen als Diktatoren von Deutschland aufwachen, war stets die geringste meiner Sorgen.

Aber auch jetzt, nachdem mich Bernstein zum Nachdenken über den Gegenstand angeregt, vermag ich mich nicht zu einem apodiktischen Urtheil aufzuschwingen und kann nur Vermuthungen hegen. Wir sind eben leider noch nicht so weit, die einzelnen Klassen einer politischen Maturitätsprüfung zu unterwerfen, und ihnen, je nach deren Ausfall, ein Zeugniß politischer Reife und der Befähigung zur politischen Herrschaft auszustellen oder zu versagen. Die einzige Prüfung, deren Zeugniß in der Geschichte gilt, ist die Praxis, die Erfahrung.

Wir haben sicher keine Garantie dafür, daß die Sozialdemokratie sich im Besitz der Staatsgewalt behaupten könnte, wenn sie morgen schon durch einen plötzlichen politischen Sturmwind in die Höhe getragen würde. Vielleicht würde ihr, wie den demokratischen Klassen in der englischen Revolution des siebzehnten Jahrhunderts oder denen der französischen Revolution, früher oder später das Staatsruder wieder entgleiten oder entrissen werden. Aber wie läßt sich einem derartigen vorzeitigen Siege mit Sicherheit vorbeugen? Nur dadurch, daß die Sozialdemokratie sich selbst auflöst. Eine Partei, die existirt, muß kämpfen, und kämpfen heißt um den Sieg ringen. Und wer um den Sieg ringt, muß immer mit der Möglichkeit rechnen, daß er Sieger bleibt.

Wollen wir also sicher davor sein, daß uns nicht vorzeitig die Macht zufällt, dann bleibt uns nichts übrig, als — uns schlafen zu legen.

Das wird selbst Bernstein nicht wollen, und so zwingt uns eine traurige Nothwendigkeit, mit dem drückenden Bewußtsein, wir könnten noch unseren Sieg erleben, den Kampf fortzusetzen.

Aber steht die politische Unreife des Proletariats wirklich so bombensicher, daß nur Literaten, welche mit den Arbeitern nichts zu thun haben, anderer Meinung sein können? Welche Beweise bringt Bernstein vor?

Erstens, alle Arbeiter, mit denen er darüber gesprochen, sind derselben Meinung. Das beweist blos ihre Bescheidenheit und ihre Ueberschätzung der Weisheit, mit der die Welt regiert wird.

Zweitens, die Arbeiter sind nicht so frei von Vorurtheilen und Schwächen, wie uns ihre Höflinge glauben machen wollen. Um nicht in den Verdacht so feiler Höflingschaft zu verfallen, beeile ich mich, zu bemerken, daß ich dem vollständig zustimme. Aber es handelt sich hier nicht um einen Tugendpreis, sondern um politische Reife. Will Bernstein behaupten, daß die heute herrschenden Klassen „so frei von Vorurtheilen und Schwächen“ sind?

Wir dürfen doch nicht die Proletarier mit irgend einem Maßstab idealer Vortrefflichkeit messen, sondern sie mit den anderen Klassen vergleichen. Fällt dieser Vergleich wirklich so sehr zu Ungunsten der Arbeiterschaft aus?

Wäre das Proletariat wirklich noch politisch unreif, so würde damit weit mehr bewiesen, als Bernstein lieb sein kann.

Auch wer nichts weniger als ein Höfling der Arbeiter sein will, wird zugeben müssen, daß sie sich den anderen großen demokratischen Schichten der Gesellschaft, den Kleinbürgern und Kleinbauern, heute bereits an politischer Reife überlegen erweisen. Sind sie trotzdem unfähig zu politischer Herrschaft, dann sind es diese beiden Klassen erst recht. Was wird aber dann aus der Demokratie, was wird aus der Selbstverwaltung, wenn die große Masse des Volkes unfähig dazu ist?

Hat Bernstein recht, dann ist nicht nur die Herrschaft des Proletariats, sondern schon die Herrschaft des allgemeinen Wahlrechts ein Unding. Dann fort mit der Demokratie, dann sichert uns nur die Herrschaft der Bourgeoisie den Fortbestand der Zivilisation, dann richten wir nur gleich ein Zensuswahlrecht als Wall gegen die modernen Vandalen auf!

Natürlich nicht für immer, sondern nur für so lange, bis das Proletariat die nöthige Reife erlangt hat. Diese Versicherung haben uns die Gegner des allgemeinen Wahlrechts stets gegeben.

Eine fortschrittliche Demokratie ist in einem modernen Industriestaat nur noch möglich als proletarische Demokratie. Darum der Niedergang der fortschrittlichen bürgerlichen Demokratie. Ueberwiegt bei den bürgerlichen Demokraten die Furcht vor der Herrschaft des Proletariats, dann werden sie Altliberale. Halten sie fest an der fortschrittlichen Demokratie, dann müssen sie sich mit dem Gedanken der Herrschaft des Proletariats befreunden. Furcht vor der Herrschaft des Proletariats verbreiten und gleichzeitig die politischen Rechte der unteren Volksklassen erhalten oder gar erweitern wollen, heißt, mit der einen Hand niederreißen, was die andere aufbaut. Nur die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Herrschaft des Proletariats und von seiner politischen Reife kann heute noch dem demokratischen Gedanken werbende Kraft verleihen.

Vergleicht man aber das Proletariat nicht mit irgend einem idealen Maßstab, sondern mit den anderen Klassen, dann findet man, daß seine politischen Fähigkeiten nicht blos mit denen des Kleinbürgerthums und der Bauernschaft, sondern auch mit denen der Bourgeoisie selbst getrost den Vergleich aushalten. Sehen wir hin in die Parlamente, die Gemeinden, die Unterstützungskassen, in denen ausschließlich die Bourgeoisie und ihre Beamten herrschen, und wir finden dort Stagnation, Korruption, Impotenz. Sobald die Sozialdemokratie eindringt, erwacht neues Leben; sie bringt Initiative, Ehrlichkeit, Kraft und Grundsätze mit sich und regenerirt durch ihre Konkurrenz auch ihre Gegner. In jeder Machtposition, welche die Sozialdemokratie im letzten Jahrzehnt, ja in den letzten Jahrzehnten, eroberte, hat sie sich behauptet, hat sie sich ihren Gegnern an positivem Schaffen überlegen gezeigt. In welcher Organisation immer sie die Herrschaft errang, überall erwies sie sich der Situation gewachsen. Bernstein zeige mir auch nur einen einzigen Fall, in welchem die Sozialdemokratie einer politischen Aufgabe, die ihr zufiel, nicht gerecht geworden wäre. Und das alles leistete sie allein, angewiesen auf ihre eigenen Kräfte, die Partei der Armen und Unwissenden. Welchen Grund haben wir anzunehmen, sie müsse scheitern, wenn die gesammte ökonomische und intellektuelle Macht des Staates ihr zur Verfügung gestellt wird?

Freilich meint Bernstein, wir dürften uns wohl „des großen Fonds von Intelligenz, Entsagungsmuth und Thatkraft freuen, den die moderne

Arbeiterbewegung theils enthüllt und theils erzeugt hat, aber übertragen wir nicht, was von der Elite — sage, von Hunderttausenden — gilt, kritiklos auf die Masse, auf die Millionen" (S. 106), aber darauf ist zu bemerken, daß an dem Klassenkampf keiner Klasse die Gesammtheit der Klassenmitglieder mitkämpft. Ueberall finden wir blos eine Elite im Vorkampf, deren politische Fähigkeiten für die Reife der Klasse entscheidend sind. Die Masse folgt in jeder Klasse theils der Elite, ohne eigene Initiative, theils hält sie sich ganz vom Kampfe fern. Die politische Herrschaft des Proletariats bedeutet also zunächst thatsächlich nur die Herrschaft seiner Elite — wie wir dies bei der Bourgeoisie, beim Junkerthum, bei jeder herrschenden Klasse finden. Und es ist nicht zu erwarten, daß die Sozialdemokratie früher in den Besitz der Staatsgewalt gelangt, als bis diese Elite mit den Massen, die ihr anhangen, stark genug geworden ist, sie zu erobern.

Nein, wir haben durchaus keinen Grund anzunehmen, daß die Sozialdemokratie naturnothwendig scheitern müßte, selbst wenn Zufälle, die ganz unberechenbar und nicht wahrscheinlich sind, sie in einem der entwickelten Länder Europas morgen schon zur Mehrheit im Parlament machten und an die Regierung brächten.

Und was heißt scheitern? Wenn man nach Aeußerlichkeiten geht, dann vollzog sich der gesammte Fortschritt der Bourgeoisie in gescheiterten Revolutionen, von der englischen der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bis zu der europäischen der Mitte des neunzehnten. Thatsächlich hat die Bourgeoisie in keiner dieser Revolutionen ihre Alleinherrschaft behaupten können. Und doch erzeugte jede derselben einen mächtigen Anstoß nach vorwärts; eine jede brach so viele morsche Einrichtungen nieder, die nie wieder aufgebaut werden konnten, eröffnete so viele neue Wege für die soziale Entwicklung, daß sie nach ihrem anscheinenden Zusammenbruch die Gesellschaft auf einer höheren Entwicklungsstufe hinterließ. Möchte, könnte man eine einzige dieser „verfrühten", „fehlgeschlagenen" Revolutionen in der Geschichte des gesellschaftlichen Fortschritts missen? Und ist es denkbar, daß eine dieser Revolutionen hätte aufgeschoben werden können, bis die demokratischen Klassen politisch reifer waren?

Wenn es aber absurd ist, von dem Aufschub eines historischen Ereignisses zu reden, was haben dann die Kassandrarufe von der mangelnden politischen Reife des Proletariats für einen Sinn?

Wir sind nicht die Lenker der historischen Entwicklung. Diese hängt von Faktoren ab, die weit mächtiger sind, als einzelne Parteien und ihre frommen Wünsche. Ob das Proletariat jetzt schon weit genug ist, die politische Herrschaft zu übernehmen, ob es dereinst, wenn es die politische Macht erobert, in allen Punkten schon die nöthigen politischen Fähigkeiten entwickeln, ob es der ungeheuren historischen Aufgabe, die ihm zufällt, ohne Weiteres

gewachsen sein wird, ob seine Siege durch Niederlagen unterbrochen sein werden, ob die kommende politische Entwicklung eine langsame oder schnelle sein wird — wer könnte darauf antworten? Wenn man aber diese Fragen nicht beantworten kann, wird alles Spintisiren über die heutige politische Reife des Proletariats zwecklos, und es kommt auf kein höheres Niveau durch die Verdächtigung derjenigen, die in die apodiktische Impotenzerklärung des Proletariats nicht mit einstimmen.

Unsere Aufgabe besteht nicht darin, das Proletariat mitten im Kampfe zu entmuthigen durch grundloses Verkleinern seiner politischen Fähigkeiten, sondern darin, die höchsten Anforderungen an die politischen Fähigkeiten des Proletariats zu stellen und daher alles aufzubieten, sie möglichst zu steigern, so daß jeder Moment es auf der größten Höhe seiner Leistungsfähigkeit findet.

Zu dieser Aufgabe gehört es aber nicht nur, daß wir das Proletariat organisiren und ihm bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen erkämpfen helfen. Dazu gehört es auch, daß wir den Blick des Proletariats erweitern über den Kreis seiner Augenblicks- und Berufsinteressen hinaus, daß wir es die großen Zusammenhänge aller proletarischen Interessen untereinander und mit den allgemeinen gesellschaftlichen Interessen erkennen lassen. Es gehört dazu, daß wir ihm große Zwecke setzen, mit denen es selbst zu höherem Geistesleben heranwächst, daß wir es erheben über die alltägliche Kleinarbeit, die unentbehrlich ist und die das Leben dringend erheischt, die es uns aber eben deshalb von selbst aufdrängt, ohne daß wir nöthig hätten, dazu besonders eifrig zu mahnen. Sorgen wir dafür, daß nicht Kleinheitswahn das Proletariat und seine Ziele degradirt, daß nicht an Stelle einer weitausblickenden grundsätzlichen Politik das Fortwursteln von Fall zu Fall eintritt, mit anderen Worten, daß nicht die nüchterne Alltäglichkeit den Idealismus überwuchert, daß nicht das Bewußtsein der großen historischen Aufgaben verloren geht, die dem Proletariat gestellt sind.

Wenn wir in diesem Sinne unsere volle Kraft einsetzen, haben wir unsere Pflicht als Sozialdemokraten gethan: der Erfolg unseres Wirkens steht in der Hand von Faktoren, die wir nicht beherrschen.

Druck von J. H. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.) in Stuttgart.